

GEORGICA

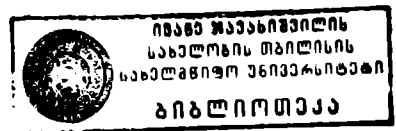
Zeitschrift für Kultur, Sprache und Geschichte
Georgiens und Kaukasiens

Herausgeber:

Heinz Fähnrich, Jena (verantwortlich)
Gert Hummel, Saarbrücken
Mariam Lortkipanidse, Tbilisi
Winfried Orthmann, Halle
Surab Sardshweladse, Tbilisi
Wolfgang Schuller, Konstanz

Unter Mitarbeit von:

Niko Berdsenischwili, Tbilisi
Winfried Boeder, Oldenburg
Elgudsha Chintibidse, Tbilisi
Bernardo Christophe, Jena
Angelika Geyer, Jena
Erhard Lange, Jena
Fairy von Lilienfeld, Erlangen
Marina Lortkipanidse-Piel, Jena
Steffi Macher, Jena
Günther Mansfeld, Tübingen
Roin Metreweli, Tbilisi
Stefand Plaggenborg, Jena
Parmen Sakaraia, Tbilisi
Manfred Schmeling, Saarbrücken
Karl Horst Schmidt, Bonn
Rüdiger Schmitt, Saarbrücken
Kora Singer, Jena
Guram Tewsadse, Tbilisi



GEORGICA

Jahrgang 2000

Heft 23

UVK · Universitätsverlag Konstanz

Erscheinungsweise: Jährlich. Bezugspreis: Einzelheft DM 45,-, Jahresabonnement DM 40,-, Jahresabonnement für Studenten DM 20,-, jeweils zuzüglich Porto und Versandkosten. Die Bezugsdauer verlängert sich jeweils um ein Jahr, sofern nicht Abbestellung bis zum 15. November erfolgt. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag.

Anschrift der Redaktion: c/o Prof. Dr. Heinz Fähnrich, Obere Zense 20, D-07616 Bürgel

Die mit Namen gezeichneten Artikel sind Originalbeiträge. Sie brauchen nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wiederzugeben. Nachdruck bedarf der Genehmigung, Anfragen sind zu richten an den Verlag. Für unverlangt eingehende Manuskripte und Rezensionsexemplare wird keine Gewähr übernommen.

Sämtliche Beiträge dieser Zeitschrift sind urheberrechtlich geschützt. Unter den Schutz des Urheberrechtsgesetzes fällt auch die Vervielfältigung von einzelnen Beiträgen einschließlich der Vervielfältigung durch Fotokopien.

© UVK Universitätsverlag Konstanz GmbH, Konstanz 2001

Einbandgestaltung: Riester & Sieber GmbH, Konstanz

Druck: Druckerei Konstanz GmbH, Konstanz

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

INHALT

Archäologie

- N. Mamaiašvili: Zur Chronologie und Topographie der Stadt Čeremi 5
W. Orthmann, K. Picxelaury, D. Qvavaze: Ausgrabungen in Ananauri 1999 . . . 14
D. Mindaorašvili: Ein frühmittelalterliches Gräberfeld in der Darial-Schlucht . . 21

Geschichte

- R. Kalandaze: Iraqli (Kaķi) Čeretelis Anschauungen über den Aufstand des Jahres 1924 in Georgien 29
B. Christophe: Macht versus Interesse? Zur Rationalität der russischen Politik im der Region des kaspischen Meeres 35
M. Kalandaze: Die Anfänge des Studiums der mittelalterlichen und neueren Geschichte Westeuropas in Georgien 48

Religion

- I. Mindaže: Chatoba bei den Chewsuren – Literarische Darstellung des Festes als Medium des kulturellen Gedächtnisses 58

Sprache

- E. Soselia: Die Systeme der Farbtermini in den Kartwelsprachen 65
J. Mattissen: Aktionsartklassen im Lasischen von Artašeni 84
K. Goderzišvili: Zur Verallgemeinerung von Personymen 96
H. Fähnrich: Zur Rekonstruktion der Bedeutung von kartwelisch **twal*- 100

Literatur

- N. Kaķabaze: Ein österreichischer Roman über einen georgischen Widerstandskämpfer gegen die Bolschewiki 103

Kunst

- I. Arsenišvili: Einige künstlerische und stilistische Charakteristika der georgischen Tafelmalerei im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts 108
E. Gačečilaze: Die Landschaft im Schaffen von Givi Toize 114
G. P. Schiemenz: Ein Stifterbild georgischer Könige in einem Kloster auf dem Berg Athos 121

Bericht 136

Tafeln*Berichtigung*

Bedauerlicherweise ist es in Band 21 (1998) in dem Beitrag von A. Žavaxišvili auf den Seiten 19 und 20 bei den Bildunterschriften zu einem Versehen gekommen. Bei den Abbildungen 5 und 6 muß es richtig heißen: Funde aus der Bauphase IV (Kura-Arakses-Kultur).

ARCHÄOLOGIE

Nana Mamaiašvili

Zur Chronologie und Topographie der Stadt Čeremi

(Taf. 1)

Die Ruinenstadt Čeremi liegt in Ostgeorgien, im Zentralteil der Gombori-Kette, auf den felsigen Anhöhen des heutigen Dorfes Čeremi (Kreis Guržaani) und den Kuppen westlich des Dorfes, am linken Ufer des Čeremisqali (Abb.1). Georgische Geschichtsquellen schreiben die Erbauung der Stadt und die Einrichtung des dortigen Episkopats Vaxtang Gorgasal zu: »Er setzte ... einen in Čeremi ein, das von ihm selbst erbaut worden war, und dort schuf er eine Stadt zwischen den beiden Kirchen, die er gleichfalls erbaut hatte« (Žuanšeri, S. 199).

König Vaxtang Gorgasal war eine bedeutende politische Persönlichkeit in der Geschichte Kartlis in der zweiten Hälfte des 5. Jhs. Zu dieser Zeit befanden sich die Länder Transkaukasiens in der politischen Interessensphäre von Byzanz und Iran, zweier mächtiger Staaten. Vaxtang Gorgasal nutzte die Konfrontation zwischen Iran und Byzanz aus, um seine eigenen Ziele zu erreichen. Er vereinte den größten Teil der georgischen Territorien zu einem Reich, dem Königreich Kartli. Mit seinem Namen ist die Gründung administrativer politischer Zentren des Reiches – Tbilisi, Užarma, Čeremi und Aršanuži – verknüpft (Lortkipanize 1979).

Die schriftlichen Nachrichten über Čeremi sind sehr dürftig. Es handelt sich um Žuanšers »Leben des Königs Vaxtang Gorgasal« (S. 199_{2.15}; S. 201₁) und Vaxušti Bagrationis »Beschreibung des Königreichs Georgien« (S. 114_{2.8}; S. 545₂₃; S. 546_{5.7}). Auf Fragen zur Geschichte der Stadt Čeremi sind verschiedene georgische Wissenschaftler eingegangen (G. Čubinašvili, N. Čubinašvili, L. Čilašvili, D. Musxelišvili, T. Todria und andere), doch konkrete Daten zur Stadtgeschichte konnten erst durch die in den letzten Jahren in der Ruinenstadt vorgenommenen archäologischen Grabungen gewonnen werden.

Erste Sondagen und die dann folgenden systematischen Ausgrabungen wurden von der Kachetien-Expedition des Archäologischen Forschungszentrums 1979 begonnen und fast zehn Jahre lang fortgeführt. Sie ermöglichten es, das Gründungsjahr der Stadt sowie die Grundzüge ihrer Topographie zu präzisieren. Dabei wurden auf dem Territorium des Dorfes Čeremi und in seiner Umgebung archäologische Fundplätze verschiedener Zeit festgestellt.

Die ältesten Funde sind Feuersteingeräte aus der Steinzeit, die vor allem im Gebiet des Dorfes selbst zutage traten. Sie sind über eine große Fläche verstreut und nicht

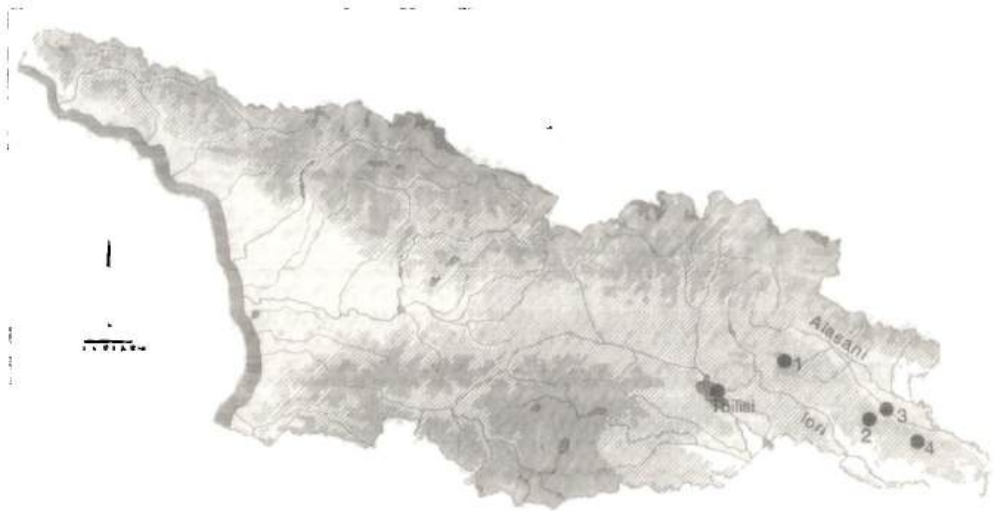


Abb.1 : Kachetische Städte des frühen Mittelalters

1: Užarma; 2: Čeremi; 3: Velisixe; 4: Xornabuži

mit einer Kulturschicht verbunden. Auf dieses Material folgen chronologisch die Reste einer späthalkolithischen Siedlung am Westrand des Dorfes auf einem hohen Berg in der Nähe des Heiligtums der *Žačvažes*. Gefunden wurden hauptsächlich Wirtschaftsgruben und Bruchstücke von Mauern steinerner Gebäude sowie Scherben der für diese Zeit charakteristischen Keramik und polierte Steinbeile.

Westlich des Dorfes Čeremi, an dem Ort *Sayanžile*, wurden Überreste einer frühbronzezeitlichen Siedlung ausgegraben. Neben typischer Keramik der frühen *Mtškvari-Araxes-Kultur* fand man verputzte runde Feuerstellen mit einer Vertiefung in der Mitte, Steinwerkzeuge und anderes.

Die Umgebung des Dorfes Čeremi ist besonders reich an Funden aus der späten Bronze- und frühen Eisenzeit. Sowohl südlich als auch nordwestlich des Dorfes und auf dem *Čverodabali-Hügel* stellte die Expedition mehrere Wohnstätten und Grabanlagen aus dieser Zeit fest. Anscheinend sind in Čeremi und seiner Umgebung auch Fundplätze aus der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends vorhanden, wofür es mehrere materielle Hinweise gibt.

Auf dem Gebiet des heutigen Dorfes Čeremi und auf dem *Čverodabali-Hügel*, wo Wohnviertel der Stadt aus *Vaxtangs* Zeit nachgewiesen werden konnten, wurden auch eine bedeutende Siedlung und ein Gräberfeld aus dem 3.–4. Jh. entdeckt. Die Grabfunde – Glasgefäße, mannigfaltige Ketten, verschiedener Schmuck und Münzen – scheinen darauf hinzudeuten, daß hier ein bedeutender Handelsweg verlief.

Es ist denkbar, daß *Žuanšer* diesen Weg meint, wenn er in seinem Werk die am diesem Weg nacheinander angeordneten Punkte erwähnt: »Und es kam der König *Xuasro* und zerstörte die Stadt *Qambečoani* und die Burg von Čeremi, Velis-Cixe, und als sie nach Kachetien gelangten, lagerten sie am *Iori* in der Nähe einer befestigten Stadt, die *Darpaqa* heißt« (*Žuanšeri*, S. 201).

Anscheinend hat gerade dieser Weg die Gründung der Städte Çeremi und Użarma begünstigt und wohl auch zum Aufschwung anderer Orte wie Veliscixe und Xorna-
buži beigetragen, die ebenfalls an ihm lagen.

Der Aufschwung und die Stadtwerdung von Użarma und Çeremi gingen gleichzeitig in der zweiten Hälfte des 3. Jhs. vonstatten. Wir haben diesen Prozeß mit dem Weg verknüpft, der bei Žuanşer im Zusammenhang mit den Ereignissen des Jahres 502 genannt ist, doch ist die Stadtgründung von Użarma in den schriftlichen Quellen schon in der Mitte des 3. Jhs. bezeugt. Es wird erstmals zur Zeit des Parnawasiden Aspatur I. erwähnt (Mroveli, S. 59: »Er erbaute die befestigte Stadt Użarma«), und anhand des archäologischen Materials läßt sich für Çeremi feststellen, daß dieser Weg schon in der zweiten Hälfte des 3. Jhs. eine seiner aktiven Zeiten erlebte. Offenbar behielt er in der Folgezeit seinen ursprünglichen Verlauf bei, aber wie N. Berzenišvili sich ausdrückte, verödete und belebte er sich wie jeder Weg entsprechend den inneren und äußeren Bedingungen des Landes (Berzenišvili 1966, S. 8–9).

Somit existierte die Stadt Çeremi offenbar bereits vor Vaxtang Gorgasal, im 3.–4. Jh. Sie bestand aus einzelnen, voneinander getrennten Bereichen, die sich über ein weites Territorium erstreckten (Abb.2). Einer von ihnen umfaßt das Gelände des heutigen Dorfes, wo auch in den folgenden Jahrhunderten intensives Leben herrschte (Bereich 1).

Die archäologischen Arbeiten führten in diesem Teil der Stadt zur Entdeckung eines umfangreichen Gräberfeldes aus dem 3.–7. Jh. sowie eines stark besiedelten Hügels aus dem 3.–4. Jh., auf dem eine nach der hl. Marine benannte kleine, aus behauenen Steinen erbaute Hallenkirche mit einem Ort zum Kerzenanzünden und Beten und einer Opferstätte ausgegraben wurde, die von N. Čubinašvili in das 4.–5. Jh. datiert wird.¹

In demselben Bereich sind aus verschiedenen Zeiten stammende Reste der ehemaligen Stadt bis zum heutigen Tag als Ruinen erhalten geblieben. G.Čubinašvili hat die architektonischen Denkmäler untersucht: ein überkuppeltes Quadrat (4. Jh.), eine Bischofskirche (8.–9. Jh.) sowie einen Bischofspalast (8.–9. Jh.) (G.Čubinašvili 1959, S. 138–193, 207–208, 557–559).

Auch der 4–5 km vom heutigen Dorf entfernte Siedlungsplatz auf dem Çverodabali-Hügel bildete ein Viertel der Stadt Çeremi des 3.–4. Jhs. (Bereich 2). Dort wurden Reste von gewaltigen ziegelgedeckten Gebäuden gefunden. Es ist anzunehmen, daß es zu dieser Zeit noch weitere Stadtteile gab.

In der zweiten Hälfte des 5. Jhs. gründete Vaxtang Gorgasal schriftlichen Quellen zufolge in Çeremi ein Bistum und errichtete ebenso wie in Użarma eine Stadt, einen strategischen Punkt. Nach Ansicht von D. Musxelišvili war dies eine Folge seiner ostwärts gerichteten Politik (Musxelišvili 1977, S. 220).

Wie die Sondagen und die weiteren Grabungsarbeiten gezeigt haben, muß die von Vaxtang Gorgasal erbaute Stadt Çeremi ähnlich wie die Stadt des 3.–4. Jhs. aus mehreren voneinander entfernten Teilen bestanden haben. Eine Mauer ist nur an der Zitadelle aus Gorgasals Zeit festzustellen, die in 4–5 km Entfernung vom heutigen Dorf auf dem Çverodabali-Hügel liegt (Abb. 2, Bereich 2). Eine Befestigung der Stadt des 3.–4. Jhs. wurde nicht gefunden, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß sie sich an der

1. 1986 nahm der bekannte Kunsthistoriker N. Čubinašvili bei einem Aufenthalt in Çeremi im persönlichen Gespräch mit mir eine Datierung der architektonischen Denkmäler von Çeremi vor: der Kirche der hl. Marine und der Bischofskirche des hl. Nikoloz.

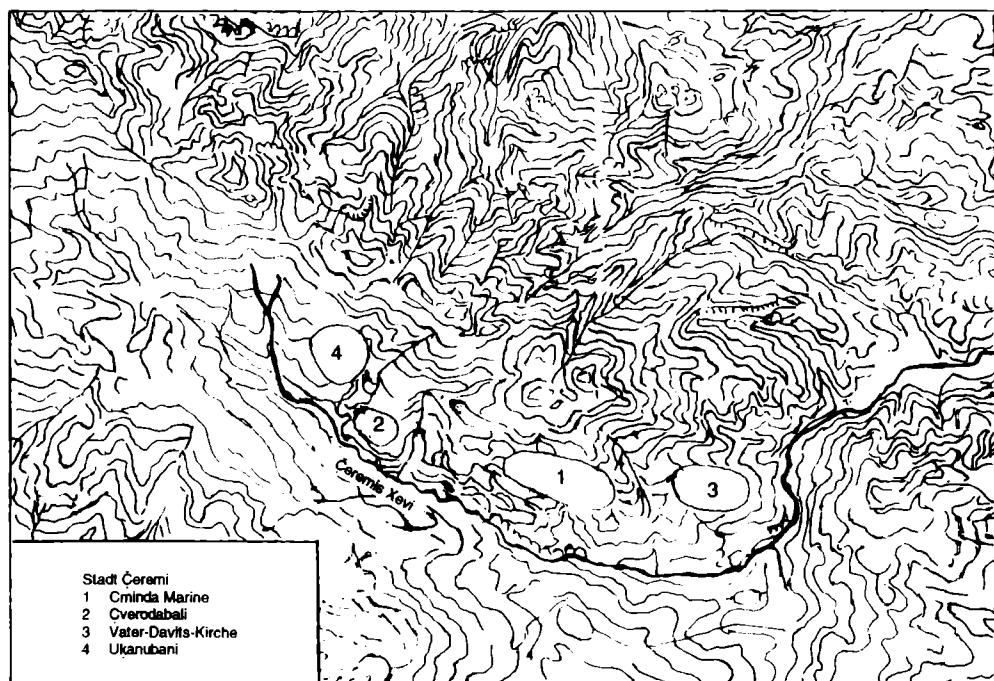


Abb.2: Die verschiedenen Bereiche der Stadt Çeremi

Stelle der Zitadelle aus Gorgasals Zeit befand, wo sich eine recht starke Kulturschicht des 3.–4. Jhs. nachweisen ließ.

Die Zitadelle von Çeremi (Abb. 3) mit einer Fläche von etwa 10 ha nahm den mächtigen Çverodabali-Hügel ein, der in seinem Westteil von tiefen Schluchten begrenzt war und in einer Felsnase endete. Auf ihr stand eine Burganlage (Abb. 4). Im Osten wird die Zitadelle von der Kabauri-Schlucht im Norden bis zur Çeremi-Schlucht im Süden durch eine Festungsmauer begrenzt. Eine lange Mauer wurde auch im Süden entlang der Çeremi-Schlucht festgestellt, wo man auf ein Mauernpaar stieß. Hier muß sich eines der Stadttore befunden haben, von dem aus man den ehemaligen gepflasterten Weg nach Çailuri einsehen konnte, der wohl weiter nach Tbilisi und Mcxeta verlief. Im Iori-Tal muß die Burg von Çailuri gestanden haben, die diesen Weg sperren konnte.

Die Zitadelle von Çeremi scheint in einem Zug und nach einem einheitlichen Plan erbaut worden zu sein. Sie stellt einen kompositionell geschlossenen Komplex dar. Die Gebäude – Hallen (Abb. 5, Taf. 1,1), Hofkirche (Taf. 1,2), Wirtschaftsgebäude und andere –, die zu dem Palastkomplex gehören, wurden auf dem Kamm des Hügel auf einer in Ost-West-Richtung verlaufenden Achse angeordnet. Im Westen werden sie von der auf einer Felsnase errichteten Burganlage begrenzt, während im Osten auf einem erhöhten Hügel die Bischofskirche steht, die in der Fachliteratur unter dem Namen Çverodabali-Kirche (oder auch Kirche des hl. Georg) bekannt ist. Der gesamte Palastkomplex ist in gleicher Art und aus gleichem Material gebaut, wie das auch in

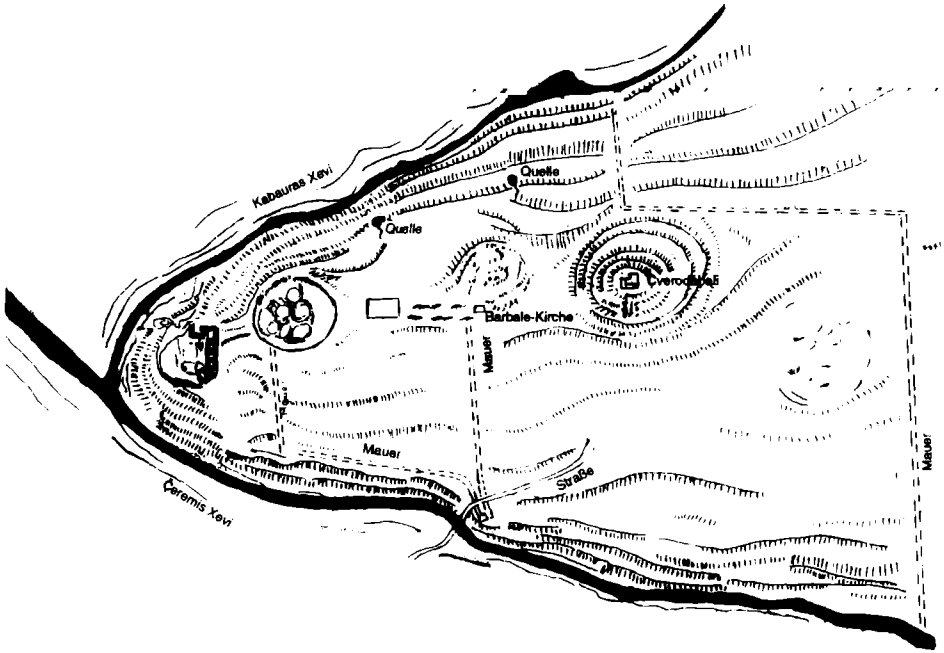


Abb. 3: Çeremi, Zitadelle

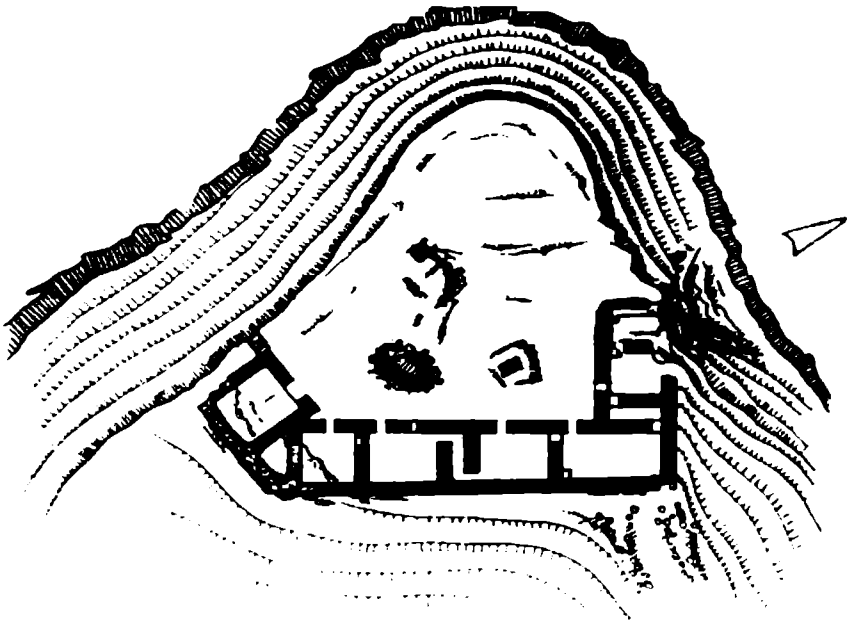


Abb. 4: Çeremi, Zitadelle, Burghanlage

Užarma der Fall ist (Lomtatize 1989; Cicišvili 1982): aus horizontalen Reihen weißer, fein bearbeiteter, mehr oder minder gleich großer Steine, die mit Mörtel verbunden sind. Die Gebäude waren mit großen, flachen, gerieften Dachziegeln gedeckt, die rot gefärbt waren. Die Bischofskirche dagegen war mit Travertin gedeckt und wurde dadurch als Bischofssitz hervorgehoben. Wir denken, daß die Çverodabali-Kirche mit der von Vaxtang Gorgasal erbauten Bischofskirche gleichzusetzen ist. Dieselbe Anschauung vertrat N. Čubinašvili, der dies 1986 in einem persönlichen Gespräch mit mir äußerte. Seiner Ansicht nach deutet die längs der Altarwand angebrachte Sitzreihe darauf hin, daß Çverodabali keine gewöhnliche Gemeindegkirche war, sondern eine Kirche, wo sich an besonders bedeutenden Tagen und Festen die Geistlichen des Bistums zu Beratungen versammelten (N.Čubinašvili 1988, S. 26).

Im 8.–9. Jh. wurde die Bischofskirche wohl im Zusammenhang mit der Abnahme der Nutzung der Zitadelle auf das Gelände des heutigen Dorfes verlegt, wo man ebenso wie im 3.–4. Jh. auch in späterer Zeit eines der Stadtviertel vermutet. Hier entstanden im 8.–9. Jh. sowohl eine Bischofskirche als auch ein Bischofspalast.

Unter den archäologischen Funden der Zitadelle von Çeremi ist besonders reichhaltig Material aus der zweiten Hälfte des 5. Jhs. vertreten. Es stammt von den Fußböden der Burghalle oder des Schlosses oder deren Ruinenschichten, die mit der Zerstörung von Çeremi durch die Perser im Jahre 502 im Zusammenhang stehen: »Und es kam König Xuasro und zerstörte die Stadt Kambečoani und die Burg von Çeremi, Velis-Cixe« (Žuanšeri, S. 201). Das gefundene Material datiert im Einklang mit den schriftlichen Quellen den Palastkomplex in die zweite Hälfte des 5. Jhs.

Nach dem Jahre 502 scheint auf dem Territorium der Zitadelle bis zum 8.–9. Jh. kein Lebenszeichen mehr feststellbar zu sein. Auf diese Zeit weisen dann einige wenige dürftige Funde hin. Im 10.–11. Jh. wurde die Çverodabali-Kirche offenbar zu einer dreischiffigen Basilika umgebaut und mit Dachziegeln gedeckt. In einer Nische, die oben in der Konche von Çverodabali angebracht war, fand sich das Bruchstück eines Dachziegels mit einer eingekratzten Nuxuri-Inschrift, die nach Ansicht von V. Sillogava etwa aus dem 10.–11. Jh. stammen dürfte. Auf die gleiche Zeit könnten die Reste der im Süden erhalten gebliebenen Umfriedung der Kirche und eines Glockenturms (?) hindeuten. Das entwickelte Mittelalter ist unter den archäologischen Funden der Zitadelle von Çeremi mit keramischem Material und den entsprechenden Wirtschaftsgebäuden (Keltergebäude, Weinkeller u. a.) vertreten. Aus späterer Zeit sind anscheinend keine Funde mehr greifbar, wenn man von der spätmittelalterlichen Phiale absieht, die beim Reinigen des Fußbodens der Hl.-Barbale-Kirche zum Vorschein kam.

Einer der wichtigsten Stadtteile von Çeremi muß das Viertel der Vater-Davits-Kirche gewesen sein (Abb. 2, Bereich 3), das anderthalb Kilometer östlich vom heutigen Dorf gelegen ist. Die Vater-Davits-Kirche steht auf dem Dorffriedhof. G. Čubinašvili zufolge ist sie das verkleinerte Abbild der Çverodabali-Kirche (G.Čubinašvili 1959, S.199). Sie wird an das Ende des 5. und ganz an den Beginn des 6. Jhs. datiert (N.Čubinašvili 1988, S. 65).

Einen Teil der Stadt aus Gorgasals Zeit stellt wohl auch das Gelände des sogenannten Ukanubani dar, das ungefähr 2–3 km von der Zitadelle entfernt liegt (Abb. 2, Bereich 4). Die hier entdeckten Mauerruinen dürften ihrer Bauart nach auf die Zeit Vaxtang Gorgasals weisen.

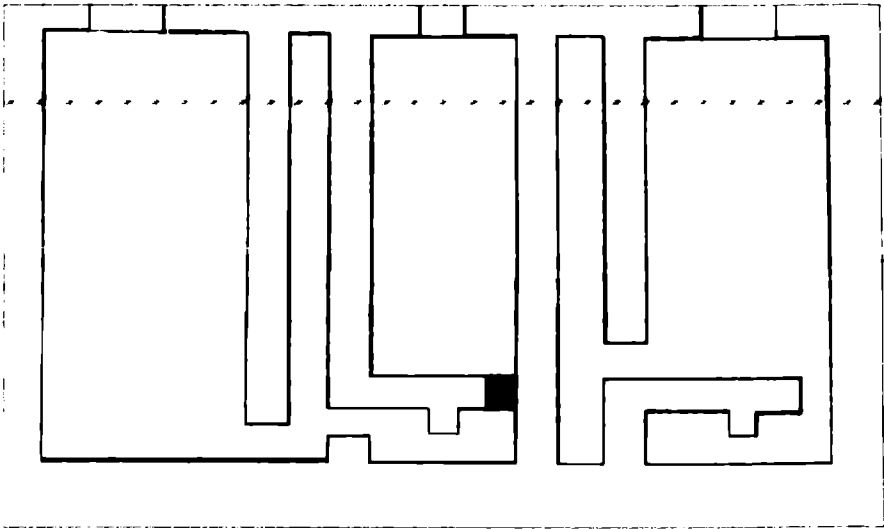


Abb. 5: Çeremi, Schloß

Faßt man das oben Gesagte zusammen, wird klar, daß die Stadt Çeremi in der Zeit vor Vaxtang Gorgasal aus wenigstens zwei Teilen bestehen muß. Der westliche Stadtteil befand sich im Bereich der späteren Zitadelle, während der östliche 4–5 km davon entfernt auf dem Gebiet des heutigen Dorfes lag. Somit erstreckte sich die Stadt über 7–8 km von Ost nach West. Die Stadt aus Gorgasals Zeit war hingegen noch größer. Nach den uns bekannten Materialien hatte sie in Ost-West-Richtung eine Ausdehnung von fast 12 km und bestand aus den Bereichen Çverodabali (Zitadelle), Ukanubani, heutiges Dorf und Vater-Davits-Kirche (Abb. 2). Es ist nicht ausgeschlossen, daß es weitere Stadtteile gab. Es ist bezeichnend, daß jedes Viertel dieser frühchristlichen Stadt eine eigene Kirche besaß. Später, im 8.–9. Jh. und der Folgezeit, beschränkte sich Çeremi im wesentlichen auf das Territorium des heutigen Dorfes.

Die Betrachtung der Ergebnisse der archäologischen Arbeiten, die in der Ruinenstadt Çeremi durchgeführt wurden, machte es erforderlich, die Angaben der schriftlichen Quellen über die Gründung und die Lage der Stadt erneut zu überprüfen.

Wie bereits erwähnt, schreibt »Kartlis cxovreba« (Žuanšer) den Bau der Stadt Çeremi und die dortige Einrichtung eines Bistums Vaxtang Gorgasal zu. Vaxušti Bagrationi lokalisierte die Stadt Çeremi auf dem Boden des heutigen Dorfes und meinte wohl, Vaxtang Gorgasal habe die Bischofskirche in einer schon bestehenden Stadt erbaut und dort einen Bischof eingesetzt: »In den Alazani [...] mündet auch von Westen der Çeremis Çqali, der aus dem Civi-Gebirge herabströmt und bis Çeremi fließt... An diesem Fluß liegt inmitten des Civi- oder Hereti-Gebirges Çeremi; es war eine Stadt, wo Gorgasal eine große Kuppelkirche erbaute und eine feste Stadt, und er setzte einen Bischof ein, einen Hirten für Innerkachetien, und der sitzt noch heute da« (Bagrationi, S. 545–546). Diesbezüglich ist auch P. Ioselianis Nachricht von Interesse, die ebenfalls die Gründung der Stadt Çeremi vor Vaxtang Gorgasal beinhaltet: »Der Überlieferung nach ist Çeremi gleichzeitig mit Žaleti gegründet worden. Vaxtang Gorgasal

hat es befestigt, erweitert und mit einer reich ausgestatteten Kirche verschönt, wo er einen Bischof für ganz Innerkachetien einsetzte« (Ioseliani 1850, S. 73–74).

Bis in letzte Zeit wurde die Gründung der Stadt Çeremi in der Fachliteratur aufgrund von Žuanšers Angaben Vaxtang Gorgasal zugeschrieben. Die neuen archäologischen Entdeckungen, die auf das Bestehen einer Stadt oder einer städtischen Siedlung auf dem Territorium von Çeremi schon im 3.–4. Jh. hindeuten, korrigieren Žuanšers Nachricht und bestätigen die Richtigkeit der Angaben von Vaxuštī und P. Ioseliani.

Was die Mitteilung in »Kartlis cxovreba« zur Lokalisierung von Çeremi betrifft: »...und dort schuf er eine Stadt zwischen den beiden Kirchen, die er gleichfalls erbaut hatte« (Žuanšeri, S. 199), so wird sie in der Fachliteratur unterschiedlich interpretiert. Bis in letzte Zeit wurde aufgrund obiger Angabe die von Vaxtang Gorgasal erbaute Stadt Çeremi zwischen der sogenannten Çverodabali- (Hl.-Georgs-) Kirche und der auf dem Gelände des heutigen Dorfes Çeremi gelegenen Bischofskirche vermutet (G. Čubinašvili, S. 190). Später faßte N. Čubinašvili diese Überlieferung etwas anders auf und hielt es für zulässig, daß die beiden bei Žuanšer erwähnten Kirchen, zwischen denen die Stadt errichtet wurde, die noch heute auf dem Territorium der Stadt zur Zeit Gorgasals stehende Hl.-Georgs-Kirche und die Hl.-Barbale-Kirche sind, die er als Bauten aus dem letzten Drittel des 5. Jhs. betrachtete. Er verglich die Größe alter georgischer Städte wie Dmanisi, Lore, Axalkalaki, Çunda, Tmogvi und anderer und meinte, das Gebiet zwischen der Çverodabali-Kirche und der Kirche der hl. Barbale und darüber hinaus bis zur Burganlage von Çeremi entspräche ganz der Ausdehnung dieser Städte, während die Existenz einer Stadt auf der sich 3–4 km weit erstreckenden, nicht durch tiefe, unwegsame Schluchten geschützten ebenen Fläche zwischen dem Çverodabali und dem Dorf Çeremi, die sich besser als Acker- und Weideland eigne, unmöglich erschiene (N. Čubinašvili, S. 54).

Wie die Suchgrabungen zeigten, ist auf dem erwähnten Gelände zwischen dem heutigen Dorf und dem Çverodabali keinerlei Spur einer Stadt aus Vaxtang Gorgasals Zeit zu erkennen. Hier wurden nur Siedlungen aus dem Chalkolithikum, der Frühen Bronzezeit und der Späten Bronzezeit nachgewiesen. Hinzu kommt, daß die auf dem Gelände des Dorfes stehende Bischofskirche nach Meinung von N. Čubinašvili erst im 8.–9. Jh. erbaut worden ist, was ihre Gleichsetzung mit einer der Kirchen aus Žuanšers Nachricht von vornherein ausschließt.

Was N. Čubinašvilis Identifizierung der Hl.-Georgs-Kirche und der Hl.-Barbale-Kirche mit den beiden Kirchen aus Žuanšers Nachricht betrifft, so könnten wir sie als zulässig betrachten, wenn wir lediglich die Zitadelle von Gorgasals Stadt im Auge haben. Doch die Entfernung zwischen diesen Kirchen beträgt nur knapp 100 m, so daß es schwer vorstellbar ist, dort eine Stadt unterzubringen.

Wie bereits mehrfach gesagt, erstreckte sich Gorgasals Stadt Çeremi über ein großes Gelände und bestand aus mehreren, voneinander unabhängigen Teilen, die jeweils über eine eigene Kirche verfügten. Sollte daher bei Žuanšer das weite Territorium der Stadt Çeremi gemeint sein, dann könnte man unter der einen Kirche Çverodabali (im Westen) verstehen und unter der anderen ihre aus der gleichen Zeit stammende kleinere Doppelgängerin, die Vater-Davits-Kirche im Osten. Allerdings könnte Žuanšer diese beiden Kirchen nur bedingt zur Kennzeichnung der Lage von Çeremi genannt haben, denn die Stadt hat sich auch über sie hinaus in östliche und westliche Richtung erstreckt und z. B. auch das Stadtviertel Uķanubani umfaßt.

Damit ergänzen und präzisieren die Ergebnisse der in der Ruinenstadt Čeremi vorgenommenen archäologischen Arbeiten in gewisser Weise die Nachrichten der schriftlichen Quellen über die Stadt Čeremi. Nimmt man die Angaben der Geschichtsquellen und die Ergebnisse der archäologischen Arbeiten zusammen, so schälen sich zwei bedeutende Perioden in ihrer Geschichte heraus: 1. In der zweiten Hälfte des 3. Jhs. war Čeremi eine an einer bedeutenden Handelsstraße gelegene, auf wirtschaftlicher Grundlage entstandene Siedlung, 2. In der zweiten Hälfte des 5. Jhs. war Čeremi eine befestigte Stadt von strategischer Bedeutung, deren Gründung Vaxtang Gorgasal zugeschrieben wird. Das gleiche Bild zeichnet sich auch bei Užarma ab (Čiłašvili 1970, S. 35).

LITERATUR

- Bagraioni, V.: Aყვერა sameposa sakartvelosa, in: Kartlis cxovreba IV (Tbilisi 1973).
 Berzemišvili, N. 1966: Gzebi rustavelis epokis sakartveloši (Tbilisi).
 Cicišvili, I. 1982: Užarma (Tbilisi).
 Čiłašvili, L. 1970: Kalakebi peodalur sakartveloši II (Tbilisi).
 Čubimašvili, G. 1959: Architektura Kachetii (Tbilisi).
 Čubimašvili, N. 1988: Šašianis Sameba (Tbilisi).
 Ioseliani, P. 1850: Goroda suščestvovavšie v Gruzii (Tiflis).
 Lomtatiže, G. 1989: Arkeologiuri kvleva-zieba algetisa da ivris xeobebši (Tbilisi).
 Lortkpaniže, M. 1979: Kartli V sauķunis meore naxevarši (Tbilisi).
 Mroveli, L.: Cxovreba kartvelta mepeta da pirveltaganta mamata da natesavta; in: Kartlis cxovrebI (Tbilisi 1955).
 Musxelišvili, D. 1977: Sakartvelos istoriuli geografiis ziritadi saķitxebi I (Tbilisi).
 Žuanšeri: Cxovreba Vaxtang Gorgasalisa, in: Kartlis cxovreba I (Tbilisi 1955).

Winfried Orthmann, Konstantine Picxelaury, Davit Qvavaze

Ausgrabungen in Ananauri 1999

Die 4. Grabungskampagne der georgisch-deutschen Ausgrabungsexpedition im Kachetien (Ost-Georgien) dauerte vom 1.9.1999 bis zum 15.10.1999. Sie stand unter der gemeinsamen Grabungsleitung von Prof. K. Picxelaury (Akademie der Wissenschaften Georgiens) und Prof. Dr. W. Orthmann (Universität Halle-Wittenberg).¹ Die Grabungsmannschaft war wiederum in dem Ortsteil Ananauri des Dorfes Apeni etwa 5 km von der Grabungsstelle untergebracht. Es wurden bis zu 10 Grabungsarbeiter beschäftigt, die alle aus dem Ortsteil Ananauri stammten. Es ist der Einsatzbereitschaft und dem Fleiß der Arbeiter zu verdanken, daß die Grabungsarbeiten trotz der schwierigen Bodenverhältnisse zum Abschluß gebracht werden konnten.

Am 9.10.1999 besuchte der Staatspräsident der Republik Georgien, Herr Eduard Schewardnadse, die Ausgrabungen und informierte sich ausführlich über den Gang der Arbeiten. Den Gouverneur der Provinz Kachetien, Herrn G. Arsenišvili hatten wir ebenfalls mehrfach zu Gast.²

Das Grabungsprogramm

Das Arbeitsprogramm für diese Kampagne sah vor, die Ausgrabung des großen Kurgans (Kurgan I) von Ananauri abzuschließen und dazu die aufgrund der Grabungsergebnisse von 1997 angenommene dritte Grabkammer freizulegen.³ Ergänzend sollten kleinere Untersuchungen an dem Steinkreis 2 vorgenommen werden. Diese gehört zu dem südlichen der beiden ursprünglichen Hügelgräber (Kurgan I/2), in dessen Mitte die Grabkammer gesucht werden sollte.

Als Ergebnis kann festgestellt werden, daß diese Grabkammer (Grabkammer 2) vollständig ausgegraben werden konnte. Aufbau und Verlauf des Steinkreises wurde durch Sondagen überprüft. Außerdem wurde eine 1997 östlich des Steinkreises 1 angeschnittene Steinsetzung etwas weiter freigelegt, um Sicherheit darüber zu gewinnen, ob es sich hierbei um den Teil eines weiteren Steinkreises handelt; dabei zeigte es sich,

1. Außer den Grabungsleitern nahmen an der Kampagne Frau stud. phil. Ildiko Bösze, Herr Min-dia Žalabaže, Herr Davit Qvavaze und Frau stud. phil. Rebecca Wegener teil. Die Durchführung der Arbeiten wurde durch eine Sachbeihilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft ermöglicht.
2. Allen zuständigen georgischen Behörden, insbesondere aber dem Staatlichen Museum Georgiens in Tbilisi, sind wir für vielfältige Unterstützung zu Dank verpflichtet. Den Bewohnern der Ortschaft Ananauri möchten wir für die freundliche Aufnahme und die uns immer wieder erwiesene Gastfreundschaft auch auf diesem Wege herzlich danken.
3. Zur Kampagne 1997 vgl. W. Orthmann, K. Picxelaury, D. Qvavaze: *Georgica* 21 (1998) S. 21–27.

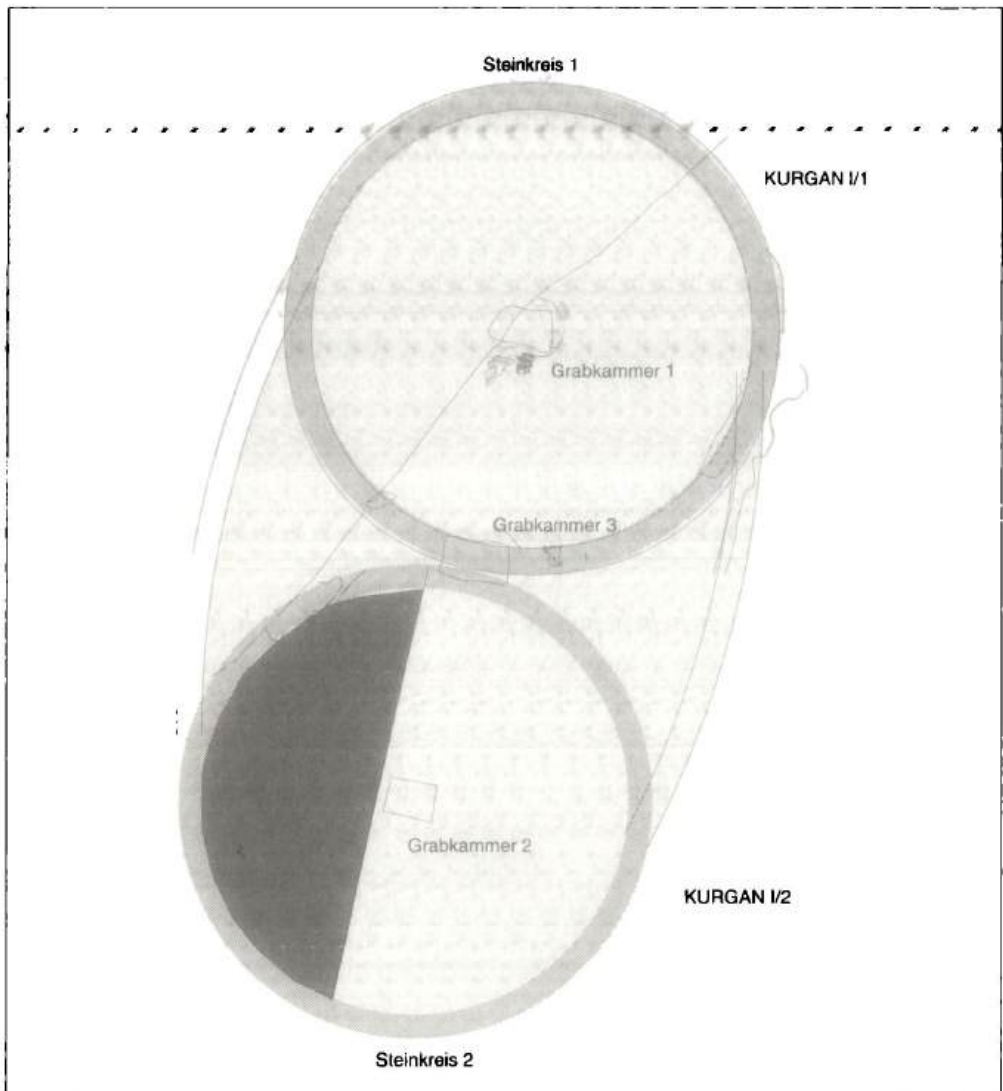


Abb. 1: Aufbau des Kurgans und Lage des Schnittes durch den Kurgan I/2

daß diese Steinsetzung eher als Pflaster eines in gerader Linie auf den Kurgan zulaufenden Weges gedeutet werden kann.

Der Grabungsverlauf

Zu Beginn der Grabung wurde zunächst die obere Aufschüttung des Kurgans im Nordost-Quadranten bis auf ein Niveau von ca. 1 m über der ursprünglichen Geländeoberfläche mit Hilfe eines Radladers abgetragen. Sodann wurden längs der dadurch entstandenen Profile Suchschnitte bis auf das Niveau des gewachsenen Bodens abgetieft. Dabei zeigte es sich, daß man keine oberirdische Grabkammer errichtet hatte, sondern daß auch in dem Kurgan I/2 die Bestattung in einer Grube angelegt worden

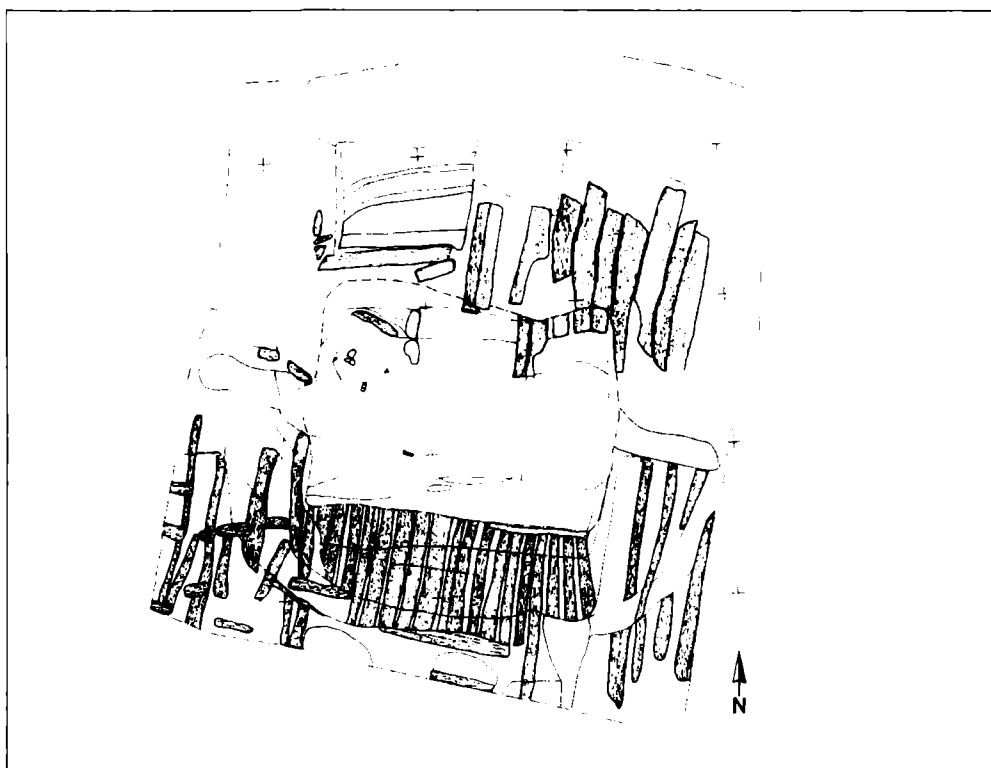


Abb. 2: Grabkammer 2, Holzreste der Grubenabdeckung

war. Zugleich gaben die Suchschnitte Auskunft darüber, in welcher Höhe die obersten Reste der Holzabdeckung anzutreffen waren. Nach Dokumentation der Befunde konnte daher die gesamte Südhälfte der Grabhügels bis dicht über dieses Niveau mit einer Schubraupe abgeschoben werden. Die nördliche Schnittkante wurde dabei so gelegt, daß die gesamte Grabgrube ohne weitere Rückverlegung des Profils ausgegraben werden konnte (vgl. Abb. 1)

Von diesem Niveau aus wurden dann Schnitte angelegt, um zunächst die Reste der Holzabdeckung der Grabgrube zu erfassen. Wie bei den Grabkammern 1 und 3 war auch bei der Grabkammer 2 die Abdeckung nur noch als Verfärbung erhalten. Die Verfärbungen ließen die Abmessungen und die Lage der Holzstämmе, mit denen die Grube abgedeckt gewesen war, gut erkennen (Abb. 2). Im Westprofil des Schnittes sichtbare Störungen sowie das Fehlen eines Teiles der Holzabdeckungen ließen bereits zu diesem Zeitpunkt erkennen, daß das Grab schon im Altertum beraubt worden war. Es konnte daher nicht damit gerechnet werden, die Bestattung(en) und Beigaben intakt anzutreffen.

Die Ausgrabung der Grabgrube gestaltete sich wegen des eindringenden Grundwassers ähnlich schwierig wie bei den beiden 1997 ausgegrabenen Bestattungen. Die Füllung der Grube wurde in gleichmäßigen Lagen abgetragen, die einander vielfach überlagernden Skelettreste und Gefäßbruchstücke wurden in insgesamt 6 Plana dokumentiert, aus denen die Abbildungen 3–5 zusammengezeichnet sind. Insgesamt waren sowohl die Knochen als auch die Scherben besser erhalten als in den beiden

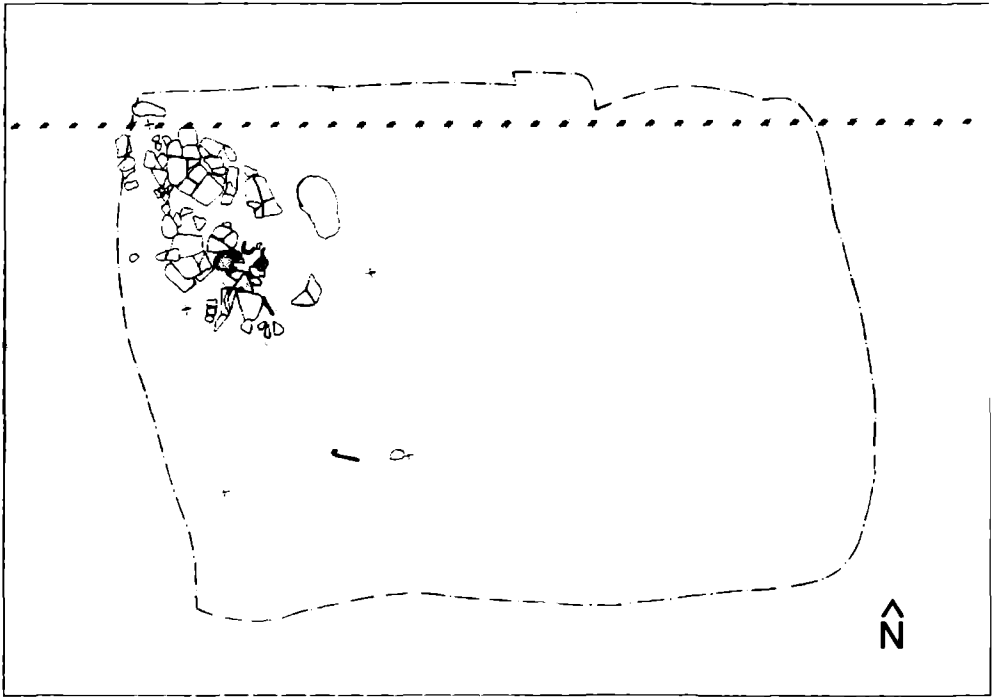


Abb. 3: Grabkammer 2, obere Fundschicht

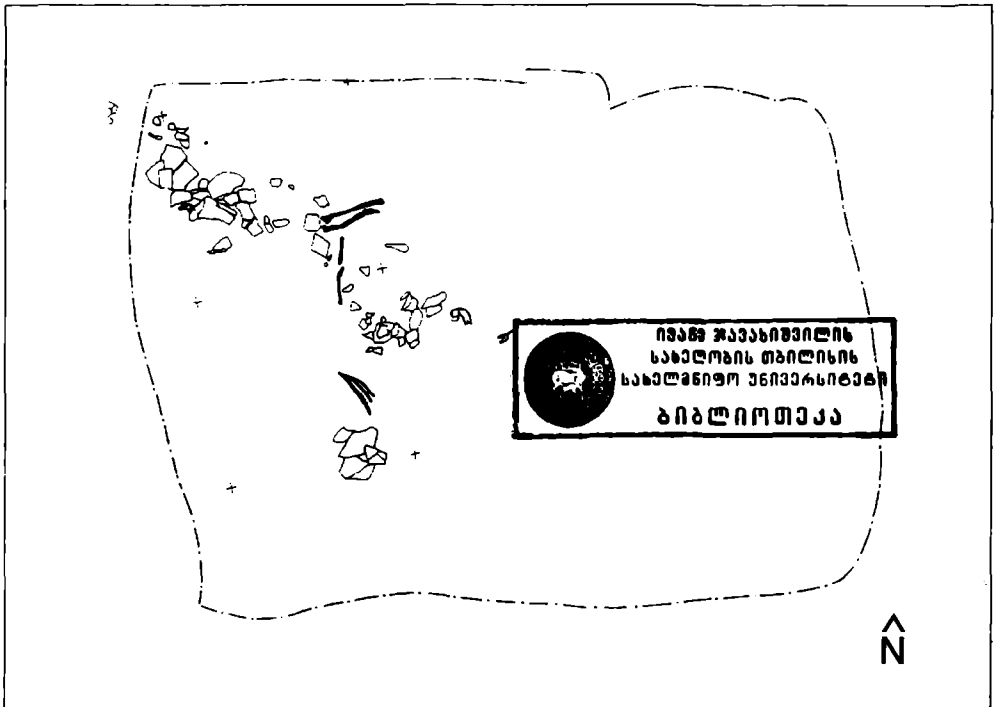


Abb. 4: Grabkammer 2, mittlere Fundschicht

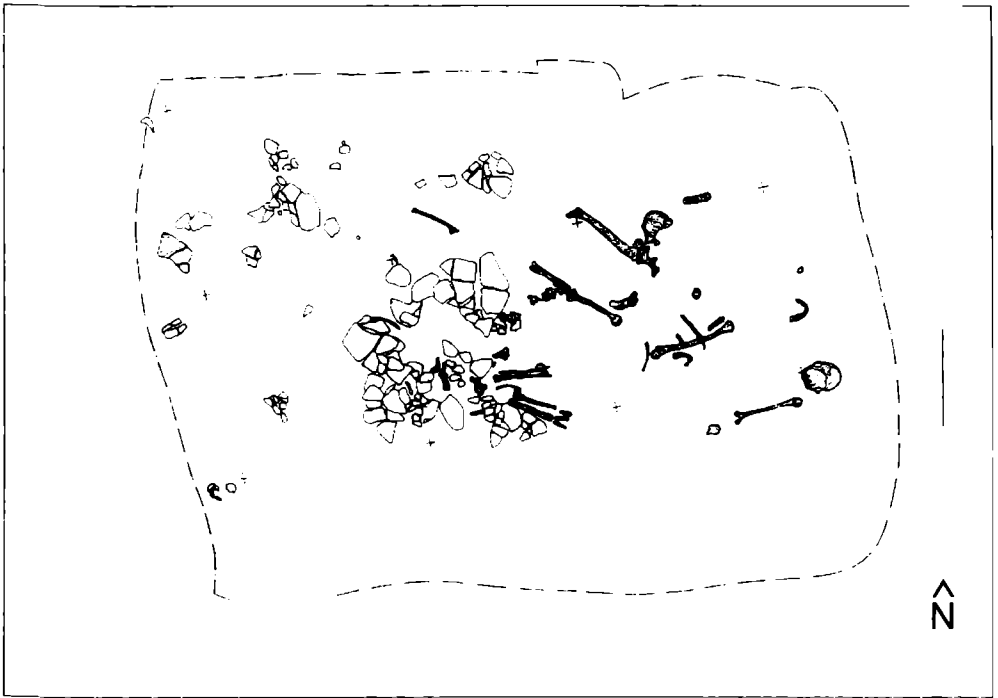


Abb. 5: Grabkammer 2, untere Fundschicht

anderen Gräbern. Bereits vor einer Untersuchung des Skelettmaterials durch einen Anthropologen, die noch aussteht, kann gesagt werden, daß die Knochen zu mindestens zwei Individuen gehören, die sich in Größe und Knochenbau deutlich voneinander unterschieden haben. Die Knochen lagen insgesamt nicht mehr in anatomischem Zusammenhang, jedoch sind einzelne Gliedmaßen bei der Beraubung des Grabes insgesamt verlagert worden. Daraus wird man schließen dürfen, daß der Verwesungsprozess zum Zeitpunkt des Eindringens der Grabräuber noch nicht abgeschlossen war.

Von dem zu der Trachtausstattung gehörenden Schmuck sind nur wenige Reste der Beraubung entgangen: einige Perlen, zwei Spiralringe (Schläfenringe), ein Fingerring aus Karneol (Abb. 6). Schläfenringe dieser Form sind seit der Martqopi-Stufe in Hügelgräbern Georgiens belegt (z.B. Žaparize 1998, Abb. 14 Nr. 109).

Wie viele Gefäße zu der Grabausstattung gehört haben, wird sich erst nach Abschluss der Bearbeitung der Keramik sagen lassen. Neben dickwandigen Vorratsgefäßen, von denen zwei mit als Relief auf die Gefäßwand aufgelegten Mustern (Spiralen, konzentrische Kreise, Winkelbänder, dreiarmlige Wirbel) verziert sind, gab es dünnwandige Becher, von denen einer Ritzverzierungen aufweist (Abb. 8,2). Die Gefäßform und die Ritzverzierungen erinnern an die typische Martqopi-Keramik (vgl. Žaparize 1998, Abb. 25 Nr. 50). In der Reliefverzierung der größeren Gefäße kann man dagegen ein Fortleben der Traditionen der Kura-Araxes-Keramik sehen; ein Gefäß mit Reliefverzierung wurde im Kurgan Nr. 6 von Martqopi gefunden (Žaparize 1998, Abb. 34). Ähnlichen Dekor gibt es auch bei einem Gefäß aus einem der Kurgane in Sačxere. Insgesamt bestätigen die Funde aus der Grabgrube 2 die für die beiden ursprünglichen Hügelgräber vorgeschlagene Datierung in die Martqopi-Stufe der georgischen

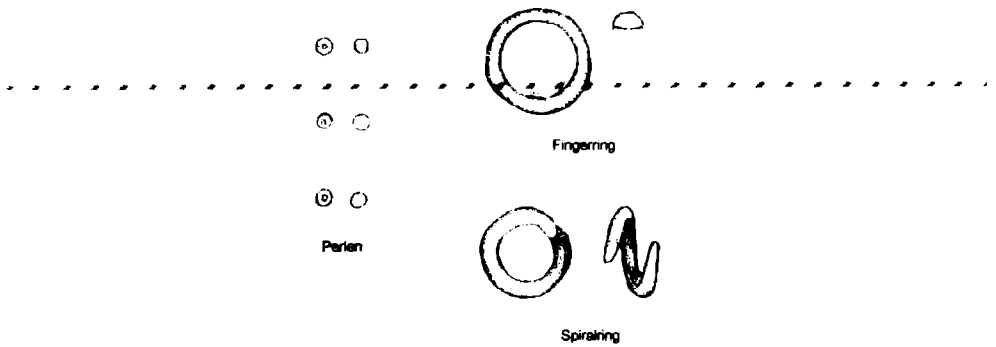


Abb. 6: Trachtbestandteile aus der Grabkammer 2

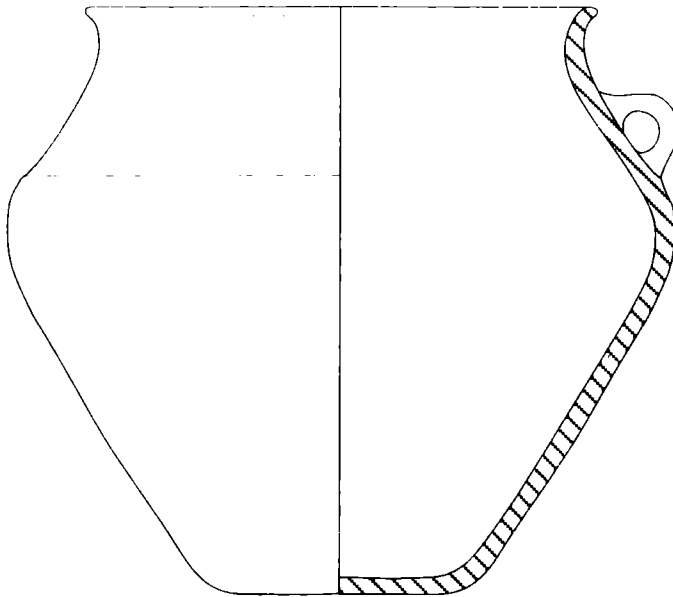


Abb. 7: Gefäß aus der Grabkammer 2 (Maßstab 1:4)

Frühbronzezeit (etwa 2300–2200 v. Chr.). Das bei den Gräbern 1 und 2 des Kurgans von Ananauri besonders auffällige Fortleben von Verzierungs-techniken (und wohl auch Gefäßformen) der Kura-Araxes-Kultur kann entweder als eine regionale Besonderheit oder durch einen verhältnismäßig frühen Zeitansatz innerhalb der Martqopi-Stufe erklärt werden.

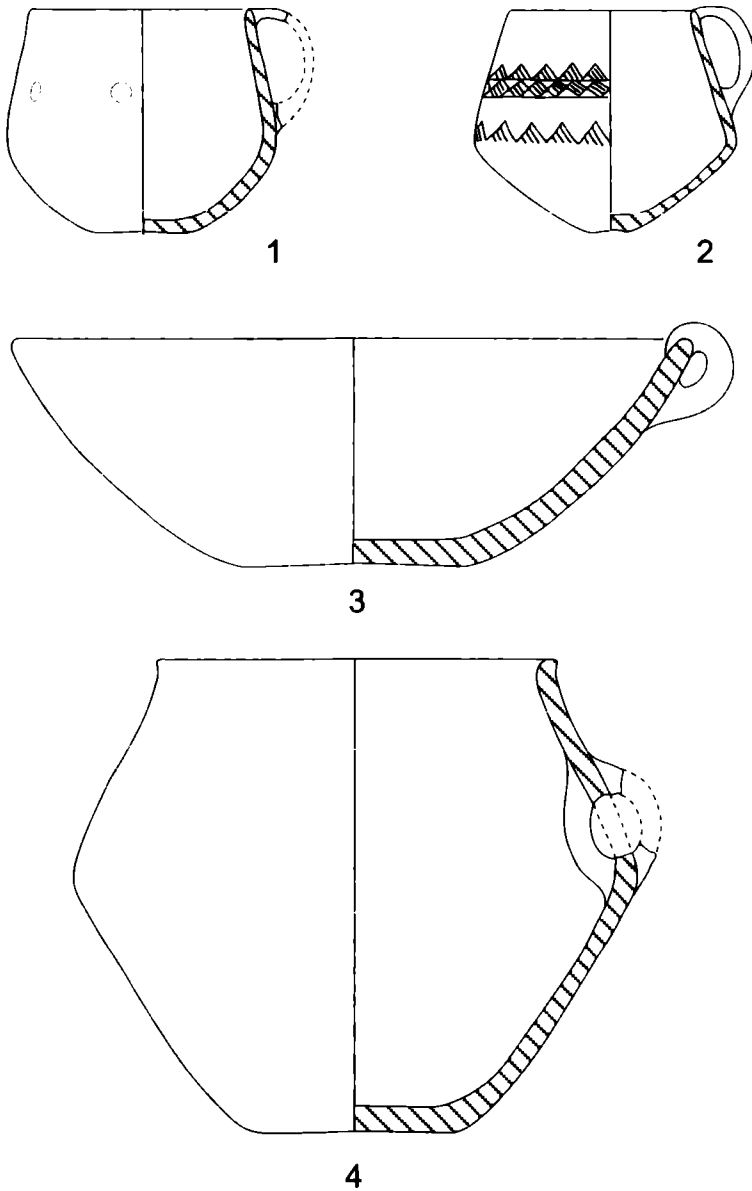


Abb. 8: Gefäße aus der Grabkammer 2 (Maßstab 1:3)

LITERATUR

ჭაპარიზე 1998: O. ჭაპარიზე, კარველი ტომების ეთნო-კულტურული ისტორიისათვის 3-ე წ. III ათასწლეული (Tbilisi).

Davit Mindorašvili

Ein frühmittelalterliches Gräberfeld in der Darial-Schlucht

Ein bedeutender alter Weg, der Transkaukasien und Nordkaukasien miteinander verbindet, ist der Weg durch die Darial-Schlucht, der im Nordostteil Georgiens entlang des Tergi-(Terek-)Tals in der historischen Provinz Xevi (Kreis Qazbegi) verläuft. Auf die große Bedeutung dieses Weges weisen sowohl georgische Quellen als auch griechische und römische Autoren der Antike, mittelalterliche armenische und arabische Historiker und andere hin. In schriftlichen Quellen wird der Weg unter verschiedenen Namen erwähnt: »Tor Kaukasiens«, »Tor Sarmatiens«, »Kaspi-Tor«, »Tor Iberiens«, »Aragwi-Tor«, »Tor der Alanen« (oder »Darialani«). Die letztere Bezeichnung fand starke Verbreitung. Diese Straße, die bereits in der Frühen Bronzezeit bestanden haben muß¹, hat ihre internationale Bedeutung bis zum 15. Jh. nicht eingebüßt, bis zur Schwächung und dem Zerfall des einigen Feudalstaats Georgien in einzelne Königreiche und Fürstentümer. Aufgrund der internationalen Funktion dieses Weges ist es ganz natürlich, daß archäologische Fundplätze an dieser Route lebhaftes Interesse erwecken.

Das in der Darial-Schlucht am linken Tergi-Ufer einen Kilometer westlich der Burg von Gveleti gelegene Gräberfeld aus der Zeit vom Ende des 6. bis zum Anfang des 8. Jhs. ist ein solcher Fundplatz. Die ausgegrabenen 16 Bestattungen sind sämtlich Einzel- oder Familiengräber, die als Steinkisten in Ost-West-Richtung angelegt sind. In der Mehrzahl waren die Skelette schlecht erhalten, doch konnte anhand von fünf Gräbern (Nr. 1, 10, 11, 15, 16) ermittelt werden, daß die Verstorbenen auf dem Rücken ausgestreckt mit dem Kopf nach Westen beerdigt worden waren. In zwei Gräbern (Nr. 4, 13) ruhte der Tote ausgestreckt auf dem Rücken mit dem Kopf nach Westen, wobei die unteren Gliedmaßen im Kniebereich überkreuzt waren.

Das Gräberfeld von Gveleti liefert zahlreiches interessantes Material zur Erforschung verschiedener Aspekte des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens der Bevölkerung von Xevi, der Çanaren, im frühen Mittelalter. Das Grabinventar gibt uns eine bestimmte Vorstellung von den damaligen Beziehungen Xevis zu benachbarten und fernerer Ländern. In dieser Hinsicht verdienen die Beigaben des Grabes Nr. 13 besonderes Interesse.

Das Grab Nr. 13 liegt ungefähr im Mittelteil des Gräberfeldes. Wände und Abdeckung bestehen aus Steinplatten. Die Länge beträgt 1,1 m, die Breite 52 cm, die Höhe 40 cm. Die Knochen des minderjährigen Verstorbenen befanden sich in schlechtem Erhaltungszustand. Im Westteil des Grabes konnten Fragmente des Schädels gesichert werden. Die Beine waren im Kniebereich überkreuzt (Abb. 1, A).

Eine derartige Totenlage ist in frühmittelalterlichen Gräbern Ostgeorgiens selten anzutreffen. Für Gräberfelder dieser Zeit ist vor allem die gestreckte Rückenlage des Toten kennzeichnend, aber auch die Bestattung auf der rechten oder linken Seite mit

1. Mindorašvili, D.: Mtkvar-araksis kultura is keramika md. tergis xeobidan, Zeglis megobari, 2 (Tbilisi 1993) S. 33 f.

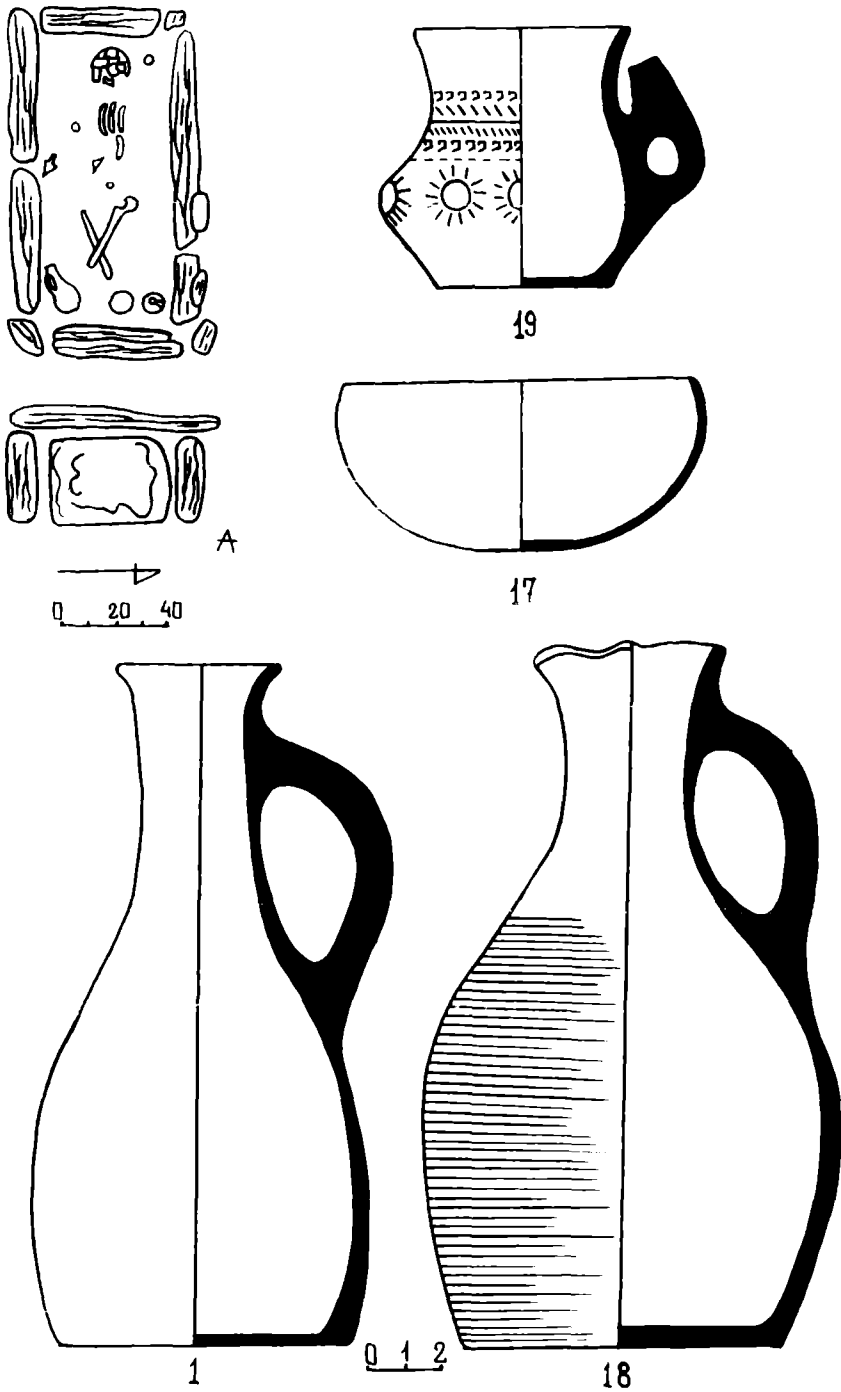


Abb. 1: Grab Nr. 13, Grabplan und Gefäßbeigaben

angewinkelten Gliedmaßen. Die Bestattung mit überkreuzten Beinen war in Nordkaukasien weit verbreitet.² Diese Begräbnissitte verknüpft man mit der sarmatisch-alanischen Welt. Es zeigt sich aber, daß dieser Brauch auch bei der autochthonen Bevölkerung Nordkaukasien weit verbreitet war.³

Dem Toten waren verhältnismäßig viele Beigaben mitgegeben worden. Auf der Abdeckung des Grabes fand sich ein Tonkrug (Abb. 1, 1), im Grab selbst wurde folgendes geborgen: drei eiserne Messer (Abb. 2, 2-4), drei eiserne Fibeln (Abb. 2, 5-7), ein Bronzanhänger mit der Darstellung eines Reiters (Abb. 2, 8), ein Bronzering mit einem eingesetzten Stein (Abb. 2, 9), ein Silberring mit einer eingefaßten Granatgemme (Abb. 2, 10), drei Bronzeschellen und zwei Glöckchen (Abb. 2, 11-13), eine Bronzeschnalle (Abb. 2, 14), ein silberner Ohrring (Abb. 2, 15), eine Silbermünze (Abb. 2, 16), eine Bronzephiale (Abb. 1, 17), ein Tonkrug (Abb. 1, 18), ein Trinkgefäß aus Ton (Abb. 1, 19) sowie Perlen unterschiedlicher Form und Größe aus verschiedenem Material (Abb. 2, 20).

Die Messer sind gerade und auf einer Seite geschärft. Sie besaßen Holzgriffe. Den Toten Messer ins Grab beizugeben, war eine bei den frühmittelalterlichen Bestattungen in Ostgeorgien und Nordkaukasien weit verbreitete Sitte.⁴

In dem Grab kamen zwei Fibeln mit aufgebogenem Nadelhalter zutage (Abb. 2, 6, 7). Dieser Typ verbreitete sich an der Wende vom 6. zum 7. Jh. von Nordkaukasien aus nach Iberien, und bald begann man auch hier, ähnliche Dinge zu fertigen.⁵

Im gleichen Grab fand sich auch eine Fibel etwas abweichender Form (Abb. 2, 5). Ähnliche Fibeln sind aus mehreren Gräberfeldern Ostgeorgiens bekannt: aus Samtavro und Kvemo Alevi.⁶ Die Fibeln dieses Grabes können anhand der Parallelen in den Ausgang des 6. Jhs. und in das 7. Jh. datiert werden.

Der Bronzanhänger mit der Darstellung eines Reiters ist in der Mitte durchbohrt und unten eingebogen. Die Darstellung ist überaus stark stilisiert (Abb. 2, 8). Reiter begegnen schon früh in der alten bildenden Kunst Kaukasien. Dieses Motiv durchlief eine lange Entwicklung und kehrt bei Denkmälern der materiellen Kultur ganz verschiedenen Charakters wieder. Vergleichbare Anhänger aus Nordkaukasien werden in das 8.-9. Jh. datiert und gelten als charakteristische Erzeugnisse der alanischen Kultur.⁷ Trotz einer gewissen Ähnlichkeit mit nordkaukasischen Materialien läßt sich der Anhänger von Gveleti nicht mit den alanischen Anhängern in Zusammenhang bringen, weil sämtliche nordkaukasische Anhänger aus späterer Zeit stammen. Der Anhänger aus Gveleti dagegen wird nach den Begleitmaterialien in das Ende des 6. Jhs. oder den Beginn des 7. Jhs. datiert. Er muß in irgendeiner Werkstatt des ostgeorgischen Berglands gefertigt worden sein; für Kunstwerke aus dem Flachland sind der-

2. Kuznecov, V. A.: Alanskije plemena Severnogo Kavkaza, in: Materialy i issledovanija po arheologii SSSR, Bd. 106 (Moskva 1962) S. 14, 17, 26.

3. Kovalevskaja, V. B.: Kavkaz i alany (Moskva 1984) S. 79.

4. Apxazava, N.: Adreuli šua sauķuneebis aymosavlet sakartvelos nivtieri kuľtura (Tbilisi 1979) Taf. 30, 39, 57; Bagaev M. Ch., Vinogradov V. B.: Raskopki rannesrednevekovogo mogil'nika u sel. Charačaj, in: Kratkije soobščeniija o dokladach i polevych issledovanijach instituta istorii i material'noj kul'tury An SSSR, Bd. 132 (Moskva 1972) Abb. 1, 25.

5. Apxazava, N.: op. cit., S. 21.

6. Apxazava, N.: op. cit., Taf. 23, 16-19; Apxazava, N.: Kvemo Alevi adreul šua sauķuneebši (Tbilisi 1988) S. 60.

7. Kovalevskaja, V. B.: Izobraženie konja i vsadnika na srednevekovych amuletach Severnogo Kavkaza, in: Voprosy drevnej i srednevekovoj arheologii Vostočnoj Evropy (Moskva 1978) S. 119f.

artige Darstellungen weniger charakteristisch. Wir meinen, daß die Stämme der alanischen Kultur solche Anhänger von den Georgiern übernommen haben, denn im ostgeorgischen Bergland sind sie bedeutend früher anzutreffen als in Nordkavkasien.

Von den beiden in dem Grab gefundenen Ringen besteht der eine aus Bronze. Er besitzt eine kreisförmige Fassung und einen flach und breit geschnittenen Ringkörper. Der andere, ein Silberring, hat eine ovale Fassung, die mit Noppen verziert ist. In die Fassung ist eine gut polierte Granatgemme eingesetzt. In die ist eine Pflanze eingraviert, die aus einer Schale aufragt (Abb. 2, 10). Ringe, deren Fassungen mit Kügelchen verziert sind, begegnen häufig bei Ausgrabungen frühmittelalterlicher Fundplätze Ostgeorgiens, sie werden in das Ende des 6. und den Anfang des 7. Jhs. oder in das 7. Jh. datiert.⁸ Der Ring von Gveleti muß vom Ende des 6. oder dem Beginn des 7. Jhs. stammen. Die Gemme des Rings ist eine sassanidische Arbeit: Das Pflanzenmotiv ist eines der Kennzeichen der sassanidischen Glyptik. Ähnliche Darstellungen verbindet man gewöhnlich mit der Göttin Anahit.⁹ Im Iran produzierte Gemmen wurden massenhaft in die Nachbarländer ausgeführt. Während im sassanidischen Iran die auf den Gemmen ausgeschnittenen Darstellungen eine bestimmte Bedeutung besaßen und man zum Stempeln von Dokumenten unterschiedlichen Charakters verschiedene Gemmen benutzte, verloren die Darstellungen auf den Gemmen in der georgischen Welt ihren spezifischen Inhalt. Man verwendete sie im wesentlichen als Amulette, zum Schutz vor dem bösen Blick, als Glücksbringer usw., obwohl ein Teil der Gemmen auch für seinen ursprünglichen Zweck (Versiegelung und Stempeln von persönlichem Besitz und Dokumenten) Verwendung fand.¹⁰

Die in dem Grab gefundenen bronzenen Schellen und Glöckchen verschiedener Form (Abb. 2, 11–13) begegnen häufig in ostgeorgischen Grabkomplexen des frühen Mittelalters. Nach allgemeiner Ansicht kommen sie in der zweiten Hälfte des 7. Jhs. in Georgien auf und halten sich bis in die Mitte des 8. Jhs.¹¹ Die Funde aus dem Grab Nr. 13 von Gveleti berechtigen zu der Annahme, daß sich die Schellen in Ostgeorgien schon etwas früher, seit der ersten Hälfte des 7. Jhs., verbreiteten.

In dem Grab wurde auch eine Bronzeschnalle mit einem „heraldischen Schildchen“ entdeckt (Abb. 2, 14). Schnallen ähnlicher Form sind aus Nordkavkasien, von der Krim und aus anderen Gebieten Eurasiens bekannt. Den nordkavkasischen Materialien zufolge werden solche Schnallen in die zweite Hälfte des 6. Jhs. und in das Ende des 7. Jhs. datiert.¹² Die am Unterlauf des Tergi in Čmi gefundenen Schellen dieser Art setzt man in das Ende des 6. und den Beginn des 7. Jhs.¹³ Diese Datierung findet für die in frühmittelalterlichen Grabanlagen Ostgeorgiens gefundenen Schnallen mit heraldischem Schildchen im wesentlichen Anerkennung.¹⁴

8. Apxazava, N.: Adreuli ŝua sauķuneebis..., Taf. 27, 51; Apxazava, N.: Kvemo Alevi..., Taf. 35, 11. 12.

9. Borisov A. Ja., Lukonin V. G.: Sasanidskie gemmy (Leningrad 1963) S. 34.

10. Ramišvili, K.: Sasanuri gemebi sakartveloši (Tbilisi 1979) S. 49–51.

11. Apxazava, N.: Adreuli ŝua sauķuneebis..., S. 78.

12. Afanasev, G. E.: Prjažki katakombnogo mogil'nika »Mokraja balka« u g. Kislovodska, in: Severnij Kavkaz v drevnosti i v srednie veka (Moskva 1980) S. 150.

13. Deopik, V. B.: Klassifikacija i chronologija alanskich ukrašenij VI-IX vv., in: Materialy i issledovanija po archeologii SSSR, Bd. 114 (Moskva 1963) S. 129.

14. Apxazava, N.: Adreuli ŝua sauķuneebis..., S. 47.

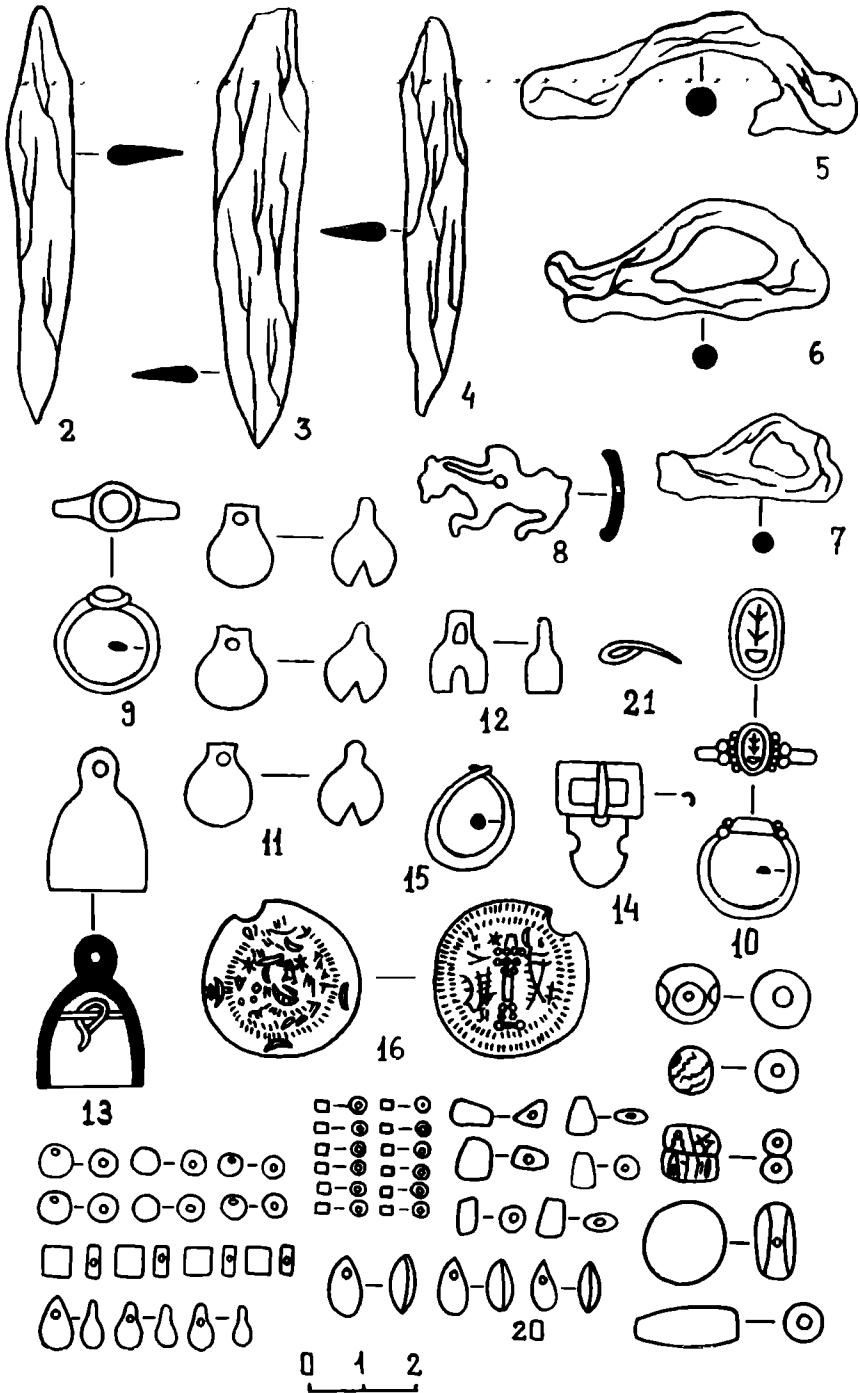


Abb. 2: Beigaben aus dem Grab Nr. 13

Der silberne Ohrring ist aus einem im Mittelteil verdickten, gerundeten Draht gefertigt (Abb. 2, 15). Analoge Ohrringe wurden sowohl in ostgeorgischen Gräbern des 6.–7. Jhs. als auch in nordkaukasischen Grabfeldern der gleichen Zeit entdeckt.¹⁵

Der Rand der Bronzephiale ist leicht nach innen gezogen. Der Boden der Phiale ist oval. Das Gefäß ist aus einer einzigen dünnen Platte hergestellt (Abb. 1, 17). Metallphialen gehören zu den seltenen Gegenständen in Grabkomplexen dieser Zeit. Die Phiale findet eine genaue Entsprechung im ostgeorgischen Gebirgsland, und zwar in Gestalt einer Bronzeschale aus dem Gräberfeld von Neziği, die nach Angabe des Ausgräbers C. Robakize aus dem 6. Jh. stammen dürfte. Die Metallphiale gleicht in ihrer Form den im frühen Mittelalter in Georgien weit verbreiteten rotgefärbten, polierten Tonschalen. Anscheinend ahmt das Metallgeschirr die Tonware nach.

Nach der Farbe des Tons bilden zwei Gefäße die eine Gruppe der Grabkeramik. Es handelt sich um einen gelblich gebrannten Krug mit runder Öffnung sowie um einen Krug mit kleeblattförmiger Öffnung, der mit eingeschnittenen Linien verziert ist. Ihr Ton ist rein abgelagert. Die dünnwandigen Gefäße sind hart gebrannt (Abb. 1, 1. 18). Aus dem frühen Mittelalter sind gelblich gebrannte Krüge mit runder Öffnung aus Mcxeta¹⁶ und Erço-Tianeti¹⁷ bekannt. Krüge mit Kleeblattmündung wurden in Mcxeta¹⁸, Urbnisi¹⁹, Berbuği²⁰ und anderenorts gefunden. Solche Keramik ist außerordentlich charakteristisch für die materielle Kultur Ostgeorgiens im frühen Mittelalter.

Interessant ist das schwarz gebrannte Trinkgefäß mit zoomorphem Henkel, das mit Höckern und eingeritztem Ornament verziert ist (Abb. 1, 19). In seiner Form, dem Ornament, der Struktur und Farbe des Tons unterscheidet sich das Gefäß völlig von der Keramik der ersten Gruppe. Ähnliches Geschirr ist in Ostgeorgien in geringer Zahl anzutreffen. Dagegen tritt es in großer Zahl in Grabkomplexen Nordkavasiens vom 4.–7. Jh. auf.²¹

Das Grab enthielt 192 Einzelperlen verschiedener Form und Größe. Davon waren 56 aus Karneol, 16 aus Bernstein, 4 aus Gagat und die übrigen aus Glas und einer glasartigen Masse. Darunter befanden sich auch inkrustierte Arbeiten (Abb. 2, 20). Es gibt Überlegungen, denen zufolge ein Teil der Karneolperlen, die bei den Ausgrabungen im Tergi-Tal gefunden wurden, indisch-iranische Importware sein soll, während ein Teil einheimische Erzeugnisse seien.²² Material zur Herstellung von Karneolperlen findet sich in Form von Quarzitmineralien in großer Menge auf dem Boden der historischen Provinz Xevi. Was die Bernsteinketten betrifft, so gelangten sie aus den Ländern Osteuropas nach Nordkaukasien.²³ Von dort aus fanden sie den Weg durch das Tergi-Tal südwärts.

15. A. a. O., S. 62.

16. A. a. O., Taf. 22, 25.

17. Žorbenaze, B.: Erço-Tianeti šua sauķuneebši (Tbilisi 1982) S. 41.

18. Apakiže A., Abdušelišvili M., Niķolaišvili V., Sixaruliže A., Manžgalaze G., Žnelaze M., Sadraze V., Iremašvili Š.: Mcxeta – 1978 člis savele-arkeologiuri kvleva-ziebis šedegebi; in: Mcxeta V (Tbilisi 1981) S. 157.

19. Čilašvili, L.: Nakalakari urbnisi (Tbilisi 1964) S. 113.

20. Apxazava, N.: Adreuli šua sauķuneebis..., Taf. 29, 5.

21. Kuznecov, V. A.: Alanskie plemena..., Abb. 3a, 1, 2.

22. Deopik, V. B.: op. cit., S. 135, 146.

23. Deopik, V. B.: Klassifikacija bus Severnogo Kavkaza IV-V vv., Sovetskaja archeologija, Nr. 3 (Moskva-Leningrad 1959) S. 49.

Das Grab Nr. 13 von Gveleti ist nach den darin vertretenen Beigaben in das Ende des 6. und die erste Hälfte des 7. Jhs. zu datieren. Dieses Grab zeichnet sich nicht nur dadurch aus, daß es über zahlreiches Inventar verfügt, sondern auch dadurch, daß die **Fundstücke unterschiedlicher Herkunft sind. Das gibt eine gewisse Vorstellung über die Kontakte, die Xevi zu Gegenden im Landesinneren und zur Außenwelt unterhielt.**

Die Mehrzahl der in dem Grab entdeckten Dinge sind einheimische (georgische) Erzeugnisse: die gelblich gebrannten Tonkrüge, die Bronzephiale, die eisernen Messer, der silberne Ohrring, der Bronzering. Der Genese nach nichtgeorgisch ist die Schnalle mit dem heraldischen Schildchen, obgleich ihre Herstellung vor Ort aus technologischer Sicht keine Schwierigkeiten bereitet hätte.

In dem an Tonerden armen Xevi gab es keine örtliche Keramikherstellung.²⁴ Aus ethnographischen Materialien ist zu entnehmen, daß die Bewohner von Xevi keramische Erzeugnisse aus den Flachlandgebieten Ostgeorgiens oder aus Nordkaukasien einführten.²⁵ Die gelblich gebrannte Keramik des Grabes Nr. 13 von Gveleti stammt aus den Vorgebirgs- oder Talregionen Iberiens.

Was das schwarz gebrannte Gefäß mit dem zoomorphen Henkel betrifft, so sind Trinkgefäße ähnlicher Form in Nordkaukasien zahlreich anzutreffen. Dieser Typ gilt als eine frühe und überaus charakteristische Form der alanischen Keramik und wird in das 4.–7. Jh. datiert.²⁶ Allerdings ist zu betonen, daß diese Form der Keramik genetisch mit der lokalen spätkubanischen Kultur verknüpft ist und erst später von den nach Nordkaukasien eingewanderten Alanen übernommen wurde.²⁷

In dem Grab fand man zwei sassanidische Objekte: außer der Granatgemme in dem Silberring eine Silbermünze, die im Jahre 529 in Chorasan mit dem Namen von Kavad (488–531) geprägt wurde (Abb. 2, 16). Da die überwiegende Mehrzahl der in Georgien gefundenen sassanidischen Münzen aus der Zeit des Kavad stammt, nimmt man an, die intensiven Handels- und Wirtschaftsbeziehungen zwischen Iberien und dem Iran hätten zur Regierungszeit von Kavad begonnen.²⁸

In den dreißiger Jahren des 6. Jhs. rissen die Iraner Iberien endgültig an sich. Sie schafften das Königtum in Iberien ab und übernahmen selbst die Kontrolle über die Straßen, darunter auch über den Weg durch die Darial-Schlucht. Dadurch, daß die Iraner bedeutende strategische Straßenverbindungen in ihre Gewalt brachten, unterwarfen sie diese auch ihren wirtschaftlichen Interessen. Es ist bezeichnend, daß in Nordkaukasien in dieser Zeit der Umlauf sassanidischer Münzen einsetzt. Ein großer Teil der sassanidischen Waren scheint neben anderen Wegen auch über die Darial-Schlucht hierher gelangt zu sein. Die Çanaren, über deren Territorium die Wege verliefen, über welche die Kontakte zwischen Nord und Süd vonstatten gingen, konnten von diesen Prozessen nicht unberührt bleiben, was auch die im Gräberfeld von Gveleti entdeckten sassanidischen Fundstücke belegen.

24. Çitlanaze, L.: Xevši čaṭarebuli arkeologiuri kvleviṣ ṣedegebi, Macne, istoriis, arkeologiis, etnografiṣa da xelovnebis istoriis seria, Nr. 1 (Tbilisi 1977) S. 99.

25. Žalabaṣe, G.: Mičatmokmedeba tergis xeobaṣi, Sakartvelos saxelmciṣo muzeumis moambe, Bd. XXII-B (Tbilisi 1961) S. 210.

26. Kuznecov, V. A.: Alanskije plemena..., Abb. 3a, 1, 2.

27. Kuznecov, V. A.: Alanskaja kul'tura central'nogo Kavkaza i ee lokal'nye varianty v V-XIII vekach, Sovetskaja archeologija, Nr. 2 (Moskva-Leningrad 1973) S. 67.

28. Džadaganija, I. L.: Inozemnaja moneta v deneznom obraščanii Gruzii V-XIII vv. (Tbilisi 1979) S. 29.

Somit zeigen sich in den importierten Gegenständen, die im Grab Nr. 13 des Gräberfeldes von Gveleti gefunden wurden, deutlich jene Kontakte, die zwischen dem frühmittelalterlichen Xevi (Iberien) und Nordkaskasien²⁹ sowie dem sassanidischen Iran bestanden. Die Entwicklung dieser Kontakte förderte in hohem Maße der auf dem Territorium Xevis verlaufende Weg durch die Darial-Schlucht, der Nordkaskasien und Transkaskasien miteinander verband.

29. An den Beziehungen zu Nordkaskasien war auch Xevi (Iberien) aktiv beteiligt. Die unzähligen Funde georgischer Herkunft, die georgischen Denkmäler der materiellen Kultur, die georgischen Schriftfunde und vieles andere, das auf dem Territorium Nordkaskasiens entdeckt wurde, zeugen davon, daß der politische, wirtschaftliche und kulturelle Einfluß Georgiens auf Nordkaskasien unermeßlich groß war.

Rolard Kalandaze

Irakli (Kaķi) Ćeretelis Anschauungen über den Aufstand des Jahres 1924 in Georgien

Die nationale Befreiungsbewegung des georgischen Volkes gewann nach dem Verlust der georgischen Eigenstaatlichkeit am 25. Februar 1921 einen besonderen Inhalt. Sie konnte sich nicht mit der imperialistischen Politik der Sowjetmacht abfinden und versuchte, sich ihr mit allen Mitteln zu entziehen. Eines jener historischen Ereignisse war der Aufstand vom 28. August 1924, der nicht aus dem Nichts erwuchs und bestimmte Phasen durchlief.

Solomon Zaldastanišvili, ein aktiver Teilnehmer an diesem Aufstand, der 1938 in der Emigration ein Buch mit Erinnerungen an die Erhebung herausgab, betrachtete als wichtigste Etappen der Befreiungsbewegung zu Beginn der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts: den Beginn der Arbeit zu einer Übereinkunft der politischen Parteien im März–April 1921; ihr gemeinsames Übereinkommen im Jahre 1922; den Swaneten-Aufstand von 1921; den Aufstand in Kachetien und Chewsurien 1922; die Vorbereitung des allgemeinen Aufstands und den Aufruf von Kakuca Ćoloqašvili 1923 und schließlich den August-Aufstand 1924.¹

Die Regierung der Demokratischen Republik Georgien, die nach Paris in die Emigration gegangen war, arbeitete aktiv an der Wiederherstellung der Unabhängigkeit Georgiens. Aus den Materialien, die über diesen Aufstand veröffentlicht wurden, geht hervor, daß die Mitglieder der georgischen Exilregierung der Erhebung des Jahres 1924 besondere Aufmerksamkeit widmeten, die Ursachen ihrer Niederlage analysierten, Arbeitspläne aufstellten usw. Ein Archivadokument, dessen Veröffentlichung wir für wünschenswert halten, enthält einen Vortrag, den der Politiker Irakli (Kaķi) Ćereteli am 26. November 1924 in Paris vor der georgischen Legationsversammlung hielt. Dieses bisher unveröffentlichte Dokument führen wir unten im Wortlaut an.

Interessant ist auch das biographische Material über Kaķi Ćereteli, der aus verständlichen Gründen unserer Gesellschaft bis in die letzten Jahre kaum bekannt war. Er wurde am 20. November 1881 in Kutaisi geboren (anderen Angaben zufolge 1882 in dem oberimerischen Dorf Gorisa). Im Jahre 1900 absolvierte er mit einer Goldmedaille das erste Gymnasium von Tbilisi, und im Herbst desselben Jahres wurde der begabte junge Mann, von dem es hieß, »seinesgleichen bringt eine Epoche selten hervor«, an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Moskauer Universität immatriku-

1. Zaldastanišvili, S.: Sakartvelos 1924 Ćlis amboxeba, Tbilisi 1989, S. 47.

liert. Großen Einfluß auf die Entwicklung seiner Geisteshaltung übten verschiedene Vertreter der Generation der sechziger Jahre aus: sein Vater Giorgi Çereteli und sein Onkel Niço Niçolaze sowie Anşasia Tumanişvili, die ihn von Kindheit an in Liebe und selbstlosem Dienst für das Vaterland erzogen.

In der Studentenzeit beteiligte er sich am politischen Kampf und wurde der anerkannte Führer der Moskauer Studentenbewegung. Wegen Auftritten gegen die zaristische Macht deportierte man ihn mehrmals nach Sibirien, aber nach seiner Freisetzung führte er die politische Tätigkeit weiter.

Eine Zeitlang studierte Kaçi Çereteli an der Berliner Universität, nahm an Arbeiterversammlungen teil und hielt sich in Paris und Genf auf, wo er sich an der Mai-Konferenz des Jahres 1905 beteiligte. 1907 kehrte er nach Petersburg zurück und wurde von der Sozialdemokratischen Partei Georgiens in die zweite russische Duma gewählt. In den Sitzungen der Duma kritisierte er mit scharfen Worten die bestehende Ordnung und trat mehrfach kritisch gegen Stolypin, den Chef der zaristischen Regierung, auf.

Die Februarrevolution 1917 erlebte Kaçi Çereteli in Sibirien. Nachdem er freigekommen war, begab er sich im Oktober des gleichen Jahres nach Tbilisi und hielt im Staatstheater einen Vortrag zu dem Thema »Der Krieg und die Revolution«, der ihm großen Erfolg brachte. In Petersburg sprach er letztmalig am 5. Januar 1918 auf der Eröffnungssitzung der Duma, die am 6. Januar aufgelöst wurde. Danach hatte er in Rußland nichts mehr zu schaffen und kehrte nach Georgien zurück, wo er in die Reihen der Verfechter von Freiheit und Unabhängigkeit unserer Nation trat. Er war der Vorsitzende und Leiter der Fraktion der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei zuerst im Transkaukasischen Sejm und später im Nationalrat und in der Konstituierenden Versammlung Georgiens.

Nach der Errichtung der Sowjetmacht in Georgien ging Kaçi Çereteli in die Emigration. Dort wurden seine Aufsätze in georgischen, französischen, deutschen und anderen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht. Lange Zeit lebte er in Frankreich, doch Ende der vierziger Jahre übersiedelte er in die Vereinigten Staaten, wo er am 20. Mai 1959 in New York verstarb.²

Erst in jüngster Zeit übergab das Hoover-Institut für Krieg, Revolution und Frieden an der Universität Stanford dem Georgischen Staatsarchiv Kopien der Dokumente aus dem Archiv von Kaçi Çereteli, die es 1963 von dessen Freund und politischem Mitstreiter erworben hatte. Diese Materialien spiegeln das langjährige Wirken K. Çeretelis im unabhängigen Georgien (1918–1921) und in der Zeit der Emigration wider.

Das von uns unten veröffentlichte Dokument ist allerdings nicht unter den genannten Materialien aufgefunden worden. Es ist ein neu gefundenes Dokument aus der im Zentralen Staatsarchiv für neueste georgische Geschichte aufbewahrten »Memoirensammlung«³, das auf den 26. November 1924 datiert ist und erstmals veröffentlicht wird. Abgesehen von seiner archäographischen Bearbeitung ist der Stil des Dokuments unverändert beibehalten worden.

2. Şaraze, G.: Ucxoetis cis kveš, çigni meore, Tbilisi 1993, S. 4–46.

3. Sakartvelos uaxlesi ištioris cenťraluri saxelmçipo arkivi, pondi 2417, aęçera 1, sakme 76. Zahlreiche interessante neue Dokumente aus diesem Archiv über den Aufstand des Jahres 1924 publizierte die Historikerin Nona Xucišvili (s. Saistorio moambe, Tbilisi 1995-1996, Nr. 67–68, S. 374–459).

Der Inhalt meines Vortrags ist eine Einschätzung der Taktik unserer Partei. Was uns hier vorgetragen wurde⁴, ist nur ein Bruchstück dessen, was sich bei uns ereignet hat. Aber das allgemeine Bild vom Unglück des Volkes steht uns allen vor Augen. Im Blut haben sie den Aufstand erstickt. So geschah es überall.

Der Feind ist auch bei der Auswahl jedes einzelnen Opfers nicht fehlgegangen – er kannte die besten Söhne des Volkes und hat vor allem sie ums Leben gebracht. Doch Trauer genügt nicht. Wir sind Revolutionäre und wissen, daß Freiheit nicht ohne Opfer zu gewinnen ist, wir müssen die Folgen des Aufstands einschätzen.

Noe Žordania hat gesagt: »Wir wissen nicht, welcher Atem gegenwärtig in unserem Volk geht.« Das ist wahr. Aber wir wissen, daß das Auge des Volkes hierher, auf Europa, gerichtet ist. Bei der Bewertung des Aufstands haben jene Ergebnisse entscheidende Bedeutung, die er in Europa hervorgerufen hat. Unsere Pflicht ist es, dies einzuschätzen und dem Volk die Wirklichkeit vor Augen zu führen. Zweifellos hat der ungleiche Kampf unseres Volkes moralisches Mitgefühl bewirkt, dies aber in den Kreisen, wo man uns ohnehin Mitgefühl entgegenbrachte. Mir kommt es nicht in den Sinn, die Bedeutung der Resolutionen der Internationale und des Völkerbundes herabzusetzen, aber gibt es denn unter uns einen einzigen, der sagt, das Meer von Blut, das bei uns vergossen wurde, sei für diese Manifestation nötig gewesen und damit sei das Opfer gerechtfertigt?...

Praktisch hat der Aufstand selbst in der beschränkten juristischen Sphäre, in der sich unsere Sache befindet, kein Plus erbracht. Ich habe den Beweis zu sagen, daß er ihr eher ein Minus eingebracht hat.

Ihr alle habt die öffentliche Rede des Genossen Renodelli gehört. Er hat gesagt: »Der Sieg ist jetzt in der Hand der Bolschewiken eine neue Waffe.«

Ich kenne die Sachlage und weiß, daß unsere Gegner nach der Niederschlagung des Aufstands jene Positionen angegriffen haben, die wir zu einer Zeit gewannen, als niemand einen Aufstand erwartete. Es kostete unsere Freunde viel Arbeit, uns die alte Position zu erhalten. Von England rede ich nicht mehr, denn nach den dortigen Erklärungen denkt niemand mehr, der Aufstand hätte unsere Sache in England gefestigt.

Diese Tatsache ist nicht zufällig. Sie ist damit zu erklären, daß kein einziger Staat es wünscht, seine Politik mit dem realen Schutz der Unabhängigkeit Georgiens zu verknüpfen.

Als bei uns die Unabhängigkeit erklärt wurde, dachten viele, wenn Europa nur sieht, daß wir auf dem Boden der Unabhängigkeit stehen, wird es uns diplomatisch unterstützen und erforderlichenfalls auch militärisch.

Sie hofften besonders auf England, doch trotz fünfjähriger Bemühungen unserer Diplomatie hat Georgien nicht nur keine Unterstützung erfahren, sondern wurde nicht einmal eines Hilfeversprechens für wert befunden.

Im Gegenteil, England, Frankreich und die Vertreter anderer Länder haben uns, selbst wenn sie uns juristisch beistanden, nachdrücklich erklärt: Damit ihr es wißt, die Verteidigung eurer Unabhängigkeit ist eure Angelegenheit. Denkt nicht, daß wir um eurer willen mit Rußland einen Krieg beginnen werden oder unsere Beziehungen zu ihm verderben. Das sagten sie auch öffentlich wie beispielsweise in der Note von Curzon, in den Debatten des Völkerbundes über die Zulassung Georgiens und in anderen Fällen.

4. Welches Dokument man verlas und welche anderen Materialien man auf der georgischen Legationsversammlung beriet, ging aus den Fonds' der Zentralen Georgischen Staatsarchive nicht hervor. Daher enthalten wir uns bis zur Auffindung der Dokumente eines Kommentars.

Als Georgien okkupiert wurde, war Europas Verhalten noch beredter als diese Worte, und diesbezüglich bedürften wir keines weiteren Beweises.

Unter solchen Bedingungen brach bei uns der Aufstand aus. Ich kann nicht glauben, daß sich unser Volk einzig und allein mit einem Revolver gegen die russischen Truppen erhoben hätte, wenn es nicht auf Hilfe aus dem Ausland gehofft hätte. Kein Zweifel kann auch daran bestehen, daß es dafür in Wirklichkeit keinerlei Grund besaß. Hätte unsere Partei mit all ihrer Kraft diese Illusion bekämpft, hätte sie das Unglück vom Volk abwenden können. Was geschehen ist, können wir nicht berichtigen, aber wir müssen die Lektion nutzen, um in Zukunft die Wiederholung solchen Unglücks zu vermeiden. Unsere Partei muß ihre Taktik von Grund auf überprüfen. Die Aufstellung von Militärorganisationen und das Ziel eines Aufstands muß sie endgültig aufgeben, denn das georgische Volk ist aus eigener Kraft nicht in der Lage, sich zu befreien. Diesen Weg zu beschreiten, bedeutet unter unseren Bedingungen den bewaffneten Kampf gegen Rußland in der Hoffnung auf die Hilfe Europas, und dieses wird unserem Volk das gleiche Schicksal bereiten, wie es das Osmanische Reich Armenien beschert hat.

Diese Politik hat bei uns noch weniger Berechtigung als in Armenien. Zugunsten Armeniens wurde wenigstens ein diplomatischer Kampf geführt, trotzdem wurde das Armenien des Osmanischen Reiches vernichtet, weil ihm niemand im bewaffneten Kampf gegen die Osmanen beistand. Wir aber haben es mit Rußland zu tun, dem Europa selbst unter der Herrschaft des Bolschewismus mehr Rechnung trägt als dem Osmanischen Reich. Für uns führt niemand auch nur einen diplomatischen Kampf. Es ist lediglich von der Bewahrung der juristischen Rechte die Rede, und selbst das fällt uns schwer. Haben wir denn unter solchen Bedingungen eine Rechtfertigung dafür, die Fehler der Daschnaken zu wiederholen? Natürlich besitzen wir nichts weiter als falsche Hoffnungen.

Es gibt Staaten, deren Beziehungen zu Rußland nicht geordnet sind, zum Beispiel Polen, Rumänien. Sie können mit Rußland auch in einen Konflikt geraten, aber wenn wir unsere Politik auf der Hoffnung auf solche Konflikte gründen, wenn wir Rußland fühlen lassen, daß es bei jeder Verkomplizierung der Lage von uns eine Gefahr zu erwarten hat, dann müßt ihr wissen, daß ihr unserem Volk ein schreckliches Schicksal bereitet – dann wird sich nicht nur die Macht des Bolschewismus, sondern die ganz Rußlands gegen uns wenden.

Welchen Ausweg hat unser Volk?

Vom Joch des Bolschewismus kann uns keine äußere Macht erlösen. In Rußland selbst müssen entscheidende Dinge geschehen. Georgiens Freiheit wird dann Wirklichkeit werden, wenn in Rußland eine Ordnung errichtet wird, die sich mit dieser Freiheit einverstanden erklärt. Rußlands innere Entwicklung, die Vernichtung seiner Despotie in ihm haben für unser Los entscheidende Bedeutung. Ich denke nicht, daß auf den Bolschewismus eine Demokratie folgt. Eher ist eine Militärdiktatur zu erwarten, aber solange die Despotie dort in dieser oder jener Form besteht, läßt sie uns nicht frei atmen. Wir müssen unseren Kampf mit dem Befreiungskampf Rußlands abstimmen. Rußland kann sich nicht von dem Weg Europas lösen. Letzten Endes führt es nur die Einrichtung einer demokratischen Ordnung aus diesem Chaos heraus. Wir müssen uns mit den Kräften Rußlands abstimmen, die die Despotie bekämpfen, und im Einklang mit ihnen in Zukunft das freie Leben unseres Volkes begründen. Das bedeutet nicht, sich vom Fundament der Unabhängigkeit loszusagen. Mich hat diese Anschauung nicht gehindert, fünf Jahre lang hier auf dem Boden der Unabhängigkeit zu arbeiten.

Georgiens Unabhängigkeit war ein so großes Erlebnis im Leben unseres Volkes. Sie wurde unter solchen Umständen erklärt, als sie die einzige Rettung war. Auch heute können wir diese Grundlage nicht aufgeben. In Rußland haben sich solche Ereignisse vollzogen, die das Leben der Völker vollkommen erschütterten. Um dieses Leben neu zu ordnen, um es in eine dauerhafte Form zu gießen, muß jedes Volk als freie nationale Einheit auftreten und als solche mit den anderen über die Formen des künftigen Lebens übereinkommen. Dieser unserer Forderung, daß niemand unserem Glück mit dem Bajonett ein Ende bereiten, daß man mit uns sprechen soll, hat man uns als vollberechtigter Einheit zugestimmt und unterstützt uns die öffentliche Meinung der europäischen Demokratie. Auch die russische Demokratie unterstützt das, und keine einzige kulturvolle Regierung kann unsere Forderung umgehen. Diese Linie für unser Volk zu berücksichtigen, es politisch und kulturell zu verbünden, es im täglichen Leben zu führen, es mit der allgemeinen Lage in Rußland und mit der Situation in Europa bekannt zu machen, muß der einzige Gegenstand der Tätigkeit unserer Partei werden, und das wird unser Volk viel besser auf den Kampf gegen die Despotie vorbereiten als die Erwartung militärischer Organisationen und auswärtiger Hilfe. Und wenn die allgemeinen Bedingungen für die revolutionäre Erhebung bereitet sind, wird eben dieser Weg unserem Volk für diesen entscheidenden Augenblick all seine Kraft belassen.

Anfragen:⁵

Asatiani: »Welche Art von Arbeit ist praktisch notwendig?«

Antwort: In meinem Vortrag habe ich die Linie charakterisiert, die in unserer Propaganda eingehalten werden muß. Die Propaganda hat wie immer größte Bedeutung. Außerdem muß unsere Partei bei der Lösung alltäglicher Fragen in der Fabrik und auf dem Land Führungsarbeit leisten, so wie wir das während der Zarenherrschaft gemacht haben. Auf der Grundlage unseres politischen und sozialen Programmes ist das unter dem Regime des Bolschewismus schwierig, aber nicht schwieriger als das Aufstellen militärischer Formationen. Auch Mussolini hat dem Volk nicht erlaubt, sich zu regen, aber die Sozialistische Partei hat ihre Arbeit nicht eingestellt, und seht ihr, wie der Despot der Faschisten wankt? Der Bolschewismus ist noch despotischer, aber auch er kann das Leben nicht unterdrücken.

Lordeli: »Besteht ein Unterschied zwischen dem nationalen und dem Klassenkampf, und wenn ja, welcher Art?«

5. Wegen des Fehlens entsprechenden Materials lassen sich die genauen Personalien der in dem Dokument genannten Fragesteller (Asatiani, Lordeli, Šavišvili) nicht feststellen. Bei Asatiani könnte es sich um Aleksandre Asatiani (1899–1954) handeln, einen Mitbegründer und Führer der Nationaldemokratischen Partei Georgiens, der sich in der Emigration befand und in Frankreich wirkte. Doch als Kaķi Čereteli den obigen Vortrag hielt, am 26. November 1924, hätte er sich noch in Georgien aufhalten müssen (s. Šaraže, G.: Ucxoetis cis kveš, čigni meore, Tbilisi 1993, S. 132).

Was Šavišvili betrifft, so ist es entweder Xariṭon Šavišvili (1886–1975), der bevollmächtigte ständige Vertreter der Demokratischen Republik Georgien in der Schweiz und später Delegierter der nationalen Regierung Georgiens beim Völkerbund, oder dessen Bruder Vano (1882–1928), Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, der in der Emigration im Frankreich der zwanziger Jahre aktive politische Arbeit leistete (s. Šaraže, G.: op. cit., čigni mesame, Tbilisi 1999, S. 39–57).

Antwort: *Nationale Politik ist ein Kennzeichen der Klassenpolitik. Jede Klasse glaubt an ihren eigenen nationalen Kampf. Für die Klasse der Bourgeoisie bedeutet der nationale Kampf die Konfrontation der eigenen Nation gegenüber anderen auf nationalem Niveau und die Entscheidung von Fragen mit den Methoden des Krieges. Die Arbeiterklasse betrachtet die Methoden des Krieges als verderblich und stellt ihnen demokratische Methoden entgegen, die Verständigung der Völker und das Prinzip der Selbstbestimmung.*

Die Sozialisten sind oft dagegen aufgetreten, Fragen mit dem Mittel des Krieges zu lösen, selbst in jenen Fällen, wenn es die Befreiung von Völkern betraf, die sich unter dem Joch der Okkupation befanden. Ein Beispiel dafür hat uns Frankreich vor dem Krieg gegeben, als sich Elsaß-Lothringen unter deutscher Okkupation befand. Frankreichs Sozialisten stemmten sich mit ihrer ganzen Kraft gegen eine Kriegserklärung wegen Elsaß-Lothringen. Die Befreiung von Elsaß-Lothringen verbanden sie mit der Entwicklung der Demokratie in Deutschland. In unserer Lage ist es noch unangemessener, das zu verkünden, denn um unseretwillen wird niemand gegen Rußland Krieg führen. Mit unserer eigenen Militärkraft aber können wir Rußland nicht besiegen.

Wenn manche sagen, Rußland müsse zusammenbrechen, und wir müßten das Glück unseres Volkes auf seinen Ruinen aufbauen, so ist das ein typisches Beispiel nationaler Betrachtungsweise. Soviel Kraft, um uns zu bezwingen, wird Rußland immer haben.

Nationalen Hader zwischen zwei Völkern zu schüren, widerspricht nicht nur unserer Weltanschauung, sondern verspricht uns praktisch nichts anderes als den Untergang.

Šavišvili: »Armeniens Kampf gegen das Osmanische Reich vollzog sich auf religiöser Grundlage. Wie kann man den nationalen Kampf Georgiens damit vergleichen? Hat sich die Ansicht der sozialistischen Revolutionäre Rußlands über unsere Unabhängigkeit denn nicht nach dem Aufstand zu unseren Gunsten geändert?«

Antwort: 1. *Der Kampf der Armenier war seinem Wesen nach nicht religiös, sondern national. Das religiöse Moment spielte darin etwa genauso eine Rolle wie bei uns die Schließung von Kirchen durch die Bolschewiken.*

2. *Die Ansicht der sozialistischen Revolutionäre hat sich nicht gewandelt. Sie unterstützen uns genauso stark wie vorher.*

Wie wir sehen, nimmt Kaği Çereteli eine recht gründliche Analyse des Aufstands von 1924 und der Ursachen für sein Scheitern vor. In interessanter Weise gibt er die Mängel der von der damaligen Regierung betriebenen Außenpolitik wieder, skizziert die Wege künftiger Tätigkeit und beantwortet schließlich Fragen von Anwesenden.

Barbara Christophe

Macht versus Interesse? Zur Rationalität der russischen Politik in der Region des Kaspischen Meeres

Wer sich heute über Entwicklungstrends der russischen Politik äußert, läuft regelmäßig Gefahr, schon morgen von einer überraschenden Wende der Ereignisse widerlegt zu werden. Seit nunmehr acht Jahren halten jähe Kursschwankungen in der Innen- und Außenpolitik und kaum berechenbare Verschiebungen im Kräfteverhältnis zwischen rivalisierenden Moskauer Elitefraktionen die Regionalspezialisten in Atem. Ein kluger Mann hat das Dilemma, mit dem wir es hier zu tun haben, in einer treffenden Analogie einmal auf den Punkt gebracht. Die Analyse der russischen Politik – so der Politikwissenschaftler Holmes¹ – gleiche dem Versuch, ein Fußballspiel bei dichtem Nebel zu verfolgen. Die Spieler der einzelnen Mannschaften seien bei schlechter Sicht nur schemenhaft auszumachen. Wer gerade am Ball sei, sei mit letzter Sicherheit kaum festzustellen, geschweige denn, in welche Richtung gestürmt werde. Allerdings dränge sich immer wieder der Eindruck auf, daß ein paar äußerst merkwürdige Spieler mit ebenso finsternen wie undurchschaubaren Absichten auf dem Feld zugegen seien, die bei strenger Auslegung der Spielregeln dort eigentlich gar nichts zu suchen hätten.

Es ist unschwer zu erraten – die Rede ist hier von den sogenannten Oligarchen, den mächtigen Herren der großen Konzerne und Banken, die man ob ihrer engen Verflechtung mit Segmenten des russischen Staatsapparates schwerlich als private Akteure klassifizieren kann. Ihr Einfluß auf die Formulierung russischer Politik wird heute heiß diskutiert. In ganz besonderer Weise gilt dies für die Politik der Russischen Föderation gegenüber den Anrainerstaaten des Kaspischen Meeres. Über die Rolle der russischen Energiekonzerne im großen Spiel um Macht und Profit in dieser Region wird trefflich spekuliert und gestritten. Auch ich möchte mich auf diese Spieler konzentrieren. Dabei möchte ich allerdings Akzente setzen, die von gängigen Interpretationen entscheidend abweichen.

Vorab aber ein paar grundsätzliche Worte zu Reichweite und Grenzen wissenschaftlicher Erklärungsansätze. Um in dem eingangs zitierten Bild zu bleiben – es wird uns kaum gelingen, den Nebel zu lüften. Wir können den Akteuren nicht in die Köpfe schauen und fundierte Aussagen über ihr zukünftiges Handeln treffen. Derartige Spekulationen sind die Aufgabe von Politikern und Journalisten. Was politikwissenschaftliche Analyse leisten kann, ist etwas anderes. Sie kann einerseits nach der Rationalität der von bestimmten Akteuren verfolgten Handlungsstrategien fragen und andererseits den Blick für diejenigen Faktoren schärfen, die die Entscheidung für bestimmte Handlungsoptionen determinieren. Ziel des vorliegenden Aufsatzes ist es dementsprechend nicht, mehr oder weniger verlässliche Prognosen über die russische Politik in der Region des Kaspischen Meeres zu formulieren. Ich werde mich vielmehr

1. Holmes, St.: *Cultural Legacies or State Collapse? Probing the Postcommunist Dilemma* (in: Mandelbaum, M. [ed.]: *Postcommunism: Four Perspectives*, New York 1996, S. 22–76, 24).

darauf beschränken, mit dem russischen Energiesektor einen Akteur dieser Politik unter die Lupe zu nehmen und diejenigen Variablen zu benennen, von denen seine Präferenzen in dieser Region abhängen.

Zunächst sind aber mit einigen knappen Strichen die Handlungschancen und -beschränkungen zu umreißen, die dieses Gebiet an der Nahtstelle zwischen Europa und Asien zu einer besonderen Herausforderung der internationalen Politik machen. Die hier lokalisierten Energieressourcen² eröffnen zumindest drei in der Region ansässigen Staaten - nämlich Kasachstan, Aserbaidshan und Turkmenistan - die Chance zur Reduzierung einseitiger ökonomischer Abhängigkeitsbeziehungen von Rußland durch Kooperation mit internationalen Partnern. Gleichzeitig wird die Fähigkeit zur Wahrnehmung dieser Chance aber durch die weiter bestehende Abhängigkeit von der russischen Exportinfrastruktur erheblich relativiert. Des weiteren wird die Region durch insgesamt fünf inner- bzw. zwischenstaatliche Konflikte erheblich destabilisiert: den armenisch-aserbaidshanischen Konflikt um Berg-Karabach, den georgisch-ossetischen Konflikt, den georgisch-abchasischen Konflikt, den ossetisch-inguschischen Konflikt um den Prigorod-Kreis in Nord-Ossetien und den russisch-tschetschenischen Konflikt. Dieses Faktum hat bislang nicht nur die Etablierung handlungsfähiger Staaten erheblich erschwert und deren Attraktivität in den Augen potentieller Investoren geschmälert. Darüber hinaus hat es auch günstige Voraussetzungen für ein permanentes Eingreifen Rußlands als der dominanten Regionalmacht geschaffen. Die staatliche russische Außenpolitik, aber auch die in der Region aktiven Vertreter des russischen Energiesektors - also vor allem der Ölkonzern Lukoil und der Gaskonzern Gazprom - stehen in dieser Situation vor mehreren plausiblen, aber miteinander konkurrierenden Optionen.

Wenden wir uns zunächst dem russischen Staat zu. Er kann in dieser Situation einerseits dem geopolitisch motivierten Interesse an der Sicherung von politischen und militärischen Einflußzonen an seiner Südflanke den Vorrang einräumen. Mit anderen Worten, er kann die aus seiner geopolitischen Schlüsselposition und seiner militärischen Hegemonie resultierende Blockademacht in die Waagschale werfen, um die Realisierung internationaler Erschließungsprojekte zu vereiteln. Handlungsanleitendes Motiv wäre in diesem Falle das Ziel, die ökonomische und politische Penetration der Region durch rivalisierende Mächte zu verhindern. Einer solchen Politik stehen mehrere Instrumentarien zur Verfügung, die von der Thematisierung des ungeklärten Rechtsstatus des Kaspischen Meeres über die Verweigerung von Pipeline-Nutzungsrechten bis zur gezielten Destabilisierung der Förder- und Transitländer durch Eskalation

2. Offiziellen amerikanischen Schätzungen zufolge verfügt Aserbaidshan über sichere Ölvorkommen in Höhe von 3,6 Billionen Barrel und potentielle Reserven von 27 Milliarden Barrel. Die entsprechenden Angaben für Kasachstan belaufen sich auf 10 bzw. 85 Milliarden Barrel. Die Gasreserven Turkmenistans werden auf insgesamt 8,9 tcm geschätzt (Vgl. US Department of State, Caspian Region Energy Development Report, April 1997,4). Allerdings hat das Internationale Institut für strategische Studien in London die optimistischen amerikanischen Angaben erheblich nach unten korrigiert. Die Ölreserven der gesamten Region werden hier mit 25 bis 35 Milliarden Barrel statt mit 200 Milliarden Barrel veranschlagt (Vgl. International Institute for Strategic Studies, Strategic Survey 1977-1998, London 1998, S. 23f.). Ungeachtet der erheblich voneinander abweichenden Angaben über das tatsächliche Potential der Kaspischen Region als Energieproduzent scheint die geo-ökonomische Relevanz ihrer Ressourcen als Alternative zu der politisch instabilen Golf-Region außer Frage zu stehen (Vgl. MacFarlane S. N., Zullo C.: Petroleum and Politics in the Caucasus: New Wine in Old Bottles? (in: Müller F./Zullo C. [eds.]: The European Union and the Caucasus Region: Oil, Interests and Influence, Ebenhausen 1998).).

lation von Konflikten reichen. Die Vorteile einer solchen in traditionellen Kategorien von Macht und Einfluß denkenden Strategie liegen auf der Hand. Gleichwohl birgt sie auch unverkennbare Risiken. Die Instrumentalisierung und Manipulation ethnischer Konflikte im Transkaukasus könnte einen unkontrollierten Flächenbrand provozieren, der sich nicht mehr einhegen läßt und schließlich und endlich auf den eigenen Herrschaftsbereich übergreift. Die Beteiligung nordkaukasischer Freiwilliger an den georgischen Sezessionskriegen auf abchasischer und ossetischer Seite bietet davon nur einen ersten Vorgeschmack. Die Entfesselung ethnischer Gewalt in der Region hat zu einer enormen Militarisierung und zu einer galoppierenden Auflösung des staatlichen Gewaltmonopols geführt. Paramilitärischen Formationen unterschiedlichster Schattierungen ist es gelungen, sich einen Zugriff auf enorme Waffenarsenale zu sichern, die schon heute gegen die Repräsentanten staatlicher Macht in den russischen Teilrepubliken Tschetschenien und Dagestan gerichtet werden. Der russische Staat droht damit zu dem Opfer der Geister zu werden, die er rief. Auch die Drohung mit der Verweigerung von Transitrechten produziert unliebsame Nebeneffekte. Besonders deutlich zeigt sich dies in Turkmenistan. Der russische Versuch, die Abhängigkeit Aschchabads von der russischen Exportinfrastruktur für die Erpressung politischen Wohlverhaltens zu nutzen, hat hier die Suche nach alternativen Möglichkeiten intensiviert. Die Eröffnung einer Gaspipeline in den Iran hat bereits die erste Bresche in das russische Pipelinemonopol geschlagen.³

Die sorgsame Abwägung der mit einer traditionellen Großmachtspolitik verbundenen Vor- und Nachteile könnte also – so steht zu vermuten – Moskau auch zu einer ganz anderen Prioritätensetzung verleiten. Statt in Kategorien von Machtrivalitäten zu denken, die sich immer als ein Nullsummenspiel darstellen, in dem der Gewinn der einen Seite zum Verlust der anderen Seite wird, könnte sich die Einsicht durchsetzen, daß ökonomische Kooperation allen Beteiligten die Aussicht auf Profite eröffnet. Zumal außer Frage steht, daß sowohl die finanziellen Ressourcen als auch die technischen Kapazitäten des russischen Energiekomplexes für eine Realisierung ehrgeiziger Erschließungsprojekte in der kaspischen Region völlig unzureichend sind. Im Gegenteil – bei der Modernisierung ihres völlig überalterten Kapitalstocks ist die russische Förderindustrie dringend auf internationale Finanzspritzen angewiesen.⁴ Dies ist ein weiteres gewichtiges Argument, das für eine kooperative Außenpolitik spricht.

Tatsächlich lassen sich – wie noch zu zeigen sein wird – Spuren beider hier skizzierter Optionen in der tatsächlich verfolgten russischen Politik feststellen. Dies hat in politikwissenschaftlichen und journalistischen Kommentaren zur Herausbildung sehr gegensätzlicher Bewertungsmuster geführt. Die eine Hälfte der Autoren verzeichnet starke Tendenzen zu einer Ökonomisierung der Außenpolitik.⁵ Die geostrategischen

3. Im Dezember 1997 wurde eine Pipeline von dem turkmenischen Gasfeld Korpedzhe in den Norden des Iran eröffnet, die bis in die Türkei verlängert werden soll (Vgl. Asbarez Online, 26. 1. 1997). Zwar sind die Kapazitäten dieser Pipeline mit 4 Mrd. Kubikmetern noch sehr begrenzt. Mit der projektierten Verlängerung in die Türkei droht Turkmenistan allerdings zu einem potentiellen Konkurrenten Rußlands auf dem umkämpften türkischen Markt zu avancieren.
4. Nach Schätzung der Weltbank beläuft sich der Investitionsbedarf des russischen Energiesektors auf 25 Milliarden Dollar. Zusätzlich seien jährliche Kapitalspritzen in Höhe von 6 bis 7 Milliarden Dollar erforderlich (International Energy Agency [ed.]: Energy Policies of the Russian Federation, Paris 1995, S. 119).
5. McFaul, M.: A Precarious Peace, Domestic Politics in the Making of Russian Foreign Policy (in: International Security 22:3 (1998), S. 5–35); Hamilton, L.: Russia's Tasty Figs (in: Financial Times,

Zielsetzungen des russischen Staates – so der Tenor der Argumentation – werde mehr und mehr den Profitinteressen privater Akteure untergeordnet, die, wie hier meist a priori unterstellt wird, auf Kooperation angewiesen sind. Andere gehen hingegen in Fortschreibung sowjetischer Kontinuitätslinien von einem weiterbestehenden Primat der Politik gegenüber der Ökonomie aus.⁶ Sie unterstellen dem russischen Staat den Willen und die Fähigkeit, die Abhängigkeit der GUS-Staaten von Transitwegen durch Rußland im Sinne einer Zementierung von hierarchischen Kooperationsbeziehungen im postsowjetischen Raum zu instrumentalisieren. Ich möchte mich von beiden Ansätzen kritisch abgrenzen. Beide operieren nämlich mit Prämissen, die auf Rußland nicht mehr bzw. noch nicht anwendbar sind. Die geopolitische Argumentation, die die konfrontativen Momente der russischen Kaspi-Politik betont, übertreibt die Steuerungs- und Handlungsfähigkeit des russischen Staates. In Ausblendung der dramatischen Folgen einer mißlungenen Transformation betrachtet sie Rußland als eine reduzierte Variante des sowjetischen Staates. Übersehen wird hier die durch die Auflösung des administrativen Kommandosystems produzierte Schwächung und Fragmentierung des russischen Staatsapparates.⁷ Wer den russischen Staat heute als einen einheitlichen Akteur betrachtet, schließt die Augen vor einer Realität, in der die privaten Bereicherungsinteressen mächtiger Partikulatureure über nur noch zu legitimatorischen Zwecken beschworene nationale Interessen triumphieren. Wir können es in unzähligen Berichten über Privatisierungs- und Korruptionsskandale täglich in den Zeitungen lesen – der russische Staat ist längst zur Beute mächtiger Oligarchen geworden, die vor allem eins treibt: das Interesse an der Ausplünderung staatlicher Ressourcen.⁸

Es ist dies allerdings kein Plädoyer für die Ökonomisierungsthese, die die Anzeichen für Kooperationsbereitschaft in der russischen Kaspi-Politik in den Vordergrund stellt. Diese Interpretation unterliegt einer nicht minder trügerischen Illusion. Sie übersieht den Einfluß der für Rußland charakteristischen Verflechtung zwischen Staat und Ökonomie auf die Handlungsrationalität privater Akteure. Mit anderen Worten, das Scheitern des Projektes Marktwirtschaft in Rußland, das auf eine institutionalisierte Trennung von Staat und Markt, von Politik und Ökonomie zielt, wird nicht in die Betrachtung einbezogen. Es ist dies keine zufällige Fehlleistung, sondern Produkt eines theoretischen Reduktionismus, der davon ausgeht, daß allein die Privatisierung von Staatseigentum ausreicht, um marktkonform agierende Akteure zu schaffen. Genau diese naive Annahme ist jedoch von einer kritischen Transformationsforschung widerlegt worden. Wir wissen mittlerweile, daß marktkonformes, also an Kosten-Nutzenkalkülen orientiertes Verhalten keine Selbstverständlichkeit ist. Es bildet sich erst

30. 1. 1998, 3); Caryl, Ch.: Who Makes Russia's Foreign Policy Anyway? Russian Banks, Big Oil and Gas – That's Who (in: US News and World Report, 16. 2. 1998, S. 5–7).

6. Goble, P.: Pipelines and Pipedreams: Geopolitics of the Transcaucasus (in: Caspian Crossroads 1:1 (1995), S. 12–16); Cohen, A.: The New Great Game: Pipeline Politics in Eurasia (in: Eurasian Studies 3:1 (1996), S. 2–15); Iskanderjan, A.: Externe Kräfte in Transkaukasien (in: Wostok 42:2, S. 14–16); Rahr, A.: Die Sicherung der Energietransportwege, Eine strategische Aufgabe für Rußland (in: Internationale Politik 52:1 (1997), S. 25–30); Saakishvili, M.: Growing Attraction of the Georgian Alternative (in: Caspian Crossroads 1:1 (1995), S. 6–10).
7. Vgl. dazu Solnick, St.: The Breakdown of Hierarchies in the Soviet Union and China, A Neoinstitutional Perspective (in: World Politics 48:1 (1996), S. 209–238).
8. Vgl. dazu Shlapentokh, V.: Early Feudalism – The Best Parallel for Contemporary Russia (in: Europe-Asia Studies 48:3 (1996), S. 393–411).

in Reaktion auf massive institutionelle Zwänge heraus. Erst dann, wenn ein Akteur zuverlässig damit rechnen kann und muß, daß er sich nicht nur den durch sein Handeln produzierten Vorteil aneignen kann, sondern auch die dadurch verursachten Nachteile zu tragen hat, wird er sein Verhalten an formal rationalen, d. h. Kosten und Nutzen abwägenden Kalkülen ausrichten. Die Schaffung dieser institutionellen Zwänge ist gemeinhin die Aufgabe des Staates, der durch die Definition und Durchsetzung entsprechender Spielregeln überhaupt erst die Voraussetzungen für effektive Marktwirtschaften schafft. An eben dieser Aufgabe ist der russische Staat aber auf Grund seiner bereits zitierten Schwäche gescheitert. Und so haben wir es in Rußland mit ökonomischen Akteuren zu tun, die jede sich bietende Chance zur Abwälzung von Kosten auf Staat und Gesellschaft nutzen. Dies hat nachhaltige Auswirkungen auf die Handlungslogik dieser Akteure. Nicht-marktkonformes Verhalten kann unter diesen Bedingungen als eine durchaus rationale Handlungsoption erscheinen. Schließlich gehen die dadurch verursachten Kosten ja nicht in die eigene Leistungsbilanz ein. So kann zum Beispiel das Engagement auf Märkten, die eigentlich keine hohe Rendite versprechen, zu einem profitablen Geschäft werden.

In der Literatur ist dieses Verhalten als *Rent-seeking* bezeichnet worden.⁹ *Rent-seeking* beruht – wie skizziert – auf zwei Voraussetzungen: einem schwachen Staat und der fehlenden Trennung zwischen Staat und Ökonomie. Ideale Bedingungen finden *rent-seeking* Akteure bei gegebener Schwäche staatlicher Agenturen auf regulierten, durch protektionistische Maßnahmen vor internationaler Konkurrenz geschützten Märkten. Das gleichzeitige Agieren auf institutionell unterschiedlich verregelten Märkten, einem regulierten internen und einem deregulierten externen Markt, eröffnet ihnen die Chance auf Erzielung enormer Renteneinkommen. Auf dem internen Markt können Waren zu staatlich subventionierten Preisen billig aufgekauft und dann unter Umgehung staatlicher Exportbeschränkungen auf externen Märkten teuer verkauft werden. Noch einmal – die enormen Handelsprofite, die mit dererlei Transaktionen erzielt werden, resultieren also nicht aus der Wahrnehmung von Marktchancen, sondern aus der Umverteilung von Ressourcen aus der Staatskasse in die Taschen privater Akteure. Wir haben es also mit einer intelligenten Variante eines kleptokratischen Kapitalismus zu tun.

Die Frage ist nun, wie sich ein derartiges institutionelles Arrangement auf die außenpolitischen Präferenzen von *rent-seeking* Akteuren auswirkt. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß eine auf Umverteilung basierende Profitmaximierungsstrategie mit der Erschöpfung staatlicher Ressourcen an ihre natürlichen Grenzen zu stoßen droht, haben wir die Antwort eigentlich schon parat. Zur Sicherung seiner Reproduktionsfähigkeit ist ein derartiges System auf eine mechanische Erweiterung seiner Ressourcenumenge angewiesen. Die Profiteure der skizzierten Institutionen müssen also ein lebhaftes Interesse an ihrer Ausweitung auf andere Märkte entwickeln.¹⁰ Dies sichert ihnen einen Zugriff auf die Ressourcen anderer Staaten. Ziel ist also der notfalls durch politische und militärische Drohgebärden abzusichernde Export der Institutionen eines regulierten Marktes, oder präziser formuliert: der nichtfunktionierenden Institutionen eines regulierten Marktes. Was zunächst wie traditionelle Außenpolitik im Interesse

9. Vgl. dazu Aslund, A.: *Reform vs. Rent-Seeking in Russia's Economic Transformation* (in: *Transition* 2:2 (1996), S. 12–17).

10. Staniszki, J.: *The Politics of Post-Communist Institutionalisation in Historical Perspective* (Working Paper Series No. 1, Advanced Study Center, International Institute, University of Michigan), Ann Arbor 1995.

staatlicher Machterweiterung aussieht, erweist sich damit als selektive Kolonialisierungspolitik im Dienste höchst privater Bereicherungsinteressen. Das ist sozusagen rent-seeking von einer neuen Qualität. Gestützt auf die politischen und militärischen Machtressourcen des eigenen Staates, sichern sich partikulare Akteure das Recht auf exklusive Penetration fremder Märkte und Ausplünderung fremder Ressourcen.

In einem nächsten Schritt möchte ich nun diese zugegebenermaßen sehr theoretischen Überlegungen für eine Analyse der Handlungslogik des russischen Energiesektors nutzbar machen. Er ist in vielen Untersuchungen als geradezu klassischer Typus eines rent-seeking Akteurs porträtiert worden.¹¹ Erstaunlicherweise ist es bislang aber noch nicht zu einem Transfer der Ergebnisse dieser Forschung in die Untersuchungen über die Bestimmungsfaktoren der russischen Außenpolitik gekommen. Und dies, obwohl in Abkehr von realistischen Paradigmen die Betonung des Nexus zwischen Innen- und Außenpolitik mittlerweile zum guten Ton der Zunft gehört. Unisono wird ökonomischen Interessengruppen und allen voran dem Energiekomplex, der 40% der russischen Exporterlöse erwirtschaftet, ein gewichtiger Einfluß auf die Bestimmung außenpolitischer Leitlinien zugestanden. Allerdings – und dies erscheint mir fatal – blendet man bei der Rekonstruktion der Präferenzen dieser Akteure in der Regel den bestimmenden Einfluß des institutionellen Umfelds, in dem sie agieren, konsequent aus. Zwar geht man von einem Junktim zwischen innen- und außenpolitischen Interessen aus – diese werden aber ausschließlich aus rein ökonomischen Faktoren wie Ressourcenausstattung und Marktposition abgeleitet. Man konstatiert also immer wieder einen Gegensatz zwischen konkurrenzfähigen Akteuren mit einem Interesse an wirtschaftspolitischer Liberalisierung und kooperativer Außenpolitik und konkurrenzunfähigen Akteuren mit klaren Präferenzen für eine protektionistische Abschirmung eines regulierten Marktes, die sich in ein Votum für eine konfrontative Außenpolitik übersetze. Aus dieser Perspektive fällt der russische Energiesektor natürlich unter die erste Kategorie. Als Anbieter einer konkurrenzfähigen Ware – so wird hier unterstellt – müsse er zwangsläufig für eine Demontage staatlicher Regulationsmechanismen eintreten, die einer erfolgreichen Weltmarktintegration im Wege stehen.¹² Ebenso unfehlbar müsse das Interesse an Konsolidierung der eigenen Position auf dem internationalen Energiemarkt eine eindeutige Parteinahme für eine Außenpolitik hervorbringen, die auf Integration in internationale Kooperationsstrukturen zielt. Die Restauration imperialer Abhängigkeitsbeziehungen im postsowjetischen Raum – so unterstellt diese Lesart weiterhin – widerspreche hingegen den Kalkülen des Energiesektors. Und zwar deshalb, weil sie einerseits dem prioritären Interesse an guten Beziehungen mit dem Westen widerspreche und zweitens die Konservierung wenig profitabler Wirtschaftsbeziehungen, sprich die Prolongierung billiger Energielieferung an nahezu zahlungsunfähige Abnehmer in der GUS impliziere, mithin die Freisetzung von Exportkapazitäten auf attraktivere Märkte blockiere.

Fast alle Kommentare zur russischen Kaspi-Politik übernehmen unhinterfragt diese Sichtweise. Jedes Anzeichen für die Bereitschaft der Russischen Föderation, die Präsenz internationaler Konzerne in der Region zu akzeptieren und die ursprüngliche ablehnende Haltung gegen internationale Erschließungsprojekte durch Konzessionen

11. Sagers M., Kryukov V. A., Shmat V. V.: Resource Rent from the Oil and Gas Sector and the Russian Economy (in: Post-Soviet Geography 36:7 (1995), S. 389–425).
12. Schmedt, C.: Russische Außenpolitik unter Jelzin, Internationale und innerstaatliche Einflußfaktoren außenpolitischen Wandels, Frankfurt 1997.

schrittweise aufzuweichen, wird als untrügliches Zeichen für den wachsenden Einfluß der Öl- und Gaskonzerne auf außenpolitische Entscheidungsprozesse gewertet. Umgekehrt gerät jeder Rückfall in konfrontative Politikmuster zum Indiz dafür, daß der Stern der Energielobby im Kreml allmählich am Verblässen sei.

Bei näherer Betrachtung erweisen sich diese nur auf den ersten Blick einleuchtenden Hypothesen als kaum haltbar. Zunächst kann man schon auf einer Ebene theoretischer Plausibilität vermuten, daß die Präferenzstruktur des russischen Energiesektors in Bezug auf die kaspische Region sehr viel stärker von Ambivalenzen geprägt ist. So dürfte das Interesse an Zusammenarbeit mit westlichen Partnern bei der kapitalintensiven Ausbeutung der dort lagernden Energieressourcen zumindest in einem kritischen Spannungsverhältnis zu dem nicht weniger plausiblen Interesse an der Sicherung exklusiver oder doch zumindest privilegierter Nutzungsrechte stehen – ein Interesse, das sich in dem von Vertretern der Branche immer wieder propagierten Slogan der Wiederherstellung eines einheitlichen sowjetischen Energiekomplexes regelmäßig zu erkennen gibt.¹³ Wie die Akzente dieser beiden konkurrierenden Zielsetzungen jeweils gewichtet werden, muß Gegenstand empirischer Forschung sein. Ein bestimmender Einfluß dürfte dabei – wie ich oben ausgeführt habe – den institutionellen Anreizstrukturen zukommen, die auf die Branche einwirken.

Auch einer Überprüfung an der empirischen Realität halten die eingangs skizzierten Einschätzungen zur Interessenstruktur der Energiekonzerne nicht stand. Und dies gilt sowohl für die innen- als auch für die außenpolitischen Präferenzen. Wider gängige Hypothesen profilierte sich der Brennstoffsektor nämlich keineswegs als Befürworter radikaler ökonomischer Liberalisierungsstrategien. Im Gegenteil: Lange Zeit trat er konsequent für die Konservierung der Institutionen eines regulierten Marktes ein. Gegen seinen hartnäckigen Widerstand mußte die Freigabe von Preisen und die Aufhebung von Exportzöllen von internationalen Institutionen wie IWF und Weltbank erst in einem langwierigen Prozeß der Konditionierung von Hilfsangeboten durchgesetzt werden.¹⁴ In Anknüpfung an die oben referierten Überlegungen zur Handlungslogik von rent-seeking Akteuren können wir einem derartigen Verhalten keineswegs eine gewisse Rationalität absprechen. In dem Wissen um die Unfähigkeit des kaum noch handlungsfähigen russischen Staates, ein System staatlicher Exportkontrollen wirksam durchzusetzen, handelten die Handelsgesellschaften einzelner Konzerne im Rückgriff auf politisches Beziehungskapital immer wieder die Befreiung von Exportzöllen aus. Lange Zeit ist der Energiesektor noch vor dem agroindustriellen Komplex die erfolgreichste Branche beim Aushandeln von Zoll und Exportprivilegien.¹⁵ Und ungeachtet bestehender Restriktionen stiegen die Exporte auf zahlungskräftige Märkte kontinuierlich an.¹⁶ Bei diesem Geschäft erwirtschafteten die Konzerne enorme windfall-Profiten. Formal unabhängige Handelsgesellschaften kauften die Rohstoffe auf dem inländischen Markt zu stark subventionierten Preisen auf, um sie dann unter Umgehung der das Preisgefälle regulierenden hohen Exportzölle

13. Vgl. exemplarisch Medvedev, V.: Razvitie syr'evoj bazy vedet našu stranu iz krizisa (in: Neft' Rossii 4:10 (1995), S. 3–5).

14. Sagers et al.: a. a. O.

15. Pappé, J.: Otrasleye lobbi v pravitel'stve Rossii (1992–1996) (in: Pro et Contra 1:1 (1996), S. 61–78).

16. Baranov, A.: Zaveršilos' formirovanie neftegazovogo kompleksa Rossii (in: Neft' Rossii 5:2 (1996), S. 30–34).

auf dem internationalen Markt teuer zu verkaufen. Gleichzeitig konnten die denselben Konzernen angehörenden Produktionsvereinigungen, die ihre Ware offiziell zu einem unter den Produktionskosten liegenden Preis anboten, unter Hinweis auf diese angeblichen Verluste Steuerbefreiung durchsetzen und zum Teil sogar staatliche Subventionen einstreichen.¹⁷

Ein ähnliches Bild bietet die Rekonstruktion der GUS-politischen Präferenzen der Branche. Auch hier finden wir keinen Einsatz für die Aufkündigung von Lieferverpflichtungen und Staatsaufträgen. Die Energielobby machte sich vielmehr für eine Finanzierung ihrer Exporte ins nahe Ausland durch staatliche Kredite stark.¹⁸ Wir können also feststellen, daß das in der Literatur einseitig in den Vordergrund gestellte Interesse der Branche an einer Integration in den Weltmarkt in Konkurrenz zu dem Interesse an einer Konservierung der Institutionen eines regulierten Marktes im post-sowjetischen Raum steht. Im Rahmen von rent-seeking Strategien ist dies eine plausible Option, die mehreren Motiven folgt. Zum einen geht es darum, sich einen Zugriff auf die Ressourcen anderer Staaten zu sichern – sei es in Gestalt der Beteiligung an der Ausbeutung von Rohstoffen, sei es durch die Sicherung von Absatzmärkten, die durch die Gewährung staatlicher Zahlungsgarantien an Attraktivität gewinnen. Zum anderen zielt diese Politik auf die Aneignung von Filetstücken der industriellen Infrastruktur der Nachbarländer, die durch eine staatliche Politik von Zuckerbrot und Peitsche erheblich erleichtert wird. Gestützt auf eine staatliche Politik, die durch politische und militärische Machtdemonstrationen einerseits Druck ausübt, andererseits aber auch mit dem Angebot von subventionierten Energielieferungen lockt, haben sich Lukoil und Co. lukrative Anteile an Energieprojekten in der GUS gesichert. Es liegt auf der Hand: Die Realisierung dieser Strategien ist auf eine aktive russische Reintegrationspolitik im postsowjetischen Raum angewiesen.

Ebenso stereotype wie empirisch selten überprüfte Annahmen über die Handlungslogik des russischen Energiesektors sind damit in entscheidenden Punkten erschüttert. Abschließend soll nun an ausgewählten Beispielen illustriert werden, welche Erkenntnisse sich aus dem Blickwinkel dieser unorthodoxen Sicht der Dinge für ein Verständnis der komplexen und widersprüchlichen Situation rund um das Kaspische Meer gewinnen lassen.

Beginnen möchte ich mit dem sogenannten Jahrhundertvertrag, der 1994 zwischen Baku und einem Konsortium internationaler Ölfirmen über die Ausbeutung der bislang größten Ölvorkommen im aserbaidshianischen Sektor des Kaspischen Meeres abgeschlossen wurde.¹⁹ An dem Konsortium ist Lukoil mit 10% beteiligt. An der Vertragsunterzeichnung nahm ein Vertreter des russischen Energieministeriums teil. Gleichzeitig stellte das russische Außenministerium die Rechtsgültigkeit des Vertrages unter Hinweis auf den ungeklärten Rechtsstatus des Gewässers in Frage. Dies galt den meisten Beobachtern als Anzeichen für ernsthafte Divergenzen zwischen den durch das Energieministerium artikulierten Interessen der russischen Ölindustrie und den geostrategischen Kalkülen des russischen Außenministeriums.²⁰ Die Tatsache, daß die Nichtanerkennung des Vertrages politisch weitgehend folgenlos blieb, und vor

17. Berezovski V., Chervyakov V.: Sectoral Production Capital: Military-Industrial Complex and Fuel and Energy Complex (in: Segbers K., De Spiegeleire St. [eds.]: Post-Soviet Puzzles: Mapping the Political Economy of the Former Soviet Union, Bd. 3, Baden-Baden 1995, S. 405–438).

18. Ebenda.

19. Sorochov, V.: Energoresursy Azerbajdzana: političeskaja stabil'nost' i regional'nye otnošenija (in: Kavkazskie regional'nye issledovanija 1:1 (1996), S. 37–68).

allein die schrittweise Revision des russischen Standpunktes – Moskau akzeptiert mittlerweile die Aufteilung des Kaspischen Meeres in nationale Hoheitszonen – wurden dann als Sieg der Öllobby gefeiert.

Eine genauere Analyse der russischen Politik vor und nach Abschluß des Vertrages läßt diese Schlußfolgerungen allerdings fragwürdig erscheinen. Dann zeigt sich nämlich, daß Lukoil von einem außenpolitischen Konfrontationskurs der Moskauer Regierung gegenüber Baku erheblich profitierte. Ende 1991 hatte die aserbaidshanische Regierung den russischen Konzern in Reaktion auf die proarmenische Haltung Moskaus im Konflikt um die Exklave Karabach zunächst aus dem bereits im Vorjahr abgeschlossenen Vertrag über die Erschließung der Ölvorkommen im kaspischen Schelf ausgeschlossen. Erst nachdem der russische Staat seine Fähigkeit zur innenpolitischen Destabilisierung des aserbaidshanischen Regimes unter Beweis gestellt hatte, wurde dieser Beschluß revidiert. Im Sommer 1993 leistete Moskau durch Unterstützung der armenischen Offensive in der Landenge von Zangezur²¹ und der Putschisten um Husejnov einen entscheidenden Beitrag zum Sturz der auf Abkoppelung von Moskau bedachten Regierung Eltschibej. Dies sollte sich unmittelbar auszahlen. Der neue aserbaidshanische Staatschef Aliev trat flugs wieder einige Anteile an dem lukrativen Konsortium an Lukoil ab.²² Ganz offensichtlich war diese Entscheidung weniger ökonomischen als vielmehr politischen Motiven geschuldet. Die Attraktivität von Lukoil als Wirtschaftspartner beruhte ganz augenscheinlich auf der Erwartung der aserbaidshanischen Regierung, die Einbindung in das Konsortium werde den russischen Staat zur Aufgabe seiner Blockadepolitik bewegen. Diese Hoffnungen erfüllten sich allerdings nicht vorbehaltlos. Die russische Politik blieb weiter ambivalent. Indizien sprechen für die Beteiligung russischer Streitkräfte an einer Reihe von Putschversuchen. 1994 brachte Moskau die aserbaidshanische Wirtschaft mit der Unterbrechung der nordkaukasischen Eisenbahnverbindung an den Rand eines Kollapses.²³ Die Reihe der Beispiele ließe sich fortsetzen. Entscheidend ist, daß diese Politik der fortgesetzten Pressionen keineswegs im Widerspruch zur Interessenlage von Lukoil steht. Sie zahlte sich vielmehr unmittelbar aus. Im Rahmen einer Beschwichtigungspolitik beteiligte die aserbaidshanische Regierung den Konzern an einer Reihe von anderen Projekten.²⁴ In Übereinstimmung mit den eingangs vorgestellten Hypothesen können wir also feststellen, daß Lukoil seine ökonomischen Interessen in Aserbaidshan gestützt auf die Machtressourcen des russischen Staates verfolgte. Erst dessen Drohgebärden sicherten dem Konzern einen Platz in lukrativen Konsortien und damit einen Zugriff auf aserbaidshanische Ressourcen. Es liegt in der Logik des beschriebenen Kalküls, daß sich die Notwendigkeit einer solchen Politik in dem Maße verringert, in dem sich die damit verfolgten Zielsetzungen realisieren. Auch dafür gibt es Beispiele. Allerdings sollte man nicht vergessen, daß Moskau kaum geneigt sein dürfte, alle Druckmittel aus der Hand zu geben. Schon allein deshalb, weil man im Zweifelsfall

20. Barylski, R. V.: Russia, the West and the Caspian Energy Hub (in: Middle East Journal 49:2 (1995), S. 217–232); Müller, F.: Die Region des kaspischen Meeres – Energiereichtum und Geopolitik (in: Osteuropa Wirtschaft 41:3 (1996), S. 268–278); Fadin, A.: Der Kaspische Knoten – Das Spiel um Gewinne am Schwarzen Gold (in: Wostok 42:4 (1997), S. 36–38).

21. Mursaliev, A.: Peremeny na južnom fronte (in: MN Biznes 84:3 (1995), S. 3).

22. Lopuchov, E.: Kontrakt veka, Problema v istoričeskom retrospektive (in: Kavkazskie regional'nye issledovanija 1:2 (1997), S. 10–34).

23. Soročov, V.: a. a. O.

24. Ebenda.

wieder auf sie zurückgreifen möchte, um den Interessen russischer Energiekonzerne erneut Nachdruck zu verleihen.

Ein analoges Muster einer zwischen Zuckerbrot und Peitsche schwankenden Politik im Interesse partikularer Akteure kann man auch in der russischen Haltung zur Pipelinefrage rekonstruieren. Bekanntlich stehen für den Export des kaspischen Öls drei Optionen zur Auswahl: die Rekonstruktion bestehender Pipelines zum russischen Schwarzmeerhafen Novorossijsk bzw. zum georgischen Supsa und der Bau einer neuen Pipeline zum türkischen Mittelmeerhafen Ceyhan.²⁵ Hauptakteur in diesem Politikfeld ist auf russischer Seite der Staat. Das russische Pipelinesystem ist im Besitz des staatlichen Konzerns Transneft. Die Interessen der teilprivatisierten Ölkonzerne sind gleichwohl involviert. Ihre Position im Poker um die Aufteilung der kaspischen Ressourcen wird eindeutig durch die Unverzichtbarkeit Rußlands bei der Lösung der Exportfrage gestärkt.

Ungeachtet des von Aliev immer wieder artikulierten Interesses an einer Reduzierung der Abhängigkeit von Rußland wurde im Herbst 1995 der Beschluß gefaßt, das sogenannte *early oil* über zwei Routen, also sowohl über Novorossijsk als auch über Supsa, auszuführen.²⁶ Auch diese Entscheidung war ganz offensichtlich das Ergebnis einer auf Erzwingung von Kooperationsbereitschaft zielenden Moskauer Politik der selektiven Destabilisierung und Eskalation von Konflikten. Ein endgültiger Beschluß über die Ausfuhr des ab 2002 anfallenden *main oil* wurde seither immer wieder vertagt. In Baku verstärkten sich allerdings in der Zwischenzeit Präferenzen für eine Pipelinerroute, die durch Georgien oder Armenien nach Ceyhan führen sollte. Dieser unvorteilhaften Entwicklung begegnete man in Moskau im Rückgriff auf zwei Techniken. Zunächst gab Transneft Pläne für den Bau einer neuen Pipeline bekannt, die unter Umgehung des tschetschenischen Krisengebietes durch Daghestan nach Novorossijsk führen soll.²⁷ Ein nicht unbedingt attraktives Angebot, wie man mittlerweile in Reaktion auf die Eskalation der Gewalt auch in dieser russischen Teilrepublik feststellen muß. Gleichzeitig lockte man potentielle Kunden mit Vorzugsbedingungen. Das Winken mit Sonderangeboten scheint auf eine wachsende Bereitschaft Moskaus hinzuweisen, sich im Konkurrenzkampf um Transitgewinne auf rein ökonomische Kampftechniken zu beschränken. Man sollte allerdings nicht übersehen, daß Moskau parallel dazu immer auch an einer Politik der Destabilisierung Georgiens, des schärfsten Konkurrenten im Poker um Transitgewinne, festhielt. Verwiesen sei hier nur exemplarisch auf den Versuch, Konflikte in der mehrheitlich von Armeniern besiedelten Žavaxeti-Region zu provozieren, die auf der Pipelinestrecke Baku-Ceyhan liegt und damit an strategischer Bedeutung gewinnt.²⁸ Außerdem lehnte Moskau bislang immer wieder sowohl eine Internationalisierung als auch ernsthafte Schritte zur Beilegung des Abchasienkonflikts ab. Damit behält man sich die Möglichkeit vor, Georgien durch eine jederzeit denkbare Eskalation des Konflikts als sicheres Transitland zu diskreditieren. Daß das auch im Interesse der russischen Ölkonzerne liegt, läßt sich unter anderem daran ablesen, daß die GUS auch unter ihrem ehemaligen Exekutiv-

25. Vgl. Sagers, M.: The Oil Industry in the Southern-Tier Former Soviet Republics (in: Post-Soviet Geography 35:5 (1994), S. 267–298).

26. Vgl. Sorochov, V.: a. a. O.

27. RIA Novosti, 26. I. 1998, 4.

28. Akinci, U.: The Bottle-Neck of Baku-Ceyhan Pipeline (in: Silk-Road: A Journal of West Asian Studies 1:2 (1997), S. 5–11).

sekretär, dem Ölmilliardär Berezovskij, die Einberufung eines von Tbilisi immer wieder geforderten Gipfels zur Lösung der Abchasienfrage konsequent verweigert hat. Derselbe Berezovskij übrigens, der noch 1996 seinen Einfluß für die Beendigung des Tschetschenienkrieges geltend gemacht und damit die Voraussetzungen dafür geschaffen hatte, daß die russische Nordroute als möglicher Exportweg überhaupt im Gespräch blieb. Dies zeigt, daß sich kooperative Konfliktlösungen dort, aber auch nur dort durchsetzen lassen, wo sie die Präferenzen der mächtigen Partikularakteure des Energiesektors widerspiegeln.

Ein etwas anders gelagertes Szenario des Ineinandergreifens von staatlichen und privaten Interessen bietet die russische Politik gegenüber Turkmenistan.²⁹ Unterschiede gibt es sowohl in Bezug auf die handelnden Personen – die Szene wird von Gazprom dominiert – als auch hinsichtlich der Zielsetzungen. Gegenüber Aschchabad geht es in erster Linie darum, sich zu privilegierten Sonderbedingungen einen Zugriff auf die Gasreserven des Landes zu sichern. Diese Differenz dürfte in erster Linie auf die ausgeprägt schwache Position Turkmenistans gegenüber dem russischen »Partner« Gazprom zurückzuführen sein. Im Gegensatz zu Aserbaidshan und Kasachstan war diese rückständige zentralasiatische Republik wesentlich weniger erfolgreich in der Anwerbung ausländischer Investoren, die ein Gegengewicht zu dem russischen Einfluß schaffen könnten. Zudem ist das von jedem Zugang zum Meer abgeschnittene und von instabilen Nachbarn umgebene Land in sehr viel stärkerem Maße auf die russische Exportinfrastruktur angewiesen. All dies verschaffte dem russischen Gasmonopolisten einen sehr viel größeren Handlungsspielraum als z. B. Lukoil in bezug auf Aserbaidshan. Und Gazprom nutzte diese Chance. Seit dem Zusammenbruch der UdSSR verringerte Gazprom kontinuierlich die Transitquote für turkmenisches Gas, eine Maßnahme, die zu einer mehr als 50-prozentigen Drosselung der Produktion führte. Diese restriktive Politik erlaubte es Gazprom, mehrere Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Er konnte einen potentiellen Konkurrenten auf dem lukrativen europäischen Exportmarkt ausschalten, die Umlenkung des turkmenischen Gases auf GUS-Märkte durchsetzen und so bei gleichzeitiger Freisetzung eigener Exportkapazitäten seinen Lieferverpflichtungen im postsowjetischen Raum nachkommen. Das sicherte ihm zudem eine günstige Ausgangsposition in dem dort anstehenden Prozeß der Privatisierung von Unternehmen der Energieindustrie. Vor allem aber konnte er Aschchabad lange Zeit erfolgreich zwingen, ihm seine Gasreserven zu Vorzugsbedingungen abzutreten, und damit enorme Windfall-Profite einstreichen. 1995 erpreßte Gazprom so die Gründung des russisch-turkmenischen Joint-Ventures Turkmenrosgaz, in dem der russische Monopolist 46 % der Aktien hielt und das exklusive Recht auf Vermarktung des turkmenischen Gases zugesprochen bekam.³⁰ Im Rahmen dieses Deals konnte Gazprom turkmenisches Gas zu einem Preis einkaufen, der um mehr als die Hälfte unter dem lag, den er selbst auf GUS-Märkten erzielte.³¹

Die weitere Entwicklung zeigte allerdings, daß diese Bereicherungsstrategie mit der Veränderung internationaler Konstellationen an eine Grenze stieß und zudem zu einer Schädigung langfristiger staatlicher Interessen führte. In Anbetracht der extrem ungün-

29. Vgl. zum Folgenden v. a. Drezner, D.: *Allies, Adversaries and Economic Coercion: Russian Foreign Economic Policy since 1991* (in: *Security Studies* 6:3, S. 65–111).

30. Webber, M.: *CIS Integration Trends, Russia and the Former Soviet South*, London 1997, S. 58.

31. Fossato, F.: *Russia: Chechnya and Turkmenistan Stake Claims to Transit Gas* (in: *RFE/RL* 201, 1998).

stigen Geschäftsbedingungen beschloß die turkmenische Regierung 1997 nämlich die Auflösung des Joint-Ventures, das fröhlich auf den Bankrott zugesteuert war.³² Gleichzeitig intensivierte sie ihre Bemühungen um eine Erschließung alternativer Exportrouten. Mit der Eröffnung der Gaspipeline in den Nordiran schlug sie eine erste Breche in das russische Exportmonopol. Weiterhin gibt es Pläne für eine Verlängerung dieser Route in die Türkei – ein Projekt, durch das Turkmenistan zu einem veritablen Konkurrenten von Gazprom auf dem türkischen Markt avancieren könnte. Und schließlich ist mittlerweile ein türkisch-turkmenisches Memorandum über den Bau einer Gaspipeline unterzeichnet worden, die durch das Kaspische Meer und Aserbaidshan in die Türkei führen soll.³³ Vor allem dieses zuletzt genannte Projekt hat zu einer Annäherung zwischen Baku und Aschchabad geführt. Lange Zeit hatten beide Seiten auf Grund konkurrierender Ansprüche auf ein Ölfeld gegensätzliche Positionen in Bezug auf die Definition des Rechtsstatus des Kaspischen Meeres vertreten. Während Baku von Anfang an für eine Aufteilung in nationale Sektoren eintrat, votierte Aschchabad zunächst gemeinsam mit Rußland für eine Kondominiumslösung. Konfrontiert mit der unnachgiebigen russischen Haltung in der Exportfrage, hat Turkmenistan allerdings Anfang letzten Jahres das Lager gewechselt.³⁴ Moskau hat damit in einer zentralen Frage einen wichtigen Bündnispartner verloren. Und dies deshalb, weil es das langfristige Interesse an der Durchsetzung eines ihm genehmen Regimes für die Aufteilung der Verfügungsrechte über die kaspischen Energiereserven den kurzfristigen Profitinteressen eines privaten Akteurs opferte.

Die Ergebnisse der bisherigen Ausführungen zusammenfassend, kann man feststellen, daß der empirische Test die eingangs formulierten theoretischen Hypothesen weitgehend bestätigt hat. Es sollte gezeigt werden, daß die aus der Schwäche staatlicher Kontrollstrukturen resultierende Fähigkeit zur Externalisierung von Kosten die Kosten-Nutzen-Kalküle und damit die Handlungslogik von Akteuren entscheidend verändert. Die Analyse des Verhaltens von Akteuren des Energiesektors hat ergeben, daß deren Votum für eine Ausdehnung hierarchisch organisierter Märkte auf die GUS wider gängige Erwartungen unter diesen Bedingungen tatsächlich eine rationale Option darstellt. Die Untersuchung der von staatlichen und privaten Akteuren in der Region des Kaspischen Meeres verfolgten Strategien hat weiterhin deutlich gemacht, daß sich diese Präferenzen auch tatsächlich in konkrete Politik übersetzen. Im Rückgriff auf staatliche Machtmittel, die von der gezielten Eskalation von Konflikten bis zur Blockade von Exportwegen reichen, ist es einflußreichen russischen Konzernen gelungen, sich einen Zugriff auf die Ressourcen anderer Staaten zu erschließen. Punktuell konnten wir aber auch sehen, daß die teilweise Saturierung von Bereicherungsinteressen vor allem in Kombination mit einem sich ungünstig verändernden internationalen Druck einen Präferenzwandel in Richtung auf eine eher kooperative Politik hervorbringen kann.

Verlässliche Prognosen über zukünftige Entwicklungen sind damit immer noch nicht möglich. Ich glaube aber gezeigt zu haben, auf welche Faktoren wir bei der Antizipation möglicher Kurswechsel in der russischen Politik achten müssen. Entscheidende Bedeutung fällt dabei meines Erachtens dem institutionellen Kontext, also der Verregelung des Verhältnisses zwischen Politik und Ökonomie, zu. Anders formuliert: In

32. AFP, 14. 1. 1998, 4.

33. RFE/RL Newline, 29. 12. 1997, 8.

34. RFE/RL Newline, 6. 2. 1998, 4.

dem Moment, in dem der ungehinderte Zugriff von Akteuren der Energieindustrie auf staatliche Ressourcen im Zuge der Etablierung einer effektiven Staatlichkeit in Rußland institutionell verschlossen wird, müßte sich auch die Handlungslogik dieser Akteure ändern. ~~An Anläufen in diese Richtung, hat es nicht gefehlt. Ich möchte hier~~ nur cursorisch auf die von dem ehemaligen Premier Nemcov initiierten Versuche verweisen, anstehende Steuerschulden einzutreiben und die Kontrolle über staatliche Anteile an den Energiekonzernen zu effektivieren. Bislang waren all diese Bemühungen allerdings nicht von durchschlagendem Erfolg gekrönt, im Gegenteil: sein Nachfolger Primakov hatte zwischenzeitlich wieder zum geordneten Rückzug geblasen und sich in Bezug auf die horrenden Steuerschulden von Gazprom mehr als konziliant gezeigt.

Endgültige Antworten bietet auch das hier vorgeschlagene Analysemodell nicht. Im Gegensatz zu probaten ad-hoc-Prognosen kann es allerdings darauf verweisen, daß wir es in dem komplexen Spiel um das kaspische Öl mit einer ganzen Reihe von Unbekannten zu tun haben, von denen zu allem Unglück keine einzige statisch ist.

Merab Kalandaze

Die Anfänge des Studiums der mittelalterlichen und neueren Geschichte Westeuropas in Georgien

Der vorliegende Beitrag untersucht einen der kompliziertesten und interessantesten Zeitabschnitte, in dem in Georgien die Geschichte des westeuropäischen Mittelalters und der westeuropäischen Neuzeit erforscht wurde. Es ist die erste Hälfte des 20. Jhs., als trotz der Herrschaft des totalitären Regimes der Bolschewiki faktisch die Grundlage für die wissenschaftliche Erforschung und die Lehre des Mittelalters und der Neuzeit Westeuropas in Georgien gelegt wurde. Dies ist ein recht aktuelles Thema, das bis heute völlig unbearbeitet geblieben und noch nicht zum Forschungsgegenstand der georgischen Geschichtswissenschaft geworden ist.

Das Studium der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit Westeuropas besitzt in Georgien eine Tradition. Man kann es bedingt in drei Etappen gliedern. Wir betrachten es als ganz natürlich, daß sich die Erforschung und die Lehre der Geschichte dieser Zeit besonders seit 1918 entfalteten, nachdem die Georgische Staatsuniversität Tbilisi gegründet worden war.

Die erste Periode umfaßt die erste Hälfte des 20. Jhs. und war mit dem Leben und Wirken dreier namhafter Historiker, Prof. Nikolaj Dubrovskij, Prof. Grigol Nataze und Prof. Aleksandre Namoraze, verknüpft. Die besten Jahre ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit fallen in den Zenit der Macht des totalitären kommunistischen Regimes, und dieses hinterließ natürlich eine Spur auf ihrem wissenschaftlichen Erbe, was darin zum Ausdruck kam, daß N. Dubrovskij überhaupt jede wissenschaftliche Arbeit ablehnte und sich nur auf die pädagogische Tätigkeit beschränkte, während G. Nataze wegen seiner politischen Vergangenheit etwas mehr und A. Namoraze etwas weniger gezwungen waren, mit dem totalitären bolschewistischen Staat und dessen Ideologie Kompromisse einzugehen. Gerade hierin besteht ihre ungeheure seelische Tragödie. Sie waren in einer ganz anderen Welt aufgewachsen, wo verhältnismäßig freies Denken herrschte, und mußten im totalitären bolschewistischen Staat leben und arbeiten, wo das freie Denken unterdrückt wurde. Ihr Schritt war gerechtfertigt, denn anderenfalls würden wir nicht über das Wenige verfügen, das die georgischsprachige Geschichtswissenschaft in dieser Hinsicht besitzt.

Die Tätigkeit dieser drei hervorragenden Historiker gibt ein gutes Beispiel dafür, wie kompliziert wissenschaftliche Forschung unter einem totalitären Regime ist.

Leben und Wirken von N. Dubrovskij (1874–1943) stellen ein unbeschriebenes Feld dar und waren in der georgischen Geschichtswissenschaft bis heute völlig unbekannt und unerforscht. Und doch hat dieser Mann eine überaus starke Spur in der Lehre der Weltgeschichte in Georgien hinterlassen.

N. Dubrovskij wurde am 16. Mai 1874 in Batumi geboren. Sein Vater war Pole, seine Mutter Georgierin (geb. Tabaťaze). Georgierin war auch die Mutter seines Vaters (geb. Amilaxvari).

1897 absolvierte Dubrovskij das Klassische Gymnasium von Kutaisi und setzte das Studium in Geschichte und Philologie an der Universität Warschau fort. Er tat sich als begabter, arbeitsamer junger Mann hervor, und man nahm ihn an der Warschauer Universität zur Vorbereitung auf die Professorenlaufbahn auf. Seit 1904 hielt er Vorlesungen. 1912 ging Dubrovskijs pädagogische Tätigkeit in Polen zu Ende. Bessere Möglichkeiten zur Erforschung der westeuropäischen Geschichte wurden ihm nicht mehr gewährt.

N. Dubrovskij kehrte nach Georgien zurück und lehrte 1912–1918 in Tbilisi an höheren Mädchenschulen westeuropäische Geschichte und Historiographie. Von 1919 bis 1921 arbeitete er in Baku. Nachdem er Aserbaidshan verlassen hatte, begab er sich nach Moskau und wirkte ganze zehn Jahre lang von 1922 bis 1932 am Institut für Finanzwirtschaft und am G. Plechanov-Institut für Volkswirtschaft der Universität Moskau.

1932 kehrte Dubrovskij nach Georgien zurück und nahm seine Tätigkeit an der Staatsuniversität Tbilisi auf. Am 14. Februar 1936 wurde er auf Beschluß der Qualifikationskommission als Professor an der Staatsuniversität Tbilisi bestätigt. Von 1938 bis 1942 leitete er den Lehrstuhl für Kolonialländer. In dieser Zeit hielt er Vorlesungen in Kutaisi und Soxumi. Am 16. Dezember 1943 verstarb er an den Folgen einer Lungenentzündung.¹

N. Dubrovskij war ein ungewöhnlich prinzipienfester Forscher, kompromißlos und hochgebildet, er war Polyglott und zweifellos ein Historiker von europäischem Rang und ausgezeichneter Lehrer, der am Beginn der Lehre der Weltgeschichte in Georgien stand.

Unseres Erachtens ist das Wirken eines so hochqualifizierten Spezialisten, wie es N. Dubrovskij war, an der Historischen Fakultät der Universität von Tbilisi als großes Glück zu betrachten.

Aus den Erinnerungen seiner Zeitgenossen ist ersichtlich, daß er ein unvergleichlicher Pädagoge war. Er war ein glänzender Redner, der eine tiefe Einsicht in sein Fach besaß. Über ihn als Lehrer waren in Tbilisi, Kutaisi und Soxumi direkt Legenden im Umlauf.

N. Dubrovskijs wissenschaftliches Erbe blieb nicht nur seinen Zeitgenossen, sondern selbst dem engen Spezialistenkreis unbekannt. Das ist nicht verwunderlich, denn er verheimlichte seine Arbeiten, die zu Beginn des 20. Jhs. erschienen waren, sorgfältig, weil er Furcht vor dem herrschenden Regime hatte. Deshalb war sein wissenschaftliches Werk lange Zeit unbekannt, und er hatte sich ein Image zugelegt, das ihn als sehr guten Lehrer auswies, der aber keine Schriften verfaßte. Diese Vorstellung vermittelt aber kein adäquates Bild von seiner Tätigkeit.

Nach langer Suche in Moskauer Bibliotheken stießen wir auf N. Dubrovskijs vergessene Arbeiten »Ein Florentiner Publizist vom Ende des 14. Jahrhunderts«, »N. Kareevs wissenschaftliche und literarische Tätigkeit«, »Die Juli-Revolution und die Bourgeoisie« sowie »Die offizielle Wissenschaft an der Warschauer Universität« und brachten sie von neuem in die wissenschaftliche Betrachtung ein.

Die Untersuchung »Ein Florentiner Publizist vom Ende des 14. Jahrhunderts« halten wir für eine der besten Arbeiten Dubrovskijs. Er legte eine interessante Quelle, K. Salutatis Aufsätze, seinen Überlegungen zugrunde und beleuchtete eine ganze Reihe

1. Dubrovskij, N.: Personalakte, Archiv der Universität Tbilisi (pondi 1, anaçeri 1, řesanaxi erteuli 867, p. 10).

von Fragen zu Leben und Werk des italienischen Denkers auf neue Weise, was für die damalige Geschichtswissenschaft einen ernsthaften Schritt nach vorn darstellte.² Die Arbeit über K. Salutati besteht aus zwei Teilen: einer Biographie, wo er einige bis dahin strittige Fragen seines Lebens beleuchtet und präzisiert, und einem weltanschaulichen Teil, wo er anhand der Quelle versucht, die Ansichten und das Credo des italienischen Denkers noch vollständiger darzustellen. Eingehend befaßt er sich mit den historischen und politischen Grundsätzen von Salutati.

K. Salutatis Ansichten kommt die Weltanschauung von N. Machiavelli sehr nahe. Daher wäre eine Untersuchung unter diesem Gesichtspunkt unseres Erachtens nicht uninteressant, und wir meinen, daß sie Dubrovskij's Arbeit bereichert hätte. Salutatis Verhältnis zur Tyrannei hat Dubrovskij unserer Meinung nach weniger überzeugend behandelt als Historiker vor ihm, in erster Linie M. Karelin. Deutlicher hätte der Einfluß des heiligen Augustinus auf die Formung von Salutatis Weltanschauung hervorgehoben werden müssen.

Eine tiefgründige geschichtswissenschaftliche Analyse legte N. Dubrovskij in seiner Arbeit über N. Kareev vor. Das Interesse am Werk eines so bedeutenden Historikers wie Kareev ist schon an sich vielsagend und deutet darauf hin, daß Dubrovskij ein Fachmann hohen Ranges war. Diese Untersuchung verkörpert einen der ersten ernsthaften Versuche, die Arbeiten des namhaften russischen Historikers kritisch zu werten.³ In Dubrovskij's Schrift ist das Verhältnis von N. Kareev zum Marxismus realistisch dargestellt. Interesse weckt Dubrovskij's Bestreben, Kareev's Geschichtsphilosophie herauszuarbeiten. Dubrovskij hebt Kareev's Beitrag zum Studium der Agrarfrage in der französischen Revolution hervor. Dabei ist er stets bestrebt, sein eigenes Verhältnis zu Kareev's Anschauungen deutlich zu machen, ein sehr begrüßenswertes kritisches Herangehen.

Dubrovskij's Gleichgültigkeit gegenüber Kareev's Arbeiten zur Geschichte Polens ist kritikwürdig. Kareev's mehrbändiges Werk »Geschichte Westeuropas in der Neuzeit« ist verhältnismäßig farblos abgehandelt, was wohl zu einem bedeutenden Teil damit zu erklären ist, daß die Edition von Kareev's Werk im Jahre 1905 noch nicht abgeschlossen war. Natürlich gab es zwischen den Ansichten von I. Lučickij und N. Kareev eine Ähnlichkeit, doch hätte Dubrovskij unbedingt erwähnen müssen, daß zwischen ihnen ein prinzipieller Unterschied bestand. Hier wäre es angebracht gewesen, M. Kovalevskij zu nennen, der die Linie von N. Kareev viel klarer fortsetzte als I. Lučickij. Als Dubrovskij auf die Historiker eingeht, die vor N. Kareev die Lage der Bauernschaft vor der Französischen Revolution erforschen, führt er aus irgendeinem Grund den französischen Historiker A. Tocqueville nicht auf, dessen Verdienst bei der Bearbeitung dieser Frage bedeutend größer ist als das jener Forscher, die Dubrovskij nennt.

N. Dubrovskij's Interesse an der Juli-Revolution von 1830 war nicht zufällig, und wir sehen darin vor allem eine Wirkung der russischen Revolution von 1905. Seine Schrift »Die Juli-Revolution und die Bourgeoisie« trägt populärwissenschaftlichen Charakter. Gestützt auf Quellen und Literatur erzählt der Verfasser dem russischen Leser

2. Dubrovskij, N.: Florentijskij publicist konca XIV-go stoletija (in: Istoričeskoe obozrenie, Bd. XIV, Moskva 1905, S. 1–44).
3. Dubrovskij, N.: Učeno-literaturnaja dejatel'nost' N. I. Kareeva (in: Istoričeskij vestnik, Bd. XCIX, Sankt Peterburg 1905, S. 209–223).

von diesem Ereignis.⁴ Der Autor der 1905 in Rostov am Don erschienenen Arbeit »Frankreich im Juli 1830« dürfte ein ganz anderer N. Dubrovskij gewesen sein.⁵

Interessante Ansichten äußerte N. Dubrovskij über die Lehre an der Warschauer Universität.⁶

Als besonders schmerzhaft empfinden wir, daß N. Dubrovskijs wissenschaftliche Tätigkeit faktisch bei den ersten Schritten abbrach, was in erster Linie durch zwei Umstände bedingt war: 1912 war er gezwungen, Polen zu verlassen, und daher riß der Kontakt zu seinem unmittelbaren Forschungsobjekt und den reichen Primärquellen zur westeuropäischen Geschichte ab, und 1917 nach der Errichtung des totalitären bolschewistischen Regimes nahm er überhaupt Abstand von wissenschaftlicher Forschung. Daher vertreten wir die Auffassung, daß er seine reichen potentiellen Möglichkeiten nicht ausschöpfen konnte.

Grigol Nataze erwarb sich großes Verdienst um die wissenschaftliche Erforschung und Lehre der Weltgeschichte in Georgien. Lange leistete er diese Arbeit allein, erst später traten ihm A. Namoraze und N. Dubrovskij zu Seite.

G. Natazes Leben und Werk lassen sich in zwei Abschnitte gliedern: die Zeit bis zur Gründung der Universität und die Zeit nach der Universitätsgründung. Während er in der ersten Periode das Hauptaugenmerk auf die politische und die pädagogische Tätigkeit lenkte, widmete er sich in der zweiten hauptsächlich der wissenschaftlichen Arbeit. Der zweite Abschnitt läßt sich nochmals unterteilen. In dieser Hinsicht ist ein bedeutender Markstein das Ende der zwanziger und der Beginn der dreißiger Jahre, als der Prozeß der Verankerung des bolschewistisch-marxistischen Ideologiemonopols endgültig abgeschlossen wurde.

G. Nataze wurde am 16. Januar 1878 geboren. 1885 wurde er in das Tbiliser Adelsgymnasium aufgenommen, von dem er 1892 in das zweite Tbiliser Gymnasium wechselte, das er 1898 abschloß. Zur Fortsetzung des Studiums reiste er nach Kiew. Ursprünglich beantragte er die Aufnahme in die Medizinische Fakultät, doch bald darauf wählte er die Fakultät für Geschichte und Philologie. Hier schloß er eine enge Bekanntschaft mit dem russischen Historiker I. Lučickij, und unter dessen Einfluß begann er sich für die Agrarprobleme der Französischen Revolution zu interessieren, doch hauptsächlich aus politischen Gründen konnte er das Studium nicht fortsetzen. Kurzzeitig ging er in die Emigration und führte nach seiner Rückkehr das Studium fort. Er ließ sich als Fernstudent an der Universität Moskau einschreiben. Nach dem Abschluß des Studiums war Nataze vor allem durch politische und pädagogische Tätigkeit gebunden. Er war aktives Mitglied der Partei der Sozialrevolutionäre⁷ und ein politischer Feind der Bolschewiken. Gleichzeitig widmete er sich der Lehrtätigkeit anfangs in Tbilisi und später in Kutaisi. Die Gründung der Staatsuniversität Tbilisi änderte sein Leben von Grund auf. Er wandte sich an den Universitätsgründer I. Žavašvili mit der Bitte, ihn in die Universität aufzunehmen, und nach dessen Zustimmung

4. Dubrovskij, N.: Ijul'skaja revolucija i buržuazija (in: Mir Božij, März 1906, S. 42–82).

5. Kalandaze, M.: N. Dubrovskis našromi 1830 člis revoluciaze (in: Křebuli mižyvnil Givi Křiyurazis xsovnisadmi, Tbilisi 1998, S. 52–53).

6. Dubrovskij, N.: Oficial'naja nauka v Carstve pol'skom (Varšavskij universitet po ličnim vospitanijam), Sankt Peterburg 1908, S. 138.

7. Dokument der Abteilung Wissenschaft des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Georgiens »Charakteristik der Dekane und Wissenschaftler der Staatlichen Stalin-Universität von Tbilisi«, pondi 14, sakme 7817, S. 15. Cicišvili, G.: Gaučinarebuli ištoriais purcelebi (in: Ciskari, Nr. 2, 1995).

ging er an die Arbeit. Er leitete das praktische Studium, die Seminare, in Weltgeschichte und einen Anfängerkurs Lateinische Sprache.⁸ 1921 legte er erfolgreich die Magisterprüfungen ab, und am 22. Juni 1922 ernannte man ihn auf Beschluß des Professorenrates zum Dozenten am Lehrstuhl für Weltgeschichte der Staatsuniversität Tbilisi. Am 30. Juni 1922 wählte man ihn zum Wissenschaftlichen Sekretär der Abteilung Philosophie. Am 8. Juni 1924 verteidigte er erfolgreich seine Dissertation zu dem Thema »Die sozialökonomische Situation im alten Griechenland als Basis für den Aufstand des Kylon«. Am 15. Dezember 1926 wurde G. Nataze zum Professor am Lehrstuhl für Weltgeschichte gewählt. Diesbezüglich gewinnt ein Dokument an Interesse, das bisher unbekannt war: »Ich unterstütze den Vorschlag der Professoren Gr. Cereteli und M. Polievkovi, den Dozenten Gr. Nataze zum Professor zu wählen. Iv. Žavaxišvili«⁹.

Mitte der dreißiger Jahre wählte man G. Nataze zum Leiter des Lehrstuhls für mittelalterliche Geschichte an der Universität Tbilisi, den er bis an sein Lebensende leitete. Nach langer, schwerer Krankheit verschied er am 24. Mai 1951.¹⁰

Den ersten ernsthaften Schritt zum Studium von Leben und Werk G. Natazes unternahm bereits A. Namoraze¹¹, doch ist noch keine grundlegende Untersuchung seines wissenschaftlichen Erbes in der georgischen Geschichtswissenschaft vorgenommen worden.

Eine wertvolle Quelle zum Studium des wissenschaftlichen Erbes von G. Nataze stellt die von Taso Kašaraze zusammengestellte Bibliographie von Natazes Arbeiten dar. Es ist anzunehmen, daß Kašaraze diese Bibliographie im Auftrag von A. Namoraze fertigte, womit er ihm beim Abfassen des Aufsatzes über G. Nataze eine große Hilfe erwies.¹²

G. Nataze war ein Historiker mit einem weiten Blickfeld, der sowohl klassische als auch europäische Sprachen beherrschte, was die beste Voraussetzung für eine fruchtbare Forschungsarbeit zur Weltgeschichte war. Das Feld von G. Natazes wissenschaftlichen Interessen ist recht weit. Es umfaßt die Alte Geschichte, die Geschichte des Mittelalters, die Geschichte der Neuzeit, die Geschichte Georgiens, die Geschichte der Gentilordnung, die Geschichtsmethodologie sowie Fragen der Archiv- und Heimatkunde.

Besonders große Bedeutung für die georgische Geschichtswissenschaft besitzen Natazes Arbeiten zur Geschichte des Mittelalters in Westeuropa. Mit diesen Untersuchungen schuf er faktisch die Grundlagen für die georgische Mediävistik. Mitte der zwanziger Jahre hatte Nataze seinen Weg als Mediävist gewählt und verfolgte die Neuerscheinungen, die es zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der europäischen Mediävistik gab. Das kam darin zum Ausdruck, daß er damals als Anhänger des österreichischen Historikers A. Dopsch in Erscheinung trat. Aber unter dem Druck des bolschewistischen Regimes versuchte er die Evolution vom ökonomischen Materialismus zum Marxismus. In dieser Hinsicht sind zwei seiner Bücher bezeichnend, die 1926 er-

8. Nataze, G.: Personalakte, Universitätsarchiv, p. 1, an. 1, šesanaxi erteuli 1426, nusxa 291.

9. Nataze, G.: Personalakte, Universitätsarchiv, p. 1, an. 1, šesanaxi erteuli 1426, nusxa 293.

10. Nataze, G.: Memoiren, Georgisches Bildungsmuseum, pondi 1773, Nr. 40.

11. Namoraze, A.: Propesori grigol iasonis ze nataze (in: Tbilisis saxelmcipo universitetis šromebi, Bd. 77, 1959, S. 357–389).

12. Kašaraze, T.: Propesor grigol iasonis ze natazis šromebis bibliografi (Sakartvelos respublikis uaxlesi istoriis centraluri arkivi [Sruica], pondi 2079, anabeđi 1, s. 262).

schiene »Geschichte des westeuropäischen Feudalismus, Teil 1, Die Entstehung des Feudalismus« und die 1933 herausgegebene »Geschichte des westeuropäischen Feudalismus«. ¹³ Die Periodisierung der Geschichte des Mittelalters in Natazes Büchern erscheint uns strittig, wir sehen darin vor allem eine Widerspiegelung seiner weltanschaulichen Entwicklung. Die Geschichte des Mittelalters mit dem Aufkommen der ständevertretenden Monarchie in England und Frankreich abzuschließen, dürfte verfrüht sein.

Beachtung verdienen Natazes Untersuchungen zur Geschichte des frühen Mittelalters, und zwar zu den Germanen. Zwar ist seit dem Erscheinen dieser Arbeiten eine lange Zeit vergangen, und die Wissenschaft ist auf diesen Gebieten weiter vorangekommen, doch diese Arbeiten Natazes bleiben eine bedeutende Errungenschaft der damaligen georgischen Geschichtswissenschaft. ¹⁴

Der begrenzte Rahmen des Aufsatzes gestattet es nicht, das vielseitige wissenschaftliche Erbe Natazes umfassend zu besprechen. Daher beschränken wir uns auf eine Darlegung seiner Konzeption.

Unter dem Einfluß der russischen Historiker I. Lučickij und R. Viper begeisterte sich Nataze für die soziologische Sicht der Geschichte und geriet unter den Einfluß des ökonomischen Materialismus, was sich vor allem darin äußerte, daß er in seinen Arbeiten der sozialökonomischen Thematik große Beachtung schenkte, während die politische und die Kulturgeschichte bedeutend blasser dargestellt wurden. Unter solchem Blickwinkel sind seine Arbeiten verfaßt: Der Aufstand des Kylon, Kurze Geschichte Englands, Lehrbücher des Mittelalters und der Neuzeit, Kurze soziologische Übersicht über die Geschichte Georgiens. Es ist natürlich zu begrüßen, daß Nataze seine eigene Methode der Geschichtsdarstellung besitzt und bemüht ist, die georgische Geschichtswissenschaft mit neuen Theorien und Ideen zu bereichern, doch leider gibt der von ihm eingeschlagene Weg keine adäquate Vorstellung von der Entwicklung der Weltgeschichte. Natürlich wäre es bedeutend besser gewesen, alle Fragen in gleichem Maße ausgewogen anzugehen. Seine Geschichtskonzeption erscheint uns anfechtbar und einseitig, eine derartige Sicht der Geschichte stellt keine Weiterentwicklung im Vergleich zu den Ansichten von I. Žavasišvili dar.

Bei der wissenschaftlichen Erforschung und Lehre der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit Westeuropas in Georgien trat G. Nataze bald dessen jüngerer Kollege Aleksandre Namoraže (1890–1958) zur Seite.

A. Namoraže wurde am 18. August 1890 geboren. 1899 wurde er in das Tbiliser Adelsgymnasium aufgenommen, das er 1910 absolvierte. Im gleichen Jahr wurde er an der Historisch-Philologischen Fakultät der Universität Kiew immatrikuliert. Sein Fleiß erweckte das Interesse des namhaften russischen Historikers P. Ardašev. Dieser Historiker betreute Namoražes erste Schritte in der Wissenschaft. Während seines Studiums in Kiew wurde Namoraže vermutlich auf Initiative P. Ardaševs für ein

13. Nataze, G.: Dasavlet evropis peodalizmis istoria, nač. 1, peodalizmis čarmošoba, Tbilisi 1926; Nataze, G.: Dasavlet evropis peodalizmis istoria, Tbilisi 1933.

14. Nataze, G.: Axali problemebi evropis peodalizmis istoriidan, benepiciumis čarmošoba da imuniteiŝis sačitxi (in: Universiteiŝis moambe, Bd. VI, Tbilisi 1925); Nataze, G.: Erti nimuŝi pormalur-logikuri midgomisa istoriis kvlevaŝi (in: Universiteiŝis ŝromebi, seria I, Tbilisi 1936); Nataze, G.: Salikuri kanoni, rogorc čqaro evropis eķonomikuri istoriis ŝesasčavlad (in: Universiteiŝis ŝromebi, Bd. 5, Tbilisi 1938); Nataze, G.: Soplis meurneobis organizacia da tekniķa žvel germanelebŝi (in: Universiteiŝis ŝromebi, Bd. XVI, Tbilisi 1940); Nataze, G.: Mxsvili mamulis organizacia da martva merovingbis dros (in: Universiteiŝis ŝromebi, Bd. XXIV, Tbilisi 1942).

Jahr nach Frankreich delegiert. Es ist anzunehmen, daß dies ein Teil von Ardaševs Plan war. Für besonders bedauerlich halten wir es, daß der zweite Teil seines Planes, die Arbeit in französischen Archiven, wegen der Zuspitzung der politischen Situation (erster Weltkrieg, Februarrevolution 1917, Oktoberumsturz, Gründung eines totalitären Regimes in Rußland) unerfüllt blieb. Die wissenschaftliche Delegation nach Frankreich erwies sich für Namoraze als Forscher der französischen Geschichte des 17.–18. Jhs. überaus nützlich. Der erste Weltkrieg, der im Sommer 1914 ausbrach, veränderte Namorazes Leben völlig. Es gelang ihm nicht mehr, das Studium an der Kiewer Universität abzuschließen und das Diplom eines Historikers zu erwerben. Seine Diplomarbeit, »Die französischen Städte zur Zeit Ludwigs XIV.«, deren Betreuer P. Ardašev war und die bereits dessen Zustimmung gefunden hatte, blieb unverteidigt. Namoraze mußte sich eine Arbeitsstelle suchen. 1914–1918 arbeitete er im Bildungssystem von Kiew als Instrukteur der Schulabteilung. 1918 kehrte er in seine Heimat zurück. 1919 legte er die Aufnahmeprüfungen an der Philosophischen Fakultät der Staatsuniversität Tbilisi ab, und 1924 schloß er sein Studium mit Auszeichnung ab. Auf Vorschlag von G. Nataze blieb er an der Universität, um sich auf die Professorenlaufbahn vorzubereiten. Am 26. Oktober 1932 verlieh ihm die Qualifikationskommission beim Kommissariat für Volksbildung der Sowjetunion den wissenschaftlichen Titel eines Dozenten. Mitte der dreißiger Jahre trat er an die Spitze des Lehrstuhls für Neue Geschichte, den er über zwei Jahrzehnte lang leitete. Am 3. November 1938 verteidigte er erfolgreich seine Dissertation zu dem Thema »Administration und Munizipalverwaltung in Frankreich vom 17. bis 18. Jahrhundert«, die vor wenigen Jahren als Monographie erschien. Eine kurze Zeit, vom 25. Februar 1940 bis zum 10. Mai 1942, war er Dekan der Historischen Fakultät. Am 5. März 1946 wurde ihm auf Beschluß des Präsidiums des Obersten Rates der Georgischen SSR der Titel »Verdienter Wissenschaftler der Georgischen SSR« verliehen. Am 11. Juli 1958 verstarb A. Namoraze an Lungenkrebs.¹⁵

Die Literatur über Leben und Werk von A. Namoraze ist äußerst dürftig, und dieses Gebiet ist in der georgischen Geschichtswissenschaft bis heute unerforscht geblieben. In dieser Hinsicht verdienen vor allem die positiven Gutachten von Akademienmitglied V. Tarle und den Professoren G. Nataze und N. Dubrovskij zu seiner Dissertation Beachtung.¹⁶ Zu dieser Arbeit nahm auch der russische Historiker A. Dunaevskij Stellung.¹⁷ Unbeachtet blieben auch nicht Namorazes Arbeiten über die Aufteilung des Gemeindelandes während der Französischen Revolution. Sie wurden von dem russischen Historiker O. Vainštajn positiv bewertet.¹⁸ Und doch kann man als ersten Versuch, Leben und Wirken von A. Namoraze zu untersuchen, die Arbeit seines Schülers K. Antaze betrachten.¹⁹

15. Namoraze, A.: Personalakte, Universitätsarchiv, Kaderabteilung, pondi 1, anačeri 1, šesanaxi er-teuli 541, nusxa 767.

16. Materialien über die Verteidigung der Dissertation von A. Namoraze, stenographischer Bericht von der Sitzung des Wissenschaftlichen Rates der Staatsuniversität Tbilisi am 3. November 1938: Sruica, p. 2079, anačeđi 1, sakme 183 und 186. Schreiben von Akademienmitglied V. Tarle an die Universität über die Bedeutung der Arbeiten von A. Namoraze: Sruica, p. 2079, a. 1, s. 230.

17. Dunaevskij, A.: Velikaja francuzskaja revolucija v dovoennoj sovsckoj istoriografii (in: Istorija i istoriki, Moskva 1965, S. 57).

18. Vainštajn, O.: Izučenie Francuzskoj revolucii v SSSR (in: Francuzskij Ežegodnik 1958, Moskva 1959, S. 498–499).

A. Namoraze wirkte vor allem in vier Richtungen: 1. Administration und Munizipalverwaltung im 17.–18. Jh. in Frankreich, 2. die Agrarfrage der Französischen Revolution, die Aufteilung der Gemeindeländereien, 3. Popularisierung und Propagierung der Weltgeschichte, 4. Ausbildung von Nachwuchskadern.

Namorazes unverteidigte Kiewer Diplomarbeit galt lange Zeit als verschollen, bis wir sie in einem Archiv fanden.²⁰ Ein wenig seltsam mutet es an, daß Namoraze in seiner Arbeit erst die Quellen untersucht und dann die Literatur und nicht umgekehrt, was möglicherweise auf den Einfluß P. Ardaševs zurückzuführen ist.²¹

Den zweiten ernsthaften Schritt zum Studium der Städte Westeuropas unternahm Namoraze, als er ihre Geschichte im 11.–15. Jh. untersuchte und darüber ein Hilfslehrbuch schrieb. Damit erweiterte er das Feld seiner Forschung. In diesem Buch tritt er uns als qualifizierter Mediävist entgegen. Er kennt das Faktenmaterial sehr gut und schenkt vor allem der Historiographie zu dieser Frage große Beachtung. Offenbar hatte er sich so für dieses Thema begeistert, daß er dem Problem die spezielle Arbeit »Die Theorie des Marktbezirks über die Entstehung der feudalen Stadt« widmete.²² Deshalb betrachten wir Namoraze und Nataze als Begründer des Studiums der Geschichte des westeuropäischen Mittelalters in Georgien. Unverständlich bleibt, warum Namoraze in sein Lehrbuch über die Städte Westeuropas die Kreuzzüge aufgenommen hat. Das ist ein ganz anderes Thema, dessen Abhandlung eine gewisse Unverträglichkeit von Titel und Inhalt der Arbeit bewirkt. Um diesen Widerspruch zu beseitigen, wäre es angebracht gewesen, der Schrift einen anderen Titel zu geben: Geschichte Westeuropas. Dies hätte dann in zwei Teile gegliedert werden können: in die Entstehung und Entwicklung der Städte und in die Kreuzzüge. Die Einführung zu dem Lehrbuch scheint aus dem Rahmen gefallen und wirkt aufgezwungen. Das liegt zum großen Teil daran, daß Namoraze bemüht ist, einen Beitrag zu der damals in der Geschichtswissenschaft verbreiteten Konzeption über die »Epoche des Handelskapitals« beizusteuern.

Als logische Krönung der in dieser Richtung geleisteten kolossalen Arbeit erscheint uns seine solide Monographie »Administration und Munizipalverwaltung in Frankreich vom 17. bis 18. Jahrhundert«, die zu einem bedeutenden Teil sein Verdienst vor der georgischen Geschichtswissenschaft ausmacht. Dies war faktisch die erste Dissertation, die zur Geschichte Westeuropas in Georgien verteidigt wurde. Auf diesem Gebiet war es einer der Höhepunkte in den Leistungen der georgischen Geschichtswissenschaft. Welches Niveau die Arbeit besaß, belegt das begeisterte Gutachten des russischen Historikers V. Tarle, für den der Text eigens in die russische Sprache übersetzt wurde.

A. Namoraze hob hervor, daß zwischen dem offiziellen Schriftverkehr der Regierung und der realen Wirklichkeit ein riesiger Unterschied bestand. Deshalb hielt er die Idealisierung Ludwigs XIV., wie sie für die damalige französische Historiographie

19. Antaze, K.: Al. Namorazis cxovreba da moyvaceoba (in: Kartuli istoriografia, Teil II, Tbilisi 1963, S. 149–166).

20. Namoradze, A.: Francuzskie goroda pri Ljudoviko XIV, Kiev 1914 (Sruica, p. 2079, an. 1, s. 1).

21. Ardašev, P.: Provincial'naja administracija vo Francii v poslednjuju poru starogo porjadka, 1774–1789, Bd. 1, Sankt Peterburg 1900, S. 5–48 und 49–88.

22. Namoraze, A.: Dasavlet evropis istoria, ganakveti 1, peodaluri kalakis genezisi da misi social-ekonomiuri da poliṭikuri ganvitareba, Tbilisi 1933; Namoraze, A.: Bazris temis teoria peodaluri kalakis čarmošobis šesaxeb (in: Universitetis šromebi, Bd. VII, 1938, S. 123–150).

kennzeichnend war, für übertrieben. Um die historische Wirklichkeit zu ermitteln, maß er dem administrativen Schriftverkehr große Bedeutung bei, was vor dem Hintergrund der damaligen Geschichtsschreibung einen Schritt vorwärts bedeutete.

Namorazes polemischer Ton macht seine Überlegungen noch interessanter. In Polemik zu seinen Vorgängern, in erster Linie A. Tocqueville und P. Ardašev, deren Beitrag zu dieser Problematik, wie Namoraze hervorhebt, am größten war, versucht er seine eigene Position herauszuarbeiten, die wir in einigen Fällen als ein neues Wort zu dieser Fragestellung betrachten.²³ Vor allem ist zu betonen, daß er eine ganz abweichende Ansicht über den Inhalt der Administration formulierte. Seiner tiefen Überzeugung nach trug die Administration keinen philanthropischen Charakter, sie sorgte nicht ständig für das Wohl der Städte, und der Absolutismus ließ sich nur von seinen eigenen fiskalischen Interessen leiten. Es wird unterstrichen, daß die Administration keine Kreatur des alten Regimes war, wie Tocqueville und Ardašev das behaupteten, sondern Namoraze zufolge sind die Anfänge der Administration in ferner Vergangenheit, im 13. Jh. zur Regierungszeit von Ludwig IX., zu suchen. Eingehend behandelt der Verfasser die Verordnung von 1683 und das Edikt von 1692. Darin erblickte er einen bedeutenden Bruch, eine Trennlinie in der Geschichte der Administration, als sie ihren politischen Charakter aufgab und scharf ausgeprägte fiskalische Form annahm. Namoraze zufolge wurde damit der Schlußpunkt unter die Selbstverwaltung der Städte gesetzt.

Unseres Erachtens bedarf die Periodisierung der Administration einer Präzisierung. Ihr Beginn im 13. Jh. unter Ludwig IX., wie Namoraze meint, erscheint uns ein wenig zu früh. Sie ist eine Erscheinung der neuen Zeit, und ihre Anfänge sind mit der Regierungszeit Ludwigs XI. zu verknüpfen. Sehr gut ist ein historiographischer Überblick, doch in der Arbeit sind die historiographischen Fragen an unterschiedlichen Stellen verstreut, es wäre wohl besser gewesen, sie an einer Stelle zu betrachten. Damit hätte die Arbeit zweifellos gewonnen.

Das zweite große Thema, mit dem sich Namoraze befaßte, war das Agrarproblem der Französischen Revolution, die Aufteilung der Gemeindeländereien. Zu dieser Frage beabsichtigte er eine solide Arbeit zu verfassen, aber es war ihm nicht vergönnt, das in die Tat umzusetzen. Zu dieser Thematik schrieb er sechs Beiträge, von denen nur zwei veröffentlicht wurden.²⁴ Die übrigen vier fanden wir im Archiv.²⁵ Hier stießen wir auch auf den Text eines Vortrages zu dieser Fragestellung, den er am 15. März 1936 hielt.²⁶

23. Namoraze, A.: *Administraciuli meurveoba da municipaluri mmartveloba saprangetši XVII-XVIII ss. epokis administraciuli korespondenciisa da saķanonmdelbo aktebis mixedvit*, Tbilisi 1935.

24. Namoraze, A.: *Leżislativi da satemo miķebis sakitxi saprangetši 1792 cels* (in: A. Čulukizis *saxelobis kutaisis pedagogiuri institutis űromebi*, Bd. 9, 1949, S. 177–202; Namoraze, A.: *űarl Dantonis proekti da moxseneba saprangetši satemo miķebis likvidaciis űesaxeb, ķardgenili 1792 cels samiķatmokmedo ķomiķetši* (in: *Universiķetis űromebi*, Bd. 55, 1954, S. 161–188).

25. Namoraze, A.: *Marenis moxseneba da proekti saprangetši satemo miķebis űesaxeb, ķardgenili 1793 cels erovnul ķonvenķi* (Sruica, p. 2079, an. 1, s. 10); Namoraze, A.: *Avelinis moxseneba da proekti saprangetši satemo miķebis gaķopis űesaxeb, ķardgenili leżislativaši 1792 cels* (Sruica, p. 2079, an. 1, s. 14); Namoraze, A.: *Pabris moxseneba da proekti satemo miķebis gaķopis űesaxeb saprangetši, ķardgenili erovnul ķonvenķi 1793 cels* (Sruica, p. 2079, an. 1, s. 11); Namoraze, A.: *Sues moxseneba da proekti saprangetši satemo miķebis űesaxeb, ķardgenili erovnul ķonvenķi 1793 cels* (Sruica, p. 2079, an. 1, s. 9).

26. Namoraze, A.: *Erovnuli ķonvenķi da satemo miķebi* (Sruica, p. 2079, an. 1, s. 28).

Interessant ist auch Namorazes Polemik gegen den Historiker S. Kuniskij, in deren Verlauf er seine Ansicht zu jedem einzelnen Projekt äußerte, womit er neue Gedanken in der sowjetischen Geschichtsschreibung vertrat.

Namoraze schenkte der Historiographie zu dieser Frage große Beachtung, aber aus irgendeinem Grund ging er nirgends darauf ein, wie die Aufteilung der Gemeindefürstentümer in der Fachliteratur behandelt wurde. Das wäre auch deshalb interessant gewesen, weil dieses Problem selbst in der damaligen französischen Historiographie als kaum untersucht galt. Vielleicht hatte Namoraze beabsichtigt, darüber eine gesonderte Arbeit zu schreiben, aber es war ihm nicht mehr möglich, das umzusetzen.

Seinen bescheidenen Beitrag steuerte A. Namoraze auch zur Popularisierung der Weltgeschichte in Georgien bei. Diesbezüglich sind folgende seiner Arbeiten hervorzuheben: »Kolumbus und die Entdeckung Amerikas«, »Charles Louis Montesquieu«²⁷, »Benjamin Franklin«²⁸ und »Die Revolution von 1848 in Frankreich«²⁹. Leider sind die letzten beiden Arbeiten trotz großer Bemühungen des Verfassers unveröffentlicht geblieben. Daher wäre es zweckdienlich, diese Schriften zu drucken.³⁰

Es ist erfreulich, daß sich Nataze und Namoraze sehr für Fragen der Geschichte Westeuropas interessierten und in diese Problematik eingearbeitet hatten. Die strittigen Fragen, die in ihren Arbeiten begegnen, sind von dreierlei Art: 1. Natürlich waren sie gezwungen, der gewaltsam verordneten marxistischen Ideologie Rechnung zu tragen, aber sie deswegen scharf zu verurteilen, wäre ungerechtfertigt; 2. betrifft das die Lösung von Problemen, wie sie in der damaligen Geschichtsliteratur üblich war, während die nachfolgende Periode gewisse Korrekture anbrachte; 3. geht es um Fragen, die uns aus rein wissenschaftlicher Sicht anfechtbar erscheinen.

Groß war Namorazes Beitrag zur Ausbildung neuer wissenschaftlicher Kader. In dieser Richtung hatte schon G. Nataze den ersten Schritt getan. Eines seiner großen Verdienste war unseres Erachtens, daß er sich A. Namoraze zur Seite stellte, ihn unterstützte und förderte, während N. Dubrovskijs Schüler der bekannte Historiker Varlam Donaze war. A. Namoraze setzte das von ihnen begonnene Unternehmen fort, so daß ein großer Teil der Fachleute für mittelalterliche und neuere westeuropäische Geschichte Schüler von A. Namoraze oder von deren Schülern sind.

So war unter den Bedingungen des bolschewistisch-totalitären Regimes, als der Forscher im wesentlichen nicht über die beiden wichtigsten Mittel für das Studium der Geschichte verfügte, nämlich freies Denken und den Zugriff auf die in europäischen Archiven aufbewahrten Primärquellen, das Studium der europäischen Geschichte kein leichtes Unterfangen. Das, was N. Dubrovskij, G. Nataze und A. Namoraze zum Studium und zur Lehre der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit Westeuropas zu vollbringen gelang, gereicht allen drei Wissenschaftlern zur Ehre.³¹

27. Namoraze, A.: *Იოლუმბი და ამერიკის აჟმოცენა*, Tbilisi 1961; Namoraze, A.: *შარლ ლუი მონტესკიო*, Tbilisi 1956.

28. Namoraze, A.: *ბენჯამენ ფრანკლინი* (Sruica, p. 2079, an. 1, s. 18, 56 Seiten).

29. Namoraze, A.: *საპრანგეთის 1848 წლის რევოლუცია* (Sruica, p. 2079, an. 1, s. 5, 288 Seiten).

30. Diese Arbeiten sind eingehend besprochen in unserer Monographie »*Dasavlet evropis შუა საუკუნეების და ახალი ისტორიის შესავალი საქართველოში XX საუკუნის პირველ ნახევარში*« [Das Studium der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit Westeuropas in Georgien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts], Tbilisi 1998.

31. Antaze, K.: op. cit., S. 165–166.

RELIGION

Iva Mindaze

Chatoba bei den Chewsuren – Literarische Darstellung des Festes als Medium des kulturellen Gedächtnisses

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, »im Horizont der Metapher von Kultur als Text Zugang zu den Selbstbeschreibungsdimensionen einer Gesellschaft zu gewinnen.« (Bachmann-Medick 1996, S. 10) Ich werde versuchen, aufgrund eines literarischen Textes das Chatoba-Fest der Chewsuren als Träger eines kulturellen Sinnes darzustellen und zu zeigen, wie ein derartiger Sinn sich geschichtlich verändern kann. Als Beispieltext habe ich das 1888 geschriebene Poem ›Aluda Ketelauri‹ von Važa-Pša-vela genommen. Dabei richte ich meine Aufmerksamkeit nur auf eine der Bedeutungen des Festes, das in diesem Poem beschrieben ist. Ich werde Stellen, die vielleicht für die Ethnologen interessant sind oder sein können, weglassen, z. B. die Sitte, die rechte Hand des getöteten Feindes abzuschneiden. Weil der Tenor des Poems realistisch ist, wird die Handlung wirklichkeitsgetreu dargestellt. Das Poem liefert keine Apologie der Helden, sondern eine Chronik.

Das Fest und der Alltag

Jan Assmann hat im Vorwort des Sammelbandes »Das Fest und das Heilige« das Fest als den Ort des ›Anderen‹ erklärt. Das Andere ist dabei verstanden als das Andere des Alltags. »Die These ist, daß eine Kultur mehr Sinn produziert, als sie im Alltag gebrauchen kann, anders gewendet, daß der Mensch auf mehr Sinn angewiesen ist, als es für die Bewältigung des Alltags nötig, ja: förderlich ist. Der Mensch ist deswegen angelegt, in zwei Welten, in der Welt des Alltags und in der Welt des Festes, zu leben.« (Assmann 1991, S. 13)

Was den Alltag betrifft, so legt Assmann (1991, S. 15 ff.) drei Merkmale dafür fest:

Kontingenz: In der Sphäre des ›Ungeformten‹, ›Nichtinszenierten‹ besteht eine weitgehende formale Beliebigkeit, die sich nur am Erreichen von Zwecken orientiert.

Knappheit: Eine breite Sphäre des Alltags ist voller Mängel, Mangel an Sinn, vor allem an ökonomischem Sinn; daraus resultiert der Zwang zur Arbeit. »Auf diese Knappheit lassen sich auch jene Aspekte des Alltäglichen zurückführen, deren Aufhebung im Fest eine große Rolle spielt: Streit, Unfrieden, Gewalt bis hin zum Krieg.«

Routine: Sphären der Automatisierung, Habitualisierung und Banalität. »Alltags-handlungen sind aufgrund ihrer häufigen Wiederkehr auf Selbstverständlichkeit und Wiederholbarkeit angelegt, sie dürfen nicht Gegenstand großer und grundsätzlicher Entscheidungen sein.« Deswegen erscheint der Alltag oft ›monoton‹, ›banal‹ und ›grau‹.

Die Feste müssen dagegen einen Ausgleich schaffen. Den drei oben genannten Merkmalen des Alltags stehen drei Merkmale des Festes gegenüber:

Inszenerung: Die Schaffung einer Sphäre des ›Nichtzufälligen‹, des ›Geformten‹, des streng Festgelegten.

Fülle: Das Bemühen, in der symbolischen Darstellung die ›utopische Ganzheit‹, ›das Goldene Zeitalter‹, zu verwirklichen.

Rituale: Das heißt Handlungsschemata im Hinblick auf einen Sinn, den sie im Vollzug selbst zur Darstellung bringen. Rituale beruhen auf Wiederholbarkeit, die nicht als Entlastung, sondern als Mehrung der Bedeutung zu verstehen ist. Sie bringt die ›zyklische Zeit‹ zur Erscheinung, trägt also ›kosmischen‹ Sinn. Um Routine von Ritualen besser zu unterscheiden, bringt Assmann folgendes Beispiel: »Wenn ich Routine morgendlicher Naßrasur verfehle, laufe ich Gefahr, mich zu schneiden, wenn aber der Priester einen Ritus verändert, läuft er Gefahr, den sakramentalen Sinn zu verfehlen.« (Assmann 1991, S. 17)

Alltag und Fest sind beides Elemente der Kultur einer Gesellschaft und haben teil an ihrem Gedächtnis. Das kulturelle Gedächtnis dient – im Unterschied zu dem stärker auf den einzelnen bezogenen Gedächtnis des Alltags – in besonderer Weise dem Gedächtnis der Gesellschaft als solcher, d. h., es fördert und bewahrt ihre Identität als Gruppe. Um diese Identität zu fördern und zu bewahren, verwirklicht die Gesellschaft in den Festen immer wiederkehrende, gleichsam ›zirkulierende‹ Kommunikationsformen. Assmann drückt das so aus: »Dieser Zirkulation dient, was ich ›zeremonielle Kommunikation‹ nennen möchte. In den Situationen und ›kommunikativen Handlungsspielen‹ des Alltagslebens findet die Zirkulation des kulturellen Gedächtnisses keinen Ort. Denn Identitäten sind, wie N. Luhmann treffend bemerkt, ›nicht für den Alltagsgebrauch bestimmt‹. So schafft sich das kulturelle Gedächtnis einen eigenen Kommunikationsraum, der der Zirkulation des kulturellen Sinnes zum Zwecke der ›Inganghaltung‹ der Gruppenidentität vorbehalten ist: die zeremonielle Kommunikation. Sie ist als Institutionalisierung dieser Zirkulation zu betrachten. Kultureller Sinn zirkuliert und reproduziert sich nicht von sich selbst. Er muß zirkuliert und inszeniert werden. Das ist die Funktion der Riten.« (Assmann 1991, S. 24)

Das kulturelle Gedächtnis in ›einfachen‹ Völkern, Stammeskulturen, Berggesellschaften – in einem Bereich, wo der Sinn des Festes noch nicht zerstört ist, wo vor allem mythischer Festsinn vom Alltagsleben noch nicht zersetzt ist – bezieht sich auf die »Ursprungsmythen, Gründungssagen, Geschichtsüberlieferungen, auf die die Gruppe das Bewußtsein ihrer Einheit und ihr Eigenbild stützt.« (Assmann 1991, S. 21)

Einen solchen Vergangenheitsbezug der Gruppe stellt z. B. das Phänomen des Totengedenkens dar, das in (fast) allen Stammesgesellschaften präsent ist. J. Assmann erinnert an ein ägyptisches Sprichwort: »Ein Mann lebt, wenn sein Name genannt wird.« (Assmann 1997, S. 63) Die Gruppe verehrt die Toten, um sie zu ›beleben‹, und sichert damit gleichzeitig ihr eigenes Leben in der Zukunft, solange diese Vereh-

rungrtradition der nächsten Generation tradiert wird, d. h., wenn die Gruppe die Tradition in kulturellen Gedächtnis ›zirkulieren‹ läßt. Das Totengedenken ist meist ein kompliziertes Ritual, das von ›Spezialisten‹ und zu bestimmten Zeiten durchgeführt wird. Es bewirkt zusammen mit Mahlzeiten, Tänzern, Ornamenten, Trachten, Tätowierungen, Monumenten, Bildern usw., d. h. mit Medien des kulturellen Gedächtnisses, das Gefühl einer ›kollektiven Identität‹ der Gruppe.

In einfachen Stammeskulturen muß das (im Alltagsleben ausgeblendete) kulturelle Gedächtnis durchaus ›vermittelt‹ werden, anders gesagt, man braucht ›die Orte‹, um den höheren Sinn des kulturellen Gedächtnisses zu präsentieren, zu inszenieren. Solche ›Orte‹ sind die Feste. Sie sind nach Assmann Vermittler des identitätssichernden Wissens und durch ihre Wiederholbarkeit Träger des kulturellen Gedächtnisses der Gruppe Ecksteine ihrer Identität; er bestimmt deshalb das Fest »als Urform des kulturellen Gedächtnisses« (Assmann 1997, S. 57).

Für die Bildung der Gruppenidentität ist auch das Bild des ›Fremden‹ bzw. des ›Feindes‹ von Bedeutung. Dieses Bild schärft die Grenze zwischen der eigenen Gruppe und der fremden Gruppe, dient zur Differenzierung zwischen den Mitgliedern der eigenen und Mitgliedern fremder Gruppen. Dabei sind der Fremde und in nochmals verschärfter Form der Feind einerseits als Bedrohung der eigenen Ordnung und damit Chaosbringer zu verstehen. Andererseits gilt: Solche Fremdheit wird oft als etwas »durch Kenntnis, Gewohnheit, Verkehr Aufhebbares empfunden« (Turk 1990, S. 9).

Primärerfahrungen (Nachbarschaft, persönliche Begegnungen) und Sekundärerfahrungen (durch Literatur, Presse, Fernsehen) sind es, welche die Fremdheit sowohl auf- als auch abbauen können. Insbesondere die Literatur hatte sich immer wieder mit dieser Ent-Fremdung im Sinne der Verwandlung des ›Fremden‹ in das ›Andere‹, einer »Alterisierung des Alienen«, befaßt.¹

Der Ethnologe Wilhelm Mühlmann benutzt für die Abgrenzung der ›Völker‹ untereinander den Begriff der *limitischen* Struktur. Er meint, daß die Grenze zwischen Völkern nicht immer nur territorial markiert ist. Sie bestimme »sich vielmehr durch den Menschen selbst, der zum Träger von ›Grenzzeichen‹ wird. Diese Grenze markiert sich durch Tätowiermuster, Körperbemalung, Körperdeformationen, Schmuck, Tracht, Sprache, Küche, Lebenshaltung, in summa: durch die ›Kultur‹ als Sachbesitz, Überlieferungen, Mythen usw. [...] Das alles ist nicht bloß ›da‹, es grenzt auch ab gegen die ›Anderen‹, ist mit Vorzugs- und Überlegenheitsbegriffen, Ideologien markierend verbunden.« (Mühlmann 1985, S. 19) Mühlmann sieht in den Stammeskulturen die ursprüngliche und idealtypische Form kultureller Abgrenzung gegeben. »Die limitische Struktur grenzt im idealtypischen Fall die ›Kultur‹ nicht als eine Form der Lebenshaltung ab gegen andere Formen, die auch als ›Kulturen‹ gelten können, sondern sie involviert ›Kultur‹ schlechthin als die eigene, d. h. als gültigen Kosmos, demgegenüber alle anderen ›Kulturen‹ als eigentlich untermenschlich gelten. ›Andere Kulturen‹ sind sie nur für den Kulturforscher mit seinem breiteren kasuistischen Überblick,

1. »Das lateinische *alienus* drückt im Unterschied zu *peregrinus* (ausländisch), *externus* (auswärtig) und *barbarus* (nicht römisch) die fremde Zugehörigkeit aus (einem anderen gehörig). Ähnlich funktioniert auch das deutsche fremd in der Opposition zu eigen, etwa wenn in der Übersetzungsliteratur von der Aneignung des Fremden gesprochen wird. Zugrundegelegt ist wie im Lateinischen ein Besitzverhältnis. [...] Das lateinische *alter* wie *other* im Englischen und *autre* im Französischen bezeichnet den anderen von zweien im Unterschied zum einen ohne markierte differente Zugehörigkeit, so ist der andere als *alter ego* ein *ego* wie ich, nur eben anders, d. h.: dasselbe in einer Varietät.« (Turk 1990, S. 10 ff.).

nicht jedoch für den Eingeborenen. Erst allmählich und mühsam wird gelernt, daß das ›Andere‹ auch Menschenähnlichkeit hat.« (Mühlmann 1985, S. 19)

Das Poem ›Aluda Ketelauri‹ von Važa-Pšavela stellt ein Beispiel solcher Alterisierung des Alienen dar, das im Rahmen eines Festes geschieht.

Das Chatoba-Fest in ›Aluda Ketelauri‹

Chati bedeutet Ikone, Heiligenbild, Betstelle oder Gotteshaus bei den georgischen Gebirgsbewohnern. Jedes Dorf im Gebirge hat ein eigenes Chati, einen eigenen Beschützer. Jährlich, an einem festgelegten Tag, feiert das ganze Dorf Chatoba: den Festtag des Heiligtums. Der Tag ist der Tag des Gebets. Bis heute werden auch Rinder, Kälber, Schafe oder Ziegen geschlachtet und geopfert, wird gefeiert. Doch der Vergangenheitsbezug herrscht vor. Assmanns These (1997, S. 61), daß »je weiter wir in die Geschichte zurückgehen, desto dominierender tritt diese Rückbindung der Gruppe an die Toten und Ahnen hervor« paßt genau zu unserem Fall. Chatoba dient unter anderem auch zum Gedenken der Toten, »es ist die Form, in der die Gruppe mit ihren Toten lebt, die Toten in der fortschreitenden Gegenwart gegenwärtig hält und auf diese Weise ein Bild ihrer Einheit und Ganzheit aufbaut« (Assmann 1997, S. 61). Auch wenn heute die alten Traditionen vielfach verschwunden sind – im Poem von Važa-Pšavela sind sie noch lebendig.

Chatoba war eine streng festgelegte rituelle Handlung, seine Pflege war Sache ›einzelner Spezialisten‹, Priester oder des Hauptpriesters, der ›Chewisberi‹, die üblicherweise auch politische und militärische Stammesführer waren. Die Teilnahme am Chatoba-Fest war Pflicht jeder Familie der Gruppe.

Chewsurien heißt eine Region in Nordgeorgien, im Kaukasus, deren Bewohner Georgier sind und sich Chewsuren nennen. Die Chewsuren hatten lange gegen ihre islamischen Nachbarn, die Inguschen und die Tschetschenen, gekämpft. Die Beschreibung dieses Kampfes bildet den Rahmen des Poems ›Aluda Ketelauri‹ von Važa-Pšavela.²

Das 1888 geschriebene Poem ›Aluda Ketelauri‹ spielt in einer auf Viehzucht, Jagd, Viehdiebstahl begründeten Gesellschaft im Hochkaukasus, etwa im 18. Jh. Zwei Kisten (Kisten – ein islamisches Gebirgsvolk im Nordkaukasus, anders: Inguschen) haben Pferde von den Chewsuren gestohlen. Aluda verfolgt die Diebe und tötet sie in einem harten Zweikampf. Er ist aber so von dem Mut und der Tapferkeit eines seiner Gegner, von Mucal, begeistert, daß er am nächsten Chatoba-Fest einen Stier zu seinem Gedenken opfern will. Damit erfährt dieses Chatoba-Fest einerseits alle Zeichen der identitätsbildenden rituellen Handlung, wie sie oben skizziert wurden, andererseits eine sinnveränderte Neuerung.

2. Važa-Pšavela, Pseudonym des Luḳa Raziḳašvili, 1861 geb. in Čargali (Dorf in Pšavi, Nachbarregion von Chewsurien), 1915 gest. in Tbilisi, Pfarrerssohn, besuchte die geistliche Elementarschule von Telavi, danach die Lehrerbildungsanstalt in Tbilisi; Abschluß des Studiums am Lehrerbildungsseminar in Gori (1882). Er arbeitete als Dorflehrer, war 1883/84 Gasthörer an der Juristischen Fakultät der Universität Petersburg, Studienabbruch aus Geldmangel. Rückkehr nach Georgien, Hauslehrer beim Fürsten Amilaxvari, 1896 wieder Dorfschullehrer, übersiedelte 1904 in sein Heimatdorf, lebte dort bis zum Tode als Bauer. Erste Publikationen Važa-Pšavelas sind ethnographische Studien (1879); Gedichtveröffentlichung 1881. Das literarische Schaffen Važa-Pšavelas umfaßt Gedichte, Erzählungen, Dramen, publizistische und literarische Aufsätze. Bedeutendste Poeme: »Gast und Gastgeber« (Sṭumar-maspinželi) 1883; »Aluda Ketelauri« 1888; »Bachtrioni« 1892; »Der Schlangenesser« (Gvelis-mčameli) 1901.

Zunächst geht alles seinen tradierten Weg:

Nah kam bald der geweihte Tag
 Alles Volk strömt zum Chatoba
 Alle teilen dem Chati mit
 Welcher Schmerz sie traf, welche Qual.
 Frauen kamen, und Männer her
 Schafe, Ochsen opfern sie hier
 Bringen alles dem Chati dar
 Offen steht des Begheli³ Tür

(Washa Pschawela 1971, S. 166)

Diese Beschreibung des Festes, insbesondere die Anwesenheitspflicht, stimmt auch mit der Beschreibung des Chatoba-Festes in Važa-Pšavelas ethnographischen Studien ›Xevsurebi‹ (Chewsuren) überein. Jeder Chewsure »vertraut dem Chewisberi und glaubt an sein Chati; er wird auf keinen Fall die Feste zu Ehren der Heiligtümer (Chatoba) versäumen. Wenn ein Chewsure etwas im Flachland zu tun haben sollte, läßt er beim Herannahen des Feiertages seine Sache im Stich und macht sich auf die Reise nach Chewsurien« (Važa-Pšavela 1964, Bd. IX, S. 49). In derselben Studie schreibt Važa-Pšavela über die Armut der Chewsuren: »Der Chewsure, der zwei-drei Kühe und etwa zwanzig Schafe und Ziegen besitzt, gilt schon als reich« (Važa-Pšavela 1964, Bd. IX, S. 46). Deshalb hat die Opferung eines Stieres durch Aluda Ketelauri eine besondere Bedeutung. Auch Marina Ƙandelaki betont in ihrer Dissertation »Sozialsymbolik im Alltag der georgischen Gebirgsbewohner«, daß das Schlachten eines Stiers die größte Ehre bei den Gebirgsbewohnern Georgiens bedeutete (Ƙandelaki 1997, vgl. S. 30ff.).

Dann aber kommt der kritische Moment. Der Priester fragt Aluda, für wen er den Stier opfern will:

Der gut betet, ist Chati lieb,
 Reichlich gibt ja und freudig der
 An dem frohen und tapferen Mann
 Seine Freude hat unser Herr.
 Nenn den Namen, für den du gibst
 Sei das Jenseits dem dann nicht schwer!«
 Hoch der Priester erhebt den Dolch
 Daß die Gottheit den Segen hör

(Washa Pschawela 1971, S. 167)

Als der Priester erfährt, daß Aluda für einen ›Fremden‹ opfern will, erlaubt er ihm nicht, den Stier zu opfern, da er darin ein Verfehlen ›des sakramentalen Sinnes‹ des Rituals sieht:

»Gläubig machst du Ungläubige
 Bitter steht dir das zu Gesicht
 Einem Kistensohn opfern bringt
 Dich ins Unglück, ist schlecht für dich.
 Nicht vermachten die Väter das

3. Begheli – bei den Gebirgsbewohnern Vorratshaus für Wein oder Korn in der Nähe des Hauptgotteshauses.

Deren Väter, Urväter nicht,
 [...]
 Wie denn wend ich mich an den Gott
 Um ein Hündisches, einen Hund.
 Eher stürz mir der Himmel ein
 Zu den Füßen reiß auf der Grund
 Schling mich das bodenlose Meer
 Füll mir Sand mittags meinen Mund!»

(Washa Pschawela 1971, S. 168)

Gott um Segen für einen ›Hund‹, einen ›Fremden‹, zu bitten, scheint dem Priester der Gipfel des denkbaren Schrecklichen zu sein.

Da opfert Aluda den Stier mit eigener Hand. Der Priester vertreibt ihn dafür aus der Sippe. Sein Haus muß verbrannt werden, sein Vieh fällt an die Gemeinde, er selbst und die Mitglieder seiner Familie müssen Chewsurien für immer verlassen.

In Važa-Pšavelas Text erscheint Aluda also als Grenzüberschreiter in dem Sinne, daß er neben seiner Kultur auch die fremde Kultur anerkennt, im ›Fremden‹ den Menschen erkennt und verehrt, im Unterschied zu anderen Chewsuren, die Kisten nur als ›Hunde‹ bezeichnen, die weder ›Mut‹ haben noch ›selig‹ sein können. »Was sagst du? Kisten-Seligkeit./ Kennt der Glaube nicht, den ich rühm!« sagt einer der Chewsuren zu Aluda. Alles ›Menschliche‹ ist den Kisten abgesprochen. Aluda aber meint:

Menschen sagen wir, sind wir
 Uns nur erzogen die Mütter.
 Selig sind wir, die andern
 Erwartet das Keuchen im Teer.
 Leichtsinn ist es, wenn ihr das hört:
 Alles besser nur wissen wir.
 Ist das Wahrheit, was jeder schwört?

(Washa Pschawela 1971, S. 168)

Durch den Zweikampf mit Mucal ist die neue Erkenntnis über Aluda gekommen. Deshalb versucht er sein Wissen seiner Sippe zu vermitteln durch die Änderung des Sinnes des Chatoba-Festes. Zum Gedenken des Feindes einen Stier zu opfern, aber ist ein Versuch der Änderung des ›kosmischen‹ Sinnes des Festes. Denn Mucal ist für Aluda nicht mehr der ›Fremde‹, sondern der ›Andere‹. Die ›Alterisierung des Alienen‹ ist ihm gelungen.

Schluß

Welche Bedeutung hat es, wenn Handlungen zur Änderung des kulturellen Gedächtnisses von der Gesellschaft zwar nicht geduldet werden, aber doch in eine neue, sinnvolle Zukunft führen? Hier entsteht am Schluß die weiter reichende Frage nach dem Verhältnis von Tradition und Veränderung. »Ein weites Feld!«

Važa-Pšavela schreibt dazu in seinem Aufsatz »Kosmopolitismus und Patriotismus«: »Deshalb müssen wir Kosmopolitismus so verstehen: Liebe dein Volk, dein Land, wirke zu seinem Wohle, aber hasse die anderen Völker nicht und beneide sie nicht um ihr Glück.« (Važa-Pšavela 1964, Bd. IX, S. 254). Das weist in die Zukunft. Važa-Pšavela nutzt ethnographisches Material, um diesen Gedanken in eine literarische Ge-

stalt zu gießen. Seine Abgeltung einer alten Ritualordnung im Wege der Literatur ist sein Versuch, zu einer veränderten Identität zu kommen.

LITERATUR

- Assmann, J. 1991: Der zweidimensionale Mensch: Das Fest als Medium des kollektiven Gedächtnisses, in: Das Fest und das Heilige, Religiöse Kontrapunkte zur Alltagswelt, Hrsg. von Alaida und Jan Assmann (Gütersloh).
- Assmann, J. 1997: Das kulturelle Gedächtnis (München).
- Bachmann-Medick, D. 1996: Literaturwissenschaft in kulturwissenschaftlicher Absicht, in: Kultur als Text, Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft (Frankfurt/M.).
- Ḳandelaki, M. 1997: Sozialsymbolik im Alltag der georgischen Gebirgsbewohner (Tbilisi).
- Mühlmann, W. 1985: Ethnogenie und Ethnogenese, Theoretisch-ethnologische und ideologiekritische Studie, in: Studien zur Ethnogenese, Bd. 72 (Opladen).
- Turk, H. 1990: Alienität und Alterität als Schlüsselbegriffe einer Kultursemantik, in: Jahrband für Internationale Germanistik, Jg. XXII/Heft 1 (Bern).
- Važa-Pšavela 1964: Publizistische und ethnographische Aufsätze, Briefe, Bd. IX (Tbilisi).
- Washa Pschawela 1971: Aluda Ketelauri (übersetzt von Rainer Kirsch), in: Georgische Poesie aus acht Jahrhunderten (Berlin).

SPRACHE

Eter Soselia

Die Systeme der Farbtermini in den Kartwelsprachen

Schon die erste Demonstration eines universellen Modells der Farbkategorisierung (Berlin/Kay 1969) war begleitet von der Untersuchung der konkreten Systeme der Farbtermini mit dem Ziel, die Beziehung dieser Systeme zu dem universellen Modell zu ermitteln. Die Erforschung der konkreten Systeme und die Präzisierung der Semantik der konkreten Farbtermini förderte die Vervollkommnung des universellen Modells und seine Gestaltung in der gegenwärtigen Art. Auch eine Untersuchung der kartwelischen Systeme der Farbtermini mit dem gleichen Ziel, ihre Beziehung zu dem universellen Modell zu bestimmen oder dieses Modell zu verifizieren, wurde vorgenommen. Das universelle Modell beschreibt die Systeme der Farbtermini sowohl in synchroner als auch in diachroner Sicht, und daher gibt das Studium der Systeme der Farbtermini verwandter Sprachen einer Familie die Möglichkeit, beide Ebenen (die synchrone und die diachrone) zusammenzufassen.

Unter den kartwelischen Systemen der Farbtermini ist die Analyse des georgischen Systems am ausführlichsten vertreten, was dadurch bedingt ist, daß es im Vergleich zu den anderen kartwelischen Systemen reicher ist.

1. Das georgische System der Farbtermini

Das georgische System der Farbtermini zeichnet sich durch große Mannigfaltigkeit aus. Doch das universelle Modell der Farbkategorisierung gestattet es, aus dieser Vielfalt die Termini der Basisfarben abzuheben, die den Typ des Systems bestimmen und deren Kategorien die organisierenden Grundelemente des durch die Farbtermini gegliederten Farbraumes einer Sprache darstellen.

Die Autoren des universellen Modells liefern auch die Kriterien zur Unterscheidung der Basisfarben, die vier grundlegende und vier zusätzliche Punkte umfassen. Gleich der erste grundlegende Punkt, demzufolge der Terminus einer Basisfarbe ein Monolexem sein muß, scheidet aus der Vielfalt der Termini den Großteil als Nichtbasisfarben aus, denn diesem Punkt zufolge bestehen solche Termini aus einem Wort. Bei den ausgesonderten handelt es sich meist um gleichwertig verbundene Komposita wie:

šav-tetri (schwarz und weiß, farbgemischt)¹

tetr-çiteli (rötlich-weißlich)

çitel-qviteli (was rot und gelb gefärbt ist; vielfarbig, verschiedenfarbig)

çitel-lurži (von roter und blauer Farbe; rot, das einen blauen Ton hat)

qvitel-mçvane (gelb und grün – gelblich-grünlich)

lurž-çiteli (blau und rot; bläulich-rötlich)

šavçiteli (dunkel mit rötlichem Schimmer)

šavqviteli (schwärzlich gelb)

zoç-lažvardi (poetisch: korallenfarben und lasurblau; rot und blau)

tetr-qirmizi (weiß und karmesinrot – weiß-rot [Gesicht])

çitel-çiteli (1. rötlich; 2. viel rot)

čroγa-čroγa (1. viel bräunlichgrau; 2. was bräunlichgraue Farbe hat)

und viele andere. Verständlicherweise ist es möglich, eine recht große Anzahl von Farbtermini dieses Typs zu bilden, und es ist nicht einmal zu erwarten, daß sie alle im Erklärenden Wörterbuch ihre Widerspiegelung finden.

Zur gleichen Art zählen jene Komposita, wo beide Komponenten Farbtermini sind, wobei eine in der Form der Annäherungsstufe vertreten ist (meist handelt es sich dabei um die erste Komponente, doch bisweilen kann es auch die zweite Komponente sein):

moluržo-šavi (schwarz, das einen blauen Schimmer hat)

moçitalo-qviteli (gelb, das einen roten Schimmer hat)

moçitalo-vardisperi (rosa, das einen roten Schimmer hat)

moçitalo-qavisperi (braun, das einen roten Schimmer hat)

monarinžispro-çiteli (rot, das einen orangenen Schimmer hat)

tetr-moçitalo (gelblich weiß)

lurž-mošavo (schwärzlich blau – sehr dunkelblau)

und viele andere.

Zu dieser Art gehören auch die Komposita, deren beide Komponenten aus Formen der Annäherungsstufe bestehen:

movardispro-moçitalo (blaßrosa und gelblich)

motetro-monacrispro (leicht grau, hellgrau)

mošavo-monacrispro (schwärzlich und leicht grau)

und viele andere.

Hier sind auch Komposita eines anderen Typs aufzuführen, deren Bildungsmodell sich durch keine hohe Produktivität auszeichnet. Da einige derartige Komposita doch in das »Erklärende Wörterbuch der georgischen Sprache« Eingang gefunden haben, führen wir sie als Belege an:

tetr-luržnarevi (wo weiß und blau vermischt sind; blauvermisches Weiß)

mķrtallurži (künstlich: blaßblau, hellblau)

lurž-mukisperi (von dunkler blauer Farbe)

ciag-lurži (hellblau – bläulich)

und andere.

Durch den gleichen ersten Punkt werden auch jene Termini ausgeschlossen, die Komposita verkörpern, deren zweiter Bestandteil das Wort *peri* »Farbe« ist, während der erste Teil ein Substantiv im Genitiv ist (dieses kann eine Pflanze, die Frucht einer

1 Die georgischen Farbtermini sind dem »Kartuli enis ganmarṭebiti leksikoni« (Bd. 1–8, Tbilisi 1950–1964) entnommen. Hier und im weiteren geben wir in Klammern die Erklärung nach diesem Wörterbuch wieder.

Pflanze, eine Blume, ein Tier, ein Mineral... bezeichnen, also ein Ding, für das eine spezifische Färbung kennzeichnend ist). Derartige Termini sind im »Erklärenden Wörterbuch der georgischen Sprache« recht reich vertreten:

- agurisperi* (was farblich an einen Ziegelstein erinnert – gelblich rötlich) * * * * *
- alisperi* (welche Farbe die Flamme hat – leuchtend hellrot)
- gišrisperi* (schwarz wie Gagat, tiefschwarz)
- daričinisperi* (was die Farbe von Zimt hat – kastanienbraun)
- endrosperi* (die für Krapp charakteristische Farbe – rot)
- vardisperi* (blaßrot)
- vercxlisperi* (die für Silber kennzeichnende Färbung, glänzend)
- zapranisperi* (gelb)
- zurmuxisperi* (poetisch: was farblich an Smaragd erinnert – grün)
- zyvisperi* (poetisch: was farblich an das Meer erinnert – blau, lasurblau)
- tagvisperi* (was farblich an eine Maus erinnert – dunkelgrau)
- tambakosperi* (was farblich an Tabak erinnert – gelblich-bräunlich)
- taplisperi* (was farblich an Honig erinnert – gelblich strohfarben, honigfarben
[Augen: Pferd...])
- iasamnisperi* (die Farbe der Fliederblüte – rötlich violett)
- iisperi* (was farblich an ein Veilchen erinnert – rötlich blau)
- irisisperi* (poetisch: was farblich an eine blaue Lilie erinnert – lilienfarben)
- isrimisperi* (poetisch: was farblich an unreife Trauben erinnert – bläulich-grünlich)
- kvamlisperi* (was die Farbe von Rauch hat – leicht grau)
- kremisperi* (umgangssprachlich: gelblich weiß)
- kurdylisperi* (poetisch: grau, dunkelgrau)
- lainisperi* (poetisch: dunkelblau)
- lalisperi* (poetisch: was farblich an Rubin erinnert: dunkelrot)
- lažvardisperi* (poetisch: hellblau)
- marçqvisperi* (was farblich an Erdbeeren erinnert – hellrot)
- maržnisperi* (was farblich an Korallen erinnert)
- maqvlisperi* (schwarz wie Brombeeren)
- mglisperi* (wolfsfarben – grau)
- mičisperi* (was die Farbe der Erde, des Staubes hat – grau)
- mixakisperi* (dasselbe wie qavisperi)
- mķvdriperi* (Farbe, die ein Toter trägt – gelb-grün)
- molisperi* (was farblich an frisches Gras erinnert – hellgrün)
- mṭredisperi* (hellblau, hellbläulich [wird als Epitheton des Himmels verwendet])
- murisperi* (was farblich an Ruß erinnert – schwarz)
- namžisperi* (dasselbe wie čalisperi)
- narinžisperi* (was farblich an eine Apfelsine erinnert – rötlich-gelb)
- nacrisperi* (was farblich an Asche erinnert – grau, dunkelgrau)
- okrosperi* (farblich dem Gold ähnlich)
- pirisperi* (blaßrot – rosa)
- platinisperi* (was farblich an Platin erinnert – silbrig weiß)
- žangarosperi* (grüne Farbe, die den Grünspan kennzeichnet)
- žangisperi* (was farblich an Rost erinnert – rostbraun)
- žolosperi/žolisperi* (was farblich an Himbeeren erinnert – rötlich-rosa)
- rķinisperi* (was farblich an Eisen erinnert)

- rzisperi* (was farblich an Milch erinnert)
sadapisperi (was farblich an Perlmutter erinnert)
santlisperi (farblich dem Wachs ähnlich – gelb, bleich, totenfarben [vom Menschen])
sapironisperi (was farblich an Saphir erinnert)
svilisperi/svilispera (blaßbräunlich)
sisxlisperi (was farblich an Blut erinnert – blutrot, dunkelrot)
sosanisperi (siehe *sosani* »Lilie«)
spilenzisperi (was farblich an Kupfer erinnert)
surosperei (was farblich an Efeu erinnert – dunkelgrün)
tqviisperi (was farblich an Blei erinnert – dunkelgrau)
unabisperi (was farblich an Zizyphus erinnert – gelbbräunlich rot)
piruzisperi (was farblich an Türkis erinnert – hellblau)
karvisperi (was farblich an Bernstein erinnert)
yanzilisperi (was farblich an Bärenlauch erinnert – dunkelgrün)
yvinisperi (in der Farbe von rotem Wein – schwärzlich rot)
yoynoşosperi/yoynaşosperi (was farblich an Schlehen erinnert – dunkelblau)
gavisperi (was farblich an Kaffee erinnert – *mixakisperi* »nelkenfarben«)
qornisperi (sehr schwarz)
şakrisperi (hell weizenfarben)
şvindisperi/şindisperi (was farblich an Kornelkirschen erinnert – dunkelrot)
čaisperi (was farblich an Teesud erinnert – dunkelstrohfarben)
cecxlisperi (was farblich an Feuer erinnert – *alisperi* »flammenfarben«)
cvilisperi (vergilbt, *santlisperi* »wachsfarben«)
cilisperi (was farblich an Eiweiß erinnert – gelblich weiß)
cisperi (was farblich an den Himmel erinnert – hellblau)
cxvrisperi (schafsaugenfarben – bräunlichgrau)
zoçisperi (was farblich an Korallen erinnert – korallenfarben)
çablisperi (was farblich an Kastanien erinnert – kastanienbraun, schwarzrot, honigfarben)
çengosperi (was farblich an die äußere Walnußschale erinnert – dunkelbraun)
çqlisperi (leicht hellgrau; grau, farblos)
çermisperi (was farblich an Aprikosen erinnert – rötlich-gelb)
çvarılisperi (was farblich an Ruß erinnert – schwarz)
çiaperi (roter Farbstoff/rot; *çiapera* – ein mehrjähriges Kraut)
xavisperi (was farblich an Moos erinnert – dunkelgrün)
xakisperi (bräunlich grün)
xaxvisperi (was farblich an Zwiebeln erinnert – blaß bläulich-rötlich)
xvlikisperi (was farblich an eine Eidechse erinnert – grünlich grau)
xorblisperi (was farblich an Weizen erinnert – zwischen bräunlich und weiß [Haut])
xorcisperi (was farblich an das Fleisch des Menschen erinnert – fleischfarben – *pirisperi* »blaßrot«)
xoxbisperi (was farblich an einen Fasan erinnert – hellblau glänzend farbig)
žigrisperi (was farblich an Leber erinnert – schwarzrot, dunkelrot)
žoraperi (rötlich-schwärzlich; dunkelrot)

Der zweite grundlegende Punkt der Kriterien, daß ein Signifikat nicht Bestandteil des Signifikats eines anderen Terminus sein darf, läßt sich in der Anfangsetappe schwer überprüfen, obgleich zu sagen ist, daß diese Forderung alle Arten von Termini aus-

schließt, die von Basistermini abgeleitet sind. Das ist auch verständlich, denn die entsprechende Farbe (Signifikat) von Termini mit abgeleiteten Stämmen stellt zu einem gewissen Teil einen Bestandteil der entsprechenden Farbe (des Signifikats) eines Basisterminus dar. Die Anzahl solcher Termini ist verhältnismäßig hoch. Es handelt sich dabei um Termini, die mit den Possessivsuffixen *-ovan*, *-ian* gebildet sind (*lažvardovani*, *zurmuxtovani*, *lažvardiani*, *ķupriani*...), um Formen der Annäherungsstufe, die mit dem Konfix *mo-* *-o* gebildet sind (*moqvitalo/moqvitlo*, *moçitalo/moçitlo*, *mošavpro/mošavo*, *monacrispro*, *moçablispro*, *movercxlispro*, *movardispro*, *moalispro* u. a.) und um Formen, die mit dem Konfix *ça-* *-o* gebildet sind, die gleichfalls die Semantik der Annäherungsstufe beinhalten (*çatetro*, *çaçitlo*, *çaqvitlo*, *çamçvano*, *çaruxo* u. a.).

Nach dem Ausschluß einer großen Zahl abgeleiteter Termini verlangt der zweite Punkt die Eliminierung folgender Termini:

bordo (kornelkirschfarben, dunkelrot). Wie wir sehen, läßt sich dieser Terminus durch den Terminus *çiteli* »rot« definieren, aber nicht umgekehrt: *çiteli* läßt sich nicht durch den Terminus *bordo* definieren.

katkata (was weiß schimmert, blendend weiß, schneeweiß). Dieser Terminus ist durch den Terminus *tetri* »weiß« definierbar, aber nicht umgekehrt: *tetri* läßt sich nicht durch *katkata* bestimmen.

xaki (bräunlich grün). Dieser Terminus ist durch den Terminus *mçvane* »grün« bestimmbar, aber nicht umgekehrt: *mçvane* läßt sich nicht durch den Terminus *xaki* definieren.

qurqumi (imer. und gur. Dialekt: tiefschwarz, ganz dunkel). Der Terminus ist durch den Terminus *šavi* »schwarz« bestimmbar, aber nicht umgekehrt: *šavi* ist nicht durch den Terminus *qurqumi* bestimmbar.

qurçi (tiefschwarz). Dieser Terminus läßt sich durch den Terminus *šavi* »schwarz« bestimmen, aber nicht umgekehrt: *šavi* ist nicht durch den Terminus *qurçi* bestimmbar.

Solcherart sind auch mehrere andere Termini:

gišeri (übertragen: tiefschwarz)

ķumeti (ganz dunkel, tiefschwarz)

ķunapeți (ganz dunkel, pechschwarz, tiefschwarz)

lebi (durch Schlag oder Fall blaugewordene Körperstelle)

lemanı (mochewisch: *lemanı*; grau)

libri (1. weißer Fleck auf der Pupille des Auges, 2. blauviolett [S.-S. Orbeliani])

luši (bläuliche Farbe)

maryı (prächtigstes Weiß)

mecamuli (dunkelrot)

karkara (blendend weiß, schneeweiß)

kupri (1. schwarz, dunkel, 2. gurisch: kastanienfarben [Rinder])

qirmizi (türkisch: *kirmiz* – rot, von roter Farbe)

žora (imerisch und ratschisch: dunkelrot, weinrot, rötlich-schwärzlich/dunkelrote oder kastanienfarbene Rinder)

Nach dem dritten grundlegenden Punkt der Unterscheidungskriterien darf der Terminus einer Basisfarbe nicht für eine begrenzte Klasse von Dingen verwendet werden. Damit sind folgende Termini von den Basistermini auszuschließen:

talxi (Trauerfarbe [S.-S. Orbeliani]; von schwarzer Farbe [Kleidung, Stoff])
luskumi (*luskumi yame* – finstere Nacht)
ṭiya (kartlisch und kachisch: dunkler, schwarzer Mensch)
kera (hellgelb, honigfarben, strohfarben [Haar])
qarači (übertragen: von schwarzer Farbe [Mensch])
čičxi/čičxa (imerisch: hell gescheckte Augen)
čiyra/čiyriḡa (veraltet: geschecktägig)
čromaya/čromaxi (imerisch: gescheckt, bräunlichgrau)
čroya (bräunlich bunt – *čroya tvalebi* »gescheckte Augen«)
čqana (gurisch: bräunlich-grau, gescheckt [Augen]; synonym: ratschisch *čqima*)
žačo (außerordentlich schön bräunlich-grau [Augen])

Von diesen Wörtern ist *luskumi* mit zwei Bedeutungen belegt, wobei die eine mit einer Farbe verknüpft ist, allerdings nur in der Wendung *luskumi yame* begegnet.

Etwas zweifelhaft ist es, *sisvi* zu dieser Art von Termini zu stellen:

sisvi 1. weiß-schwarz meliertes Haar [S.-S. Orbeliani]; 2. dunkelgraue, graue Farbe;
 3. imerisch, gurisch: Falbe [Pferd].

Bedenklich erscheint uns nur die zweite Bedeutung, denn der ersten und dritten Bedeutung nach ist dieser Terminus in dieser Gruppe zu betrachten.

Was den vierten grundlegenden Punkt der Kriterien betrifft, demzufolge der Terminus einer Basisfarbe verhältnismäßig augenfällig, häufig und weit verbreitet sein muß, wurden nach der Befragung von Informanten und gestützt auf die eigene sprachliche Intuition folgende Termini aus der Zahl der Basisfarben eliminiert:

lažvardi (poetisch: lasurfarben – blau)
lega (dunkelgrau – grau)
libredi (dunkelfarben, Mittel zwischen weiß und schwarz)
mreši (veraltet: kastanienfarben)
žyali (1. schwarzrötlich; 2. schwarzweiß, grau, dunkelgrau)
pero (zwischen weiß und schwarz [Saba]; grau)
qomrali (dunkelgrau)
zočeuli (korallenfarben; granatapfelblütenfarben)

Somit ergibt sich, daß in der Anfangsetappe der Untersuchung folgende Termini den Anforderungen der vier grundlegenden Punkte für die Kriterien der georgischen Farbtermini genügen:

tetri (»weiß«; Farbe des Schnees, der Milch [Gegenteil: *šavi*])
šavi (»schwarz«; dunkler als alle anderen Farben; Farbe der Kohle, des Gagats [Gegenteil: *tetri*])
čiteli (»rot«; blutfarben, korallenfarben)
qviteli (»gelb«; eine der sieben Grundfarben des Spektrums, zwischen Orange und Grün stehend, gold- oder bernsteinfarben)
mčvane (»grün«; Farbe des frischen Grases, der Blätter und dergleichen; unter den sieben einfachen Farben des sichtbaren Spektrums nimmt es die vierte Stelle ein [čiteli, narinžisperi, qviteli, mčvane, cisperi, lurži, iisperi])
lurži (»blau«; eine der grundlegenden Spektralfarben: dunkles Blau)
ruxi (»grau«; mit Weiß vermischte schwarze Farbe; dunkelgrau)

Auf einen Blick erscheint der Basischarakter der ersten sechs Termini unzweifelhaft und bedarf deshalb keiner Überprüfung durch zusätzliche Kriterien. Bedenken erregt lediglich der siebente Terminus *ruxi*. Inwieweit befriedigt er die Forderung des vierten Punktes der Kriterien für Basisfarben? Um auf diese Frage eine eindeutige Antwort zu geben, genügt es, das sogenannte Listenexperiment durchzuführen. Bevor wir uns mit dem Wesen des Listenexperiments bekanntmachen, ist hervorzuheben, daß der Terminus *ruxi* alle vier Punkte der zusätzlichen Kriterien erfüllt: 1. Den Terminus kennzeichnet eine ebensolche distributive Kraft wie jeden anderen, bereits ermittelten Terminus einer Basisfarbe; 2. der Basischarakter des betreffenden Terminus ist strittig, wenn er gleichzeitig den Namen jenes Dings verkörpert, für das die betreffende Farbe charakteristisch ist; 3. der Basischarakter entlehnter Termini ist bedenklich; 4. ein morphologisch nicht einfacher Terminus erregt den Verdacht, keine Basisfarbe zu repräsentieren.

Daher wurde es nötig, das Listenexperiment durchzuführen, um den Basischarakter von *ruxi* eindeutig bestimmen zu können. Dieses Experiment könnte mit seinen Ergebnissen nochmals den Basischarakter der hervorgehobenen sechs Termini bestätigen.

Das Wesen des Listenexperiments besteht in folgendem: Einer Versuchsperson wird die Aufgabe erteilt, in 3–5 Minuten alle Farbtermini (Wörter) aufzuschreiben, die ihr einfallen. Man nimmt an, daß die Termini der Basisfarben, die allen fast gleichermaßen bekannt und weit verbreitet sind, im Durchschnitt unter den ersten zehn Wörtern der Liste aufgeführt werden. Wir führten das Experiment mit 38 georgischen Informanten verschiedenen Alters, Geschlechts und Berufs durch. Normalerweise nehmen an einem solchen Versuch keine Personen teil, deren Fachwissen zu einem bestimmten Teil mit Farben verknüpft ist. Bei diesem Experiment reihten wir aber doch zwei Maler, eine Frau und einen Mann, unter die Informanten ein, da uns ihre Haltung in dieser Frage interessant erschien. Diese beiden Versuchspersonen konnten die Ergebnisse des Experiments nicht wesentlich beeinflussen. Zu Beginn des Experiments erklärten wir: Sie verstehen doch, was ein Farbterminus ist? Und wir zählten einige auf, sowohl Basistermini als auch Nichtbasistermini. Nach dieser Aufzählung unterhielten wir uns mit den Informanten (beispielsweise über ihren Beruf, ihre Tätigkeit) in der Absicht, sie das Aufgezählte vergessen zu lassen, damit ein Einfluß des Aufgezählten auf die Versuchsergebnisse auszuschließen war, und erst dann wurde eine Zeit für das Experiment anberaumt.

Ziel des Experiments war es, den vierten Punkt der Kriterien für den Basischarakter mengenmäßig zu werten. Wir wollten sehen, inwieweit die Informanten in der Nennung eines Terminus übereinstimmten, und den durchschnittlichen Platz eines Terminus in der Liste der Farbtermini bestimmen.

An dem Experiment beteiligten sich 38 Informanten. Sie benannten 894 Termini (einschließlich Mehrfachnennungen). Schließt man die Wiederholungen aus, so belief sich die Anzahl der Termini auf 112. Im Durchschnitt lieferte jeder Informant 23–24 Termini (genau: 23,53). Das Maximum der von einem Informanten aufgezählten Termini lag bei 37, das Minimum bei 11. Diese beiden Extreme gingen übrigens auf die Maler zurück: 37 Termini listete die Malerin auf, 11 der Maler. Bemerkenswert ist auch, daß der Maler die Termini *šavi* »schwarz« und *tetri* »weiß« nach langem Überlegen erst in den letzten Augenblicken dazuschrieb und hinzufügte: »Von mir aus, aber eigentlich halte ich sie nicht für Farben.« Die Bemerkung des Malers können wir gleich

an dieser Stelle kommentieren. Sie ist durchaus verständlich, denn *şavi* und *tetri* sind Termini achromatischer Farben, und als Farbe im engeren Sinn betrachtet man oft nur die chromatischen. Die Ergebnisse des Experiments lassen sich in Gestalt einer Tabelle darstellen.

Tabelle 1

| Nr. | Farbterminus | Anzahl d. Auftretens |
|-----|-------------------|----------------------|
| 1 | çiteli | 38 |
| 2 | mçvane | 38 |
| 3 | lurži | 38 |
| 4 | qavisperi | 38 |
| 5 | qviteli | 37 |
| 6 | tetri | 37 |
| 7 | şavi | 36 |
| 8 | cisperi | 36 |
| 9 | nacrisperi | 36 |
| 10 | vardisperi | 31 |
| 11 | narinžisperi | 31 |
| 12 | ştapilosperi | 24 |
| 13 | iasamnisperi | 21 |
| 14 | okrosperi | 21 |
| 15 | vercxlisperi | 19 |
| 16 | şindisperi | 19 |
| 17 | taplisperi | 18 |
| 18 | zyvisperi | 17 |
| 19 | iisperi | 17 |
| 20 | kremisperi | 16 |
| 21 | melnisperi | 15 |
| 22 | çablisperi | 15 |
| 23 | çarxlisperi | 10 |
| 24 | şokoladisperi | 10 |
| 25 | lalisperi | 10 |
| 26 | kaķaosperi | 9 |
| 27 | žolosperi | 9 |
| 28 | tagvisperi | 9 |
| 29 | brinžaosperi | 9 |
| 30 | alisperi | 8 |
| 31 | xoxbisqelisperi | 8 |
| 32 | ruxi | 7 |
| 33 | posporisperi | 7 |
| 34 | lim(o)nisperi | 7 |
| 35 | »bronzisperi« | 6 |
| 36 | spilenzişvlişperi | 6 |
| 37 | rzişperi | 6 |
| 38 | xakişperi | 6 |
| 39 | zurmuxtişperi | 5 |
| 40 | agurisperi | 5 |
| 41 | salatisperi | 5 |

| | | |
|----|-------------|---|
| 42 | meçamuli | 5 |
| 43 | maqvlisperi | 5 |

In beiden Tabellen (Tabelle 2 siehe weiter unten) sind die verschiedenen Termini vertreten, welche die Informanten benannten. Diejenigen Termini, die von den Versuchspersonen weniger als fünfmal aufgeführt wurden, wurden nicht aufgenommen. In der Tabelle 1 sind die Termini danach geordnet, wie oft sie im Experiment genannt wurden. Gestützt auf diese Daten, lassen sich folgende Schlüsse ziehen:

1. Im ersten Teil der Tabelle (das sind die neun Termini *çiteli*, *mçvane*, *lurži*, *qavisperi*, *qviteli*, *tetri*, *šavi*, *cisperi*, *nacrisperi*) sinkt die Häufigkeit des Auftretens gleichmäßig von 38 auf 36.

2. Bei den folgenden Werten zeigt die Anzahl des Auftretens einen Sprung, sie sinkt von 36 auf 31, und dann in einem weiteren Sprung auf 24.

3. Dann sinkt die Häufigkeit der Aufführungen wieder relativ gleichmäßig, obwohl von 15 Nennungen zu 10 wiederum eine Art Sprung zu beobachten ist (die Termini *çarxlisperi*, *šokoladisperi* und *lalisperi* sind zehnmal genannt).

In dieser Tabelle lassen sich also nach Häufigkeitssprüngen vier Gruppen unterscheiden. Es ist zu erwarten, daß die Gruppe I von den Basistermini gebildet wird, während sich in Gruppe II jene Nichtbasistermini befinden, die den Basistermini am nächsten stehen. Die Gruppen III und IV enthalten Nichtbasistermini, wobei die in Gruppe III stärker verbreitet sind. Besonders interessant sind die Termini der Gruppe I. Wie wir sehen, stehen alle sechs Termini, die wir klar als Basistermini eingestuft haben, in dieser Gruppe. Dieser Gruppe gehören auch die Termini *qavisperi*, *cisperi* und *nacrisperi* an. Hervorhebung verdient, daß *qavisperi* der einzige dieser drei Termini ist, den die Informanten 38mal genannt haben. Die Termini *cisperi* und *nacrisperi* befinden sich auf den letzten Plätzen dieser Gruppe.

Die Möglichkeit, die Schlußfolgerungen über den Basischarakter zu präzisieren, gibt ein zweiter Kennwert des Experiments, der durchschnittliche Platz in der Liste, der in Tabelle 2 dargestellt ist.

Tabelle 2

| Nr. | Farbterminus | Kennwert |
|-----|---------------|----------|
| 1 | çiteli | 3,32 |
| 2 | qviteli | 3,89 |
| 3 | šavi | 4,22 |
| 4 | tetri | 4,84 |
| 5 | mçvane | 5,03 |
| 6 | lurži | 5,05 |
| 7 | cisperi | 8,22 |
| 8 | qavisperi | 9,58 |
| 9 | vardisperi | 10,87 |
| 10 | narinžisperi | 11,42 |
| 11 | iasamnisperi | 11,87 |
| 12 | nacrisperi | 12,39 |
| 13 | iisperi | 12,73 |
| 14 | meçamuli | 12,80 |
| 15 | ruxi | 13,28 |
| 16 | kaçaosperi | 13,40 |
| 17 | »bronzisperi« | 13,50 |

| | | |
|----|--------------------|-------|
| 18 | vercxlisperi | 13,53 |
| 19 | šindisperi | 13,53 |
| 20 | stapilosperi | 14,13 |
| 21 | alisperi | 14,50 |
| 22 | melnisperi | 14,93 |
| 23 | žolosperi | 15,50 |
| 24 | spilenzisvzlisperi | 15,50 |
| 25 | čablisperi | 15,67 |
| 26 | posporisperi | 16,00 |
| 27 | xoxbisqelisperi | 17,25 |
| 28 | zyvisperi | 17,28 |
| 29 | zurmuxtisperi | 17,40 |
| 30 | maqvlisperi | 17,60 |
| 31 | tagvisperi | 17,70 |
| 32 | ķremisperi | 17,81 |
| 33 | vercxlisperi | 18,16 |
| 34 | brinžaosperi | 18,20 |
| 35 | r3isperi | 18,50 |
| 36 | taplisperi | 18,78 |
| 37 | agurisperi | 19,60 |
| 38 | salatisperi | 20,00 |
| 39 | čarxlisperi | 20,10 |
| 40 | xakisperi | 20,60 |
| 41 | šokoladisperi | 20,60 |
| 42 | lalisperi | 21,60 |
| 43 | lim(o)nisperi | 22,00 |

Der durchschnittliche Platz in der Liste in Spalte 3 wird auf folgende Weise bestimmt:

$$m = \frac{\sum n k_n}{\sum k_n}$$

wobei $n = 1, 2, \dots, 37$ ist. Ist ein Terminus beispielsweise in den Listen einmal auf dem ersten Platz anzutreffen, dreimal auf dem zweiten Platz und fünfmal auf dem dritten Platz, dann hat er den durchschnittlichen Platz

$$m = \frac{1 \times 1 + 2 \times 3 + 3 \times 5}{1 + 3 + 5} = \frac{1 + 6 + 15}{9} = \frac{22}{9} = 2,44.$$

Die Tabelle 2 zeigt die Termini geordnet nach der Zunahme des Kennwertes m für den durchschnittlichen Platz. Einer besonderen Erwähnung bedarf der Terminus »*bronzisperi*« (bronzefarben), der in beiden Listen auftaucht. Zwar muß er faktisch mit dem Terminus *brinžaosperi* identisch sein, denn *bronz* ist die russische Übersetzung des georgischen *brinžo* »Bronze«, doch mehrere Informanten haben diese beiden Termini in ein und dieselbe Liste eingetragen. Anscheinend sind beide Termini für diese Informanten etwas unterschiedlich, und deshalb haben wir sie beide in die Liste aufgenommen.

Keihen wir zu der Tabelle 2 zurück. Anhand der Sprünge in der Zunahme des Charakteristikums n lassen sich in der Tabelle deutlich zwei Gruppen von Termini unterscheiden: Die erste Gruppe besteht aus den ersten sechs Termini (*čiteli*, *qviteli*, *šavi*,

tetri, *mçvane*, *lurži*), wo der Kennwert *m* gleichförmig von 3,32 (*çiteli*) auf 5,05 (*lurži*) anwächst.

Dann ist ein Sprung von 5,05 (*lurži*) bis 8,22 (*cisperi*) zu verzeichnen, wonach *m* wieder mehr oder minder gleichmäßig ansteigt. Somit umfaßt die Gruppe II alle übrigen Termini, die den ersten sechs Termini folgen.

In der zweiten Gruppe heben sich die beiden ersten Termini (*cisperi*, *qavisperi*), deren mittlere Plätze 8,22 und 9,58 darstellen, deutlich ab. Die Differenz von *m* beträgt 1,36, was verhältnismäßig viel ist. Im restlichen Teil der Tabelle ist diese Differenz meist geringer als 1 (nur zwischen den Termini 25 und 26, d. h. zwischen *posporisperi* und *xoxbişqelisperi*, beträgt die Differenz 1,25, und am Ende der Tabelle zwischen den Termini 41 und 42, *xakisperi* und *lalisperi*, kommt die Differenz genau 1,0 gleich).

Den Angaben der Tabelle 1 und 2 zufolge handelt es sich bei *çiteli*, *qviteli*, *şavi*, *tetri*, *mçvane* und *lurži* klar um Basistermini. Diesen Basistermini stehen *qavisperi* und *cisperi* nahe. Berücksichtigt man die Daten aus der Tabelle 1, wonach alle 38 Informanten *qavisperi* aufgeführt haben, während nur 36 *cisperi* belegten, ist hinsichtlich seines Basischarakters *qavisperi* der Vorzug zu geben.

Was zeigen die Daten von *ruxi* in diesen beiden Tabellen? In der Tabelle 1 steht der Terminus *ruxi* auf dem 32. Platz. Er wurde von 7 Informanten genannt. Der Tabelle 2 nach kommt ihm der durchschnittliche Platz 13,28 zu. Diese Daten bestätigen, daß *ruxi* kein Basisterminus ist.

Tabelle 3 erhärtet den Basischarakter bestimmter Termini und liefert interessante Informationen über einige von ihnen. Diese Tabelle gibt faktisch die Einmütigkeit der Informanten bei der Aufführung bestimmter Termini wieder. In der ersten Spalte der Tabelle ist der Platz in der Liste der Termini dargestellt. Die zweite Spalte enthält die Termini, die vorwiegend an dem entsprechenden Platz genannt wurden, die dritte Spalte bietet den prozentualen Anteil, nämlich wieviel Prozent der Versuchspersonen den betreffenden Terminus an dem jeweiligen Platz genannt haben.

Tabelle 3

| Platz | Farbterminus | Prozentangabe |
|-------|---------------------|---------------|
| I | <i>çiteli</i> | 39,45 |
| | <i>tetri</i> | 36,82 |
| | <i>şavi</i> | 18,41 |
| II | <i>qviteli</i> | 31,56 |
| | <i>şavi</i> | 21,04 |
| | <i>tetri</i> | 15,98 |
| III | <i>çiteli</i> | 21,04 |
| | <i>mçvane</i> | 21,04 |
| | <i>şavi</i> | 18,41 |
| | <i>lurži</i> | 15,98 |
| | <i>qviteli</i> | 13,35 |
| IV | <i>tetri</i> | 10,72 |
| | <i>qviteli</i> | 26,30 |
| | <i>lurži</i> | 23,67 |
| | <i>mçvane</i> | 15,98 |
| | <i>narinşisperi</i> | 7,89 |
| V | <i>çiteli</i> | 7,89 |
| | <i>mçvane</i> | 28,93 |

| | | |
|-----|---------------------|-------|
| | <i>cisperi</i> | 15,98 |
| | <i>lurži</i> | 13,35 |
| VI | <i>lurži</i> | 26,30 |
| | <i>mçvane</i> | 26,30 |
| | <i>qavisperi</i> | 10,72 |
| VII | <i>qavisperi</i> | 21,04 |
| | <i>narinžisperi</i> | 13,35 |

Tabelle 3 bestätigte nochmals den Basischarakter der Termini *çiteli*, *qviteli*, *šavi*, *tetri*, *mçvane* und *lurži*. Die Versuchspersonen sind im wesentlichen einer Meinung bei der Nennung dieser Termini auf den Plätzen I-III. Interessant ist das Erscheinen von *narinžisperi* auf den Plätzen IV und VII, von *cisperi* auf Platz V und von *qavisperi* auf den Plätzen VI-VII.

Mit verhältnismäßig großer Einmütigkeit nannte man *qavisperi* auf Platz VII (21,04%). Den entsprechenden prozentualen Angaben nach folgen *cisperi* auf Platz V (15,98%) und *narinžisperi* auf Platz VII (13,35%). Damit erbrachte auch Tabelle 3 einen Beleg für die qualitative Nähe des Terminus *qavisperi* zu den Basistermini und für seine Vorzugsstellung gegenüber *cisperi*.

Damit hat das Listenexperiment den Basischarakter der Termini *tetri*, *šavi*, *çiteli*, *qviteli*, *mçvane* und *lurži* bestätigt. *ruxi* erfüllt nicht die Bedingung des Punktes 4 der grundlegenden Kriterien für den Basischarakter und ist daher auszuschließen. Aber es zeigte sich, daß diesen Punkt der Terminus *qavisperi* erfüllt, und daher ist es nötig zu ermitteln, ob er als Basisterminus gelten kann.

Auf den ersten Blick steht dem Basischarakter von *qavisperi* im Wege, daß der Terminus nicht monolexemisch ist. Gleichzeitig ist nach dem Punkt 2 der zusätzlichen Kriterien für den Basischarakter (der Basischarakter eines Terminus ist zweifelhaft, wenn er den Namen der Sache enthält, für die die betreffende Farbe kennzeichnend ist) zu erwarten, daß *qavisperi* nicht als Basisterminus zu betrachten ist. Doch erinnern wir uns an die Basisfarbtermini im Englischen. Berlin/Kay zufolge sind dies: *black*, *white*, *red*, *yellow*, *green*, *blue*, *brown*, *grey*, *purple*, *pink*, *orange*. Von diesen Termini sind die letzten zwei besonders beachtenswert: Sie stellen gleichzeitig auch die Namen von Sachen dar, welche die entsprechende Farbe besitzen. Aber da sie monolexemisch sind und die übrigen drei Punkte der grundlegenden Kriterien erfüllen, ist es nicht mehr nötig, die zusätzlichen Kriterien auf sie anzuwenden. Der monolexeme Charakter der betreffenden Termini ist durch die morphologische Struktur der englischen Farbtermini bedingt. Im Englischen sind auch Nichtbasistermini monolexemisch, z. B. *silver* »silberfarben« oder *khaki* »khakifarben«.

Khaki ist im Englischen ein Lehnwort, und auch das georgische Wort ist entlehnt, aber dieses liegt, der allgemeinen Struktur der georgischen Farbtermini entsprechend, in der Form von *xakisperi* vor. Derselben Struktur ist der dem englischen *silver* entsprechende Terminus *vercxlisperi*. Wie wir sehen, genügt der Terminus *qavisperi* der Forderung nach Monolexemität nur aus Gründen nicht, die sich aus der allgemeinen Struktur der georgischen Farbtermini ergeben. Sonst müßte er ebenso als Basisfarbterminus gelten wie die englischen Termini *pink* und *orange*.

Die Ermittlung der Basisfarbtermini nach dem universellen Modell der Farbkategorisierung gestattet es, den Typ des Systems der Farbtermini zu bestimmen. Dem universellen Modell zufolge ist die Kategorisierung der Farbe mit der Bezeichnung des

Basisfarbterminus verknüpft, und dieses Modell beinhaltet jene Beschränkungen, die eine Sprache der Farbkategorisierung entgegenbringt.

Aus dieser Sicht stützt den Basischarakter des Terminus *qavisperi* auch das universelle Modell der Farbkategorisierung, denn wenn es in einer Sprache sieben Basisfarbtermini gibt, so muß diesem Modell zufolge auch der Basisfarbterminus [braun] zur Bezeichnung einer Kategorie vorliegen.

Nach dem universellen Modell der Farbkategorisierung bestimmt die Anzahl der Basisfarbtermini im System der Farbtermini den Typ dieses Systems, der im allgemeinen den verschiedenen Entwicklungsebenen der Farbterminussysteme entspricht. Insgesamt werden 7 Ebenen unterschieden.

Im Gefolge der synchronen Untersuchung der Farbtermini der georgischen Sprache läßt sich schließen, daß das georgische System der Farbtermini der sechsten Ebene angehört, wo folgende Basisfarbtermini vertreten sind: *tetri* »weiß«, *šavi* »schwarz«, *çiteli* »rot«, *qviteli* »gelb«, *mčvane* »grün«, *lurži* »blau«, *qavisperi* »braun«.

Schließlich ist zu erwähnen, daß der Erforschung der Farbtermini im Georgischen mehrere interessante Arbeiten gewidmet wurden. Eine der vollkommensten (Nozaze 1953) befaßt sich eingehend mit allen im »Vepxišqaosani« verwendeten Farbtermini und untersucht deren symbolische Bedeutungen. Sie sind nach Grundbedeutungen gruppiert, und dabei ist unbedingt hervorzuheben, daß die unterschiedenen Gruppen mit den Basisfarbkategorien übereinstimmen. Es handelt sich um [schwarz], [weiß], [rot], [gelb], [blau] und [grün]. Jede dieser Kategorien kann im »Vepxišqaosani« mit mehreren Termini vertreten sein. Besonders hervorgehoben wird die Vielzahl der Termini, die der Kategorie [rot] entsprechen. Sie sind so zahlreich, daß Nozaze diese Kategorien in Unterkategorien aufgliedert, die folgendermaßen bezeichnet sind: *sixlis peri* »blutfarben«, *zoçis peri* »korallenfarben«, *ardavnis peri* »purpurfarben«, *lalis peri* »rubinfarben«.

Jede dieser vier Gruppen bezeichnet tatsächlich ein anderes Rot, und Nozaze vereint sie auf der Grundlage der modernen Terminologie zu Recht in einer Basiskategorie.

In dieser Arbeit werden jene Farbtermini gesondert betrachtet, die mit einer bestimmten Sachklasse verbunden sind, z. B. Termini, die die Farbe von Stoffen und Kleidung bezeichnen, Farbtermini für Blumen und Blüten, für die Färbung von Gestirnen sowie für die Beschreibung der Schönheit von Personen. Es werden auch Beispiele dafür gegeben, daß Namen von Dingen metaphorisch zur Farbbezeichnung verwendet werden.

In Arbeiten anderer Verfasser werden gleichfalls Untersuchungen über die georgischen Farbbezeichnungen angestellt, allerdings nicht mit dem Ziel, den Typ des Systems festzustellen und seine Beziehung zum universellen Modell der Farbkategorisierung zu ermitteln.

2. Das mingrelische System der Farbtermini

Bei der Erhellung der Farbtermini der mingrelischen Sprache nutzten wir die Texte von Xubua 1937, Kipšidze 1914 und Gudava 1975 sowie Ergebnisse der Befragung von Informanten.

Im Mingrelischen gibt es wie in jeder beliebigen anderen Sprache Farbtermini, deren Zahl allerdings im Verhältnis zum Georgischen gering ist. Zugleich ist ein Teil dieser

Termini deutlich aus dem Georgischen entlehnt: *tetri*, *lurži*, *rcvane*, *qvinteli*. Eine Entlehnung aus dem Georgischen stellt auch *lebi* dar, das einem Großteil von Informanten heute unbekannt ist, obwohl es im Text belegbar ist: *lebi-calo ganirtu* »es wurde blau«. Doch auch das georgische *lebi* ist vielen Informanten heute unbekannt, obwohl es im »Vepxištqaosani« vorkommt und »vom Schlagen blau geworden« bedeutet.

Sondert man die aus dem Georgischen entlehnten Termini aus, so läßt sich unter den eigenen mingrelischen Termini eine Gruppe unterscheiden, die für das Mingrelische grundlegend ist, d. h. sie stellen nach dem universellen Modell der Farbkategorisierung Basisfarbtermini dar. Die Kriterien für die Ermittlung der Basisfarbtermini ergaben für die mingrelische Sprache folgende: *če* »weiß«, *uča* »schwarz« und *čita* »rot«. Unter dem Gesichtspunkt des Basischarakters erscheint *čuçeli* »gelb« interessant (Gudava, S. 80). Dieser Terminus genügt fast allen Punkten der Auswahlkriterien für einen Basisfarbterminus, nur dem nicht, daß er weit verbreitet und allen gleichermaßen verständlich wäre. Die Informanten kennen die Bedeutung dieses Terminus fast gar nicht, obwohl er auch in dem Wörterbuch von Čaraia 1997 enthalten ist. Daher kann *čuçeli* nicht als Basisfarbterminus gewertet werden.

Allen Kriterien für den Basischarakter von Farbtermini genügen lediglich die mingrelischen Bezeichnungen *če*, *uča* und *čita*.

Was die Nichtbasistermini betrifft, so finden sie Parallelen bei den georgischen Nichtbasistermini. Hier wie im Georgischen lassen sich Nichtbasistermini unterscheiden, die morphologisch Komposita darstellen, wo die zweite Komponente das Wort *peri* ist, während die erste Komponente ein Name im Genitiv ist. In der Regel bezeichnen derartige Termini eine Farbe, die für den Gegenstand kennzeichnend ist (in umfassender Bedeutung), den das als erste Komponente vertretene Nomen bezeichnet. Derartige Termini sind: *žangišperi* »rostfarben«, *vardišperi* »rosenfarben«, *tutašperi* »mondfarben«, *tušašperi* »aschenfarben« u. a. Solche Termini genügen dem grundsätzlichen Kriterium der Monolexemität nicht und bezeichnen zudem eine Sache, für die die betreffende Farbe kennzeichnend ist.

Morphologisch entspricht der obigen Struktur der Terminus *šangišperi*, der »schwarz, dunkel, bräunlich, dunkelbraun« bezeichnet. Es handelt sich um einen Terminus, dessen Gebrauchsfeld beschränkt ist (in I. Kipšidzes Wörterbuch ist parallel zu dieser Form auch *šangi* angegeben). Er wird im Zusammenhang mit Nomina der Menschenklasse verwendet. Ebenso eingeschränkt ist der Verwendungsbereich des Terminus *borbiče*, der in T. Gudavas Texten als »weiß, weißhaarig« übersetzt ist. Diese Termini genügen nicht dem dritten Punkt der grundlegenden Kriterien für den Basischarakter einer Farbe, denn deren Anwendungsbereich darf nicht eingeschränkt sein, er darf nicht auf eine enge Klasse von Sachen beschränkt sein.

Im Mingrelischen bilden die farbbezeichnenden Termini, die morphologisch Adjektive verkörpern, ebenso wie im Georgischen Steigerungsformen: den Elativ (*učitaši* »kräftig rot«, *učaši* »tiefschwarz«, *určitaši* »sehr weiß«) und die Annäherungsstufe (*morče* »weißlich«, *mouče* »schwärzlich«, *močite* »rötlich«), die dem zweiten Punkt der grundlegenden Kriterien für den Basischarakter nicht genügen, demzufolge das Signifikat eines Basisfarbterminus nicht am Signifikat eines anderen Basisfarbterminus beteiligt sein darf. Außerdem ist der Basischarakter eines morphologisch komplizierten Terminus den zusätzlichen Kriterien zufolge zweifelhaft.

Demzufolge muß das mingrelische System der Farbtermini mit drei Basisfarbtermini (*če*, *uča*, *čita*) ein System zweiter Ebene verkörpern, wo nach der letzten Variante

des universellen Modells der Farbkategorisierung folgende Kategorien bezeichnet sind: [weiß]⊕[gelb], [rot], [schwarz]⊕[blau]⊕[grün]; oder: [weiß], [gelb]⊕[rot], [schwarz]⊕[blau]⊕[grün].

Die mit dem Zeichen ⊕ eingetragenen Basisfarbkategorien werden als zusammengesetzte Kategorien betrachtet, und mit dem Zeichen ⊕ bezeichnen wir die Vereinigungsoperation in der Fuzzy-Mengentheorie (Zadeh 1965).

Die Vereinigungsoperation entspricht etwa der der Konjunktion »oder« in der natürlichen Sprache, und die Kategorie [weiß]⊕[gelb] stellt faktisch die Vielzahl der Farbtöne dar, die in irgendeinem Grad entweder weiß oder gelb sind. In ähnlicher Weise kann man die übrigen hier vertretenen zusammengesetzten Kategorien bestimmen.

Wie wir sehen, ist in einem dreigliedrigen System die Kategorie [schwarz]⊕[grün]⊕[blau] unabdingbar. Doch die Befragung der mingrelischen Informanten ergab, daß die Basisfarbkategorie, die dem mingrelischen Terminus *uča* entspricht, fast identisch ist mit der Kategorie [schwarz], die wir beispielsweise im Georgischen haben. Eine bemerkenswerte Tatsache ist zu verzeichnen: Die mingrelischen Informanten bringen die aus dem Georgischen entlehnten Termini *lurži* und *rcvane* oft durcheinander. Beispielsweise können sie vom Gras und vom Himmel gleichermaßen sagen, sie seien *lurži* oder *rcvane*. Dieses Vermischen entlehnter Termini scheint ein Hinweis auf die Tatsache zu sein, daß im Mingrelischen [blau] und [grün] nicht als Basiskategorien ausgebildet sind, sondern daß es im Mingrelischen real eine Basisfarbkategorie gibt, die man in der englischsprachigen Fachliteratur mit dem Terminus GRUE bezeichnet und die als [blau]⊕[grün] erklärt wird.

Wenden wir uns jetzt der Ermittlung der Beziehungen der beiden anderen Kategorien zu. Die Befragung der Informanten brachte uns zu der Überzeugung, daß im Mingrelischen die Kategorie [weiß] vorliegt (ebenso wie im Georgischen). Beachtenswert ist, daß der aus dem Georgischen entlehnte Terminus *qvinteli* im Mingrelischen fast dieselbe Kategorie bezeichnet wie der georgische Terminus *qviteli*. Handelt es sich hierbei um eine Basiskategorie? Der Terminus genügt allen vier grundsätzlichen Punkten der Kriterien für den Basischarakter und bedarf daher keiner Überprüfung durch zusätzliche Kriterien.

Aus diesem Grund läßt sich das mingrelische System der Farbtermini in folgender Weise darstellen: Auf heutigem Niveau zeichnet es sich durch fünf Basisfarbkategorien aus, die durch entsprechende Termini vertreten sind: *če* »weiß«, *uča* »schwarz«, *čita* »rot«, *qvinteli* »gelb«, *rcvane/lurži* »grün⊕blau«.

Es ist möglich, daß der entlehnte Terminus *qvinteli* den mingrelischen Terminus *çuçeli* verdrängt hat. Diese Veränderung berührte den Terminus, der die Kategorie [gelb] bezeichnete, denn dem universellen Modell zufolge bildet sich diese Kategorie nach der Entstehung der Kategorien [weiß], [schwarz] und [rot] heraus. Daher ist sie eine verhältnismäßig spät gebildete Kategorie, und unter dem starken Einfluß des Georgischen wurde der im Georgischen schon bestehende Terminus zur Bezeichnung der gleichen Basisfarbkategorie wohl von Anfang an parallel zu dem mingrelischen Terminus verwendet. Im weiteren besetzte er allmählich den Platz des Terminus, der die entsprechende Kategorie bezeichnete.

3. Das lasische System der Farbtermini

Zur Ermittlung der Farbtermini in der lasischen Sprache nutzten wir die Textausgaben von Asatiani 1974 und Kařozia 1960 und 1968 sowie die Grammatik von Marr 1910 und die Untersuchung von Kipřidze 1911.

Ebenso wie im Mingrelischen ist im Lasischen die Anzahl der Farbtermini im Vergleich zum Georgischen spürbar geringer. Ein Teil der Farbtermini ist aus dem Türkischen entlehnt, beispielsweise *sari* »gelb«, das auch in der Form *sai* anzutreffen ist. Diese Entlehnung begegnet auch in Verbformen.

Aus dem Türkischen wurde auch der Terminus *jeřili* »grün« entlehnt. Im Zusammenhang mit diesem Terminus ist ein Fakt bemerkenswert: In A. Asatians Texten ist *jeřili* an einer Stelle mit »hellblau« übersetzt (Asatiani 1974, 164, 100, 393).

Interessant ist, daß im Lasischen kein Terminus, nicht einmal ein entlehnter, für die Kategorie [blau] existiert. Wie die obige Angabe zeigt, müssen wir annehmen, daß der Terminus *jeřili* auch die Bedeutung »blau« beinhaltet. Daher ist zu vermuten, daß der Terminus *jeřili* nicht die Kategorie [grün] bezeichnet, sondern GRUE, das als [grün]⊕[blau] definiert wird.

Sondert man die entlehnten Termini aus, läßt sich unter den eigentlich lasischen Termini deutlich eine Gruppe unterscheiden, die nach dem universellen Modell der Farbkategorisierung Basistermini enthält: *uća* »schwarz«, *xće/kće/ćke* »weiß«, *mćita* »rot«.

Was die Nichtbasistermini betrifft, so gelang es trotz ihrer geringen Zahl in den genannten Texten, sie als Nichtbasistermini zu bestimmen, weil sie nicht allen grundsätzlichen Punkten der Kriterien für den Basischarakter genügen. Beispielsweise sind die Termini *žangeri/žangeri* »rostfarben« und *buloni* »sauerkirschfarben« als Nichtbasistermini zu betrachten, weil sie nicht der Forderung nach Monolexemität genügen. Der Terminus *borbiće* »weiß« ist von den Basisfarbtermini auszuschließen, weil sein Anwendungsgebiet beschränkt ist: Er wird nur auf eine bestimmte Klasse, nämlich auf Personen, angewandt (ganz ähnlich wie der fast identische Terminus des Mingrelischen). Als Basisfarbtermini können auch nicht jene gelten, deren Formen von den oben aufgeführten Termini abgeleitet sind, z. B. *saiže* »gelblich«.

Deshalb muß das aus eigenen lasischen Termini bestehende lasische System der Farbtermini dem universellen Modell zufolge ein System zweiter Ebene darstellen, in dem es drei Kategorien von Basisfarben gibt. Ähnlich dem mingrelischen System muß eine davon unbedingt die Kategorie [schwarz]⊕[blau]⊕[grün] = [dunkel-kühl] sein, während die anderen beiden [weiß]⊕[gelb] und [rot] oder [weiß] und [rot]⊕[gelb] sein können. Entsprechen die lasischen Basisfarbtermini diesen Kategorien? Wir konnten nicht so viele lasische Informanten wie mingrelische heranziehen, doch die Befragung mehrerer lasischer Informanten bestätigte unsere Annahme, daß die lasischen Basisfarbtermini nicht die oben vermuteten Kategorien bezeichnen dürften. Ebenso wie im Mingrelischen wird mit dem Terminus *uća* die Kategorie [schwarz] bezeichnet und nicht [dunkel-kühl], wie das zu erwarten gewesen wäre. Genauso bezeichnet der Terminus *mćita* die Kategorie [rot], obgleich der Terminus *kće/xće/ćke* nicht die Kategorie [weiß]⊕[gelb] bezeichnet, was im Fall der Bezeichnung der Kategorie [rot] zu erwarten gewesen wäre, sondern die Kategorie [weiß]. Doch die Existenz der Basis-kategorie [schwarz] im System berechtigt nach dem universellen Modell der Farbkategorisierung zu der Annahme, daß es neben der Kategorie [schwarz] die Kategorie [grün]⊕[blau] geben muß (oder die durch ihre Differenzierung gewonnenen Kategorien [grün] und [blau]). Ebenso ist die Existenz der Kategorien [weiß] und [rot] eine

Anzeige dafür, daß der Differenzierungsprozeß der Kategorie [hell-warm] abgeschlossen ist und deshalb neben ihnen die Basisfarbkategorie [gelb] existieren muß. Tatsächlich gibt es, wie eingangs ausgeführt, Termini zur Bezeichnung der Kategorien [grün]⊕[blau] und [gelb], und obwohl diese Termini aus dem Türkischen entlehnt sind (jeşili und sari), sind sie doch als Basiskategorien zu werten. Schenken wir dem entlehnten Charakter dieser Termini keine Beachtung, so genügen sie allen vier Punkten der grundlegenden Kriterien für den Basischarakter und bedürfen daher nicht mehr der Überprüfung durch die Zusatzkriterien (gerade in einem Zusatzpunkt wird darauf hingewiesen, daß der Basischarakter entlehnter Termini zweifelhaft ist).

Damit zeichnet sich das lasische Farbterminussystem durch fünf Basisfarbtermini aus, d. h. es stellt ein System der vierten Ebene dar, wo folgende Basisfarbkategorien angelegt sind: [weiß], [schwarz], [rot], [gelb], [grün]⊕[blau]. Von diesen sind die ersten drei mit eigenen lasischen Termini bezeichnet. Die beiden letzten Kategorien werden durch türkische Lehnwörter bezeichnet. Wie wir sehen, ist das lasische System der Farbtermini dem mingrelischen System der Farbtermini typologisch ähnlich.

4. Das swanische System der Farbtermini

Für die Ermittlung der swanischen Farbtermini nutzten wir das Wörterbuch von Nižaradze 1910 und die Prosatexte von Šaniže/Topuria 1930 und Šaniže/Kaldani/Čumburize 1978. Außerdem griffen wir auf die Ergebnisse von Informantenbefragungen zurück.

Im Swanischen sind die Farbtermini im Vergleich zum Mingrelischen und Lasischen in noch geringerer Zahl vertreten. Wir meinen damit jene Termini, die aus einem Wort bestehen. Es ist klar, daß aus zwei oder drei Worten bestehende, umschreibende Termini keine Basistermini sein können. Daher interessierten uns beim Sammeln des Materials nur Termini, die aus einem Wort bestehen.

Es ergab sich, daß das Swanische ähnlich wie das Mingrelische und Lasische eigene swanische und auch entlehnte Termini besitzt. Während im Lasischen die Entlehnungen aus dem Türkischen stammen, sind sie im Swanischen wie beim Mingrelischen aus dem Georgischen entlehnt. Eigene swanische Termini sind: *twetne/twetwne* »weiß«, *mešxe* »schwarz« und *cyrni* »rot«. Diese drei Termini genügen allen Punkten der Basiskriterien und verkörpern unstrittig Basisfarbtermini. Mit diesen drei Basistermini entspricht das Swanische auf den ersten Blick völlig dem universellen Modell und muß diesem Modell zufolge ein System der zweiten Ebene darstellen, wo die Basisfarbkategorien [schwarz]⊕[blau]⊕[grün] einerseits und andererseits [weiß] und [rot]⊕[gelb] oder [weiß]⊕[gelb] und [rot] vertreten sind (analog den Systemen des Mingrelischen und Lasischen). Doch auch hier ergab die Befragung von Informanten ebenso wie beim mingrelischen und lasischen System, daß der swanische Terminus *mešxe* keine so umfassende Bedeutung hat, wie das dreigliedrige System es vermuten läßt, sondern daß die Bedeutung des swanischen Terminus *mešxe* vom Blickpunkt der Bezeichnung einer Basiskategorie mit der Bedeutung des entsprechenden Terminus im Georgischen, Mingrelischen und Lasischen übereinstimmt und die Kategorie [schwarz] bezeichnet. Die Existenz der Basiskategorie [schwarz] in einer Sprache bedeutet ihrerseits, daß es gleichzeitig die Basisfarbkategorie [blau]⊕[grün] geben muß oder die durch Differenzierung der letzteren gewonnenen Kategorien [blau] und [grün].

Von den aus dem Georgischen entlehnten Termini sind in diesem Fall *yrži* »blau« und *čwanil* »grün« von Interesse. Die Befragung der Informanten ergab auch hier wie im Mingrelischen häufig beim Gebrauch eine Vermischung beider Termini. Ein solches Verwecheln ist wie im Mingrelischen nur damit zu erklären, daß die Bedeutung der Termini *yrži* und *čwanil* nicht für alle Informanten gleichartig ist, was auf ihren Nichtbasischarakter hindeuten könnte oder darauf, daß die entsprechenden Kategorien [blau] und [grün] im Swanischen nicht zu den Basiskategorien gehören. Daraus läßt sich folgern: Da es im Swanischen die Basisfarbkategorie [schwarz] gibt und gleichzeitig [blau] und [grün] keine Basisfarbkategorien verkörpern, muß im swanischen [blau]⊕[grün] eine Basisfarbkategorie sein. Anscheinend haben wir im swanischen die gleiche Situation wie im Mingrelischen. Für die swanische Kategorie [blau]⊕[grün] gibt es keinen eigenen swanischen Terminus. Sie wird durch die aus dem Georgischen entlehnten Termini *yrži* oder *čwanil* bezeichnet. Die Entlehnung dieser beiden Termini zur Bezeichnung einer Basisfarbkategorie ist darauf zurückzuführen, daß es im Georgischen die Kategorie [blau]⊕[grün] nicht gibt; diese Kategorie ist im Georgischen in zwei unabhängige Basisfarbkategorien differenziert: [blau] und [grün]. Daher hat das Swanische die beiden Termini, die diese Kategorien bezeichnen, zur Bezeichnung einer einzigen Farbkategorie entlehnt.

Die Befragung der Informanten erbrachte auch, daß die Bedeutung des Terminus *čyrni* als Basisterminus der Bedeutung der entsprechenden Termini des Georgischen, Mingrelischen und Lasischen entspricht und die Kategorie [rot] bezeichnet.

Ebenso präzisierte die Befragung der Informanten die Bedeutung von *twetne/twetwne* als Basisfarbterminus. Er bezeichnet die Kategorie [weiß] und keine zusammengesetzte Kategorie, in der [weiß] ein Bestandteil wäre.

Dem universellen Modell der Farbkategorisierung zufolge bedeutet das Vorhandensein der Basiskategorien [rot] und [weiß] in einer Sprache, daß in dieser Sprache auch die Kategorie [gelb] Basischarakter haben muß. Aber die Kategorie gelb ist im Swanischen mit dem aus dem Georgischen entlehnten Terminus *qwitel* bezeichnet (ebenso wie im Mingrelischen und Lasischen). Offenbar ist auch hier *qwitel* als Terminus einer Basisfarbe zu werten, da sie allen vier grundsätzlichen Punkten der Kriterien für den Basischarakter genügt und keiner Überprüfung durch zusätzliche Punkte bedarf.

Folglich besteht das gegenwärtige swanische System der Farbtermini aus den fünf Basisfarbkategorien [weiß], [schwarz], [rot], [gelb], [grün]⊕[blau], die mit folgenden Termini bezeichnet sind: *twetne/twetwne* für die Kategorie [weiß], *mešxe* für die Kategorie [schwarz], *čyrni* für die Kategorie [rot], *qwitel* für die Kategorie gelb, *čwanil/yrži* für die Kategorie [grün]⊕[blau]. Was den Typ des swanischen Systems der Farbtermini anbelangt, so liegt nach dem universellen Modell der Farbkategorisierung ein System der vierten Ebene vor, das eine Parallele zum System des Mingrelischen und des Lasischen darstellt.

LITERATUR

- Abulaže 1973. Abulaže, I.: *Žveli kartuli enis leksiķoni*, Tbilisi.
 Asatiani 1974. Asatiani, I.: *Čanuri (lazuri) tekštebi*, Tbilisi.
 Berlin/Kay 1969. Berlin B., Kay P.: *Basic Colour Terms: Their Universality and Evolution*, Berkeley and Los Angeles.
 Čikovani 1992. Čikovani, N.: *Perta leksiķisatvis žvel kartulši*, Tbilisi.

- Čubinašvili 1984. Čubinašvili, D.: Kartul-rusuli leksiķoni, Tbilisi.
- Čaraia 1997. Čaraia, P.: Megrul-kartuli leksiķoni, Tbilisi.
- Gudava 1975. Gudava, T.: Kartuli xalxuri siťqviereba, megruli řekstebi, Tbilisi.
- ~~Kartuli enis genmartebiti leksiķoni 1960-1964, Bd. 1-8, Tbilisi.~~
- Kay/McDaniel 1978. Kay P., McDaniel C. K.: The Linguistic Significance of the Meaning of Basic Colour Terms (in: Language, 54,3).
- Kipšidze 1911. Kipšidze, I.: Dopolnitel'nye svedenija o řanskomo jazyke, S.-Peterburg.
- Řarťozia 1960. Řarťozia, G.: Lazuri řekstebi (in: Macne, enisa da řiřarťuris seria, 4, Tbilisi).
- Řarťozia 1968. Řarťozia, G.: Masalebi lazuri zepirsiťqvierebisatvis (in: Kartuli řiřarťuris saķitxebi, Tbilisi).
- Řvaracxelia 1974. Řvaracxelia, G.: Perisa da sinatlis aymnišvneli siťqvebi vaŗa-přavelas leksiķaři (in: Tanametrove zogadi da matematikaři enatmecnierebis saķitxebi, IV, Tbilisi).
- Marr 1910. Marr, N.: Grammatika řanskogo (lazskogo) jazyka s chrestomatijeju i slovarem, S.-Peterburg.
- Mirianašvili 1986. Mirianašvili, N.: Perta aymnišvneli leksiķa kartulsa da rusul enebři, Tbilisi.
- Niřaradze 1910. Niřaradze, I. I.: Russko-svanskij slovar', Tiflis.
- Nozaze 1953. Nozaze, V.: Ganķitxvani vepxiťqaosnisa, vepxiťqaosnis pertmeťqveleba, Buenos Aires.
- Šaniŗe/Topuria 1939. Šaniŗe A., Topuria V.: Svanuri prozauli řekstebi, I, balszemouri ķilo, Tbilisi.
- Šaniŗe/Kaldan/Čumburiŗe 1978. Šaniŗe A., Kaldani M., Čumburiŗe Z.: Svanuri enis kreřomatia, Žveli ķaruli enis ķatedris řromebi XXI, Tbilisi.
- Ŧabiŗe 1989. Ŧabiŗe, T.: Šavi (lurři) peris simboliķa »visramiansa« da ķlasikuri xanis originalur kartul zeglebři (in: Macne, enisa da řiřarťuris seria, 2, Tbilisi).
- Xubua 1937. Xubua, M.: Megruli řekstebi, Tbilisi.
- Zadeh 1965. Zadeh, A. L.: Fuzzy Sets (in: Information and Control, 8).

Johanna Mattissen

Aktionsartklassen im Lasischen von Artašeni

1 Das Lasische von Artašeni¹

Die Kartwelsprache Lasisch wird an der Südküste des Schwarzen Meeres zwischen Batumi in Georgien und Pazar (lasischer Name ist Atina) in der Türkei gesprochen. Die Zahl der ethnischen Lasen wird wegen fehlender Statistiken auf zwischen 50 000 und 500 000 geschätzt, die Sprecherzahl dürfte erheblich niedriger liegen, da die Generation unter 20 Jahren die Sprache nicht mehr erlernt. Die hier beschriebene Varietät des Lasischen ist in der Gegend der Stadt Ardeşen (Artašeni) östlich von Pazar angesiedelt. Das Datenmaterial stammt aus Feldforschung vor Ort und mit in Deutschland lebenden Sprechern.

Eine Verbform im Artašeni-Lasischen stellt sich folgendermaßen dar:

(1) (Proklitikon)=(Präverb)-Personalpräfix-Versionsvokal-Wurzel-(Kausativ)-TAMP

Die Proklitika sind *var= ~ va=* für die Negation, *mot= ~ mo=* (Prohibitiv) und *ko= ~ k=*, dessen Funktion im Bereich von Fokus zu liegen, jedoch auch mit dem Aspektsystem zu interagieren scheint, worauf hier nicht eingegangen werden kann. Die Präverben liegen in Form und Funktion im gemeinkartwelischen Rahmen. Im TAMP-Suffix sind Aspektotempora oder Aspektomodi und Personalflexion enkodiert. Die folgende Verbform illustriert alle Positionen außer Kausativ:

| | | | | |
|-----|-----------------------|------------------|----------------|---------------|
| (2) | Proklitikon | Präverb | Personalpräfix | Versionsvokal |
| | <i>va</i> | <i>me</i> | <i>b</i> | <i>u</i> |
| | NEG | hin | 1>3 | 3. BEN |
| | Wurzel | TAMP | | |
| | <i>švel</i> | <i>am</i> | | |
| | helf | PRS:non-3. sg. A | | |
| | NEG=helf:(1>3)s:PRS | | | |
| | »ich helfe ihm nicht« | | | |

Die Aspektotempora und Aspektomodi des Lasischen sind in Tabelle 1 dargestellt. In Präsens und Plusquamperfekt wird Aspekt nicht unterschieden, durch die jeweilige Form steht Präsens den imperfektiven Formen nahe und Plusquamperfekt den perfektiven. Aus kartwelischer Perspektive liegt ein verhältnismäßig bescheidenes Paradigma vor, das u. a. auch keine separate Perfektreihe kennt.

1. Meinen herzlichen Dank an Sevim Genç für ihre Zusammenarbeit und Geduld. Für anregende Kommentare danke ich den Teilnehmern der Tagung »Kaukasische Sprachprobleme« 1999.

| | | |
|---------|---------------------------------------|-----------------------------------|
| Tempora | Präsens | |
| | Plusquamperfekt | |
| Modi | Präteritum _{ipf} (Imperfekt) | Präteritum _{pf} (Aorist) |
| | Futur _{ipf} | Futur _{pf} |
| Modi | Optativ _{ipf} | Optativ _{pf} |
| | Konditional _{ipf} | Konditional _{pf} |
| | imperfektive Reihe | perfektive Reihe |

Tabelle 1

Im folgenden werden wir die Verwendung der Präterita und des Präsens und ihre Lesarten mit Verben unterschiedlicher lexikalischer Klassen betrachten. Zuvor ist jedoch als wichtigstes syntaktisches Charakteristikum des Artašeni-Lasischen zu vermerken, daß zentrale Partizipanten des Prädikats (Subjekt und Objekte) nicht kasusmarkiert werden, wie folgendes Beispiel zeigt:

- (3) *ma* *tkvan* *žari* *megiyamt*
 1 s 2 p Brot hinbring:(1>2)p:PRS
 »ich brnge euch Essen«

Damit entfällt der in Kartwelsprachen übliche sogenannte Tempus/Aspekt-Split, d. h. die unterschiedlichen Kasusrahmen bei perfektivem (Ergativ-Absolutiv) und imperfektivem (Nomnativ-Akkusativ) Aspekt. Außerdem werden im Lasischen mit Blick auf relevante Partizipanten nur drei Verbklassen unterschieden, weil dafür nur die am Verb enkodierten Partizipanten maßgeblich sind. Dem stehen im Georgischen z. B. vier Verbklassen gegenüber, die sich zusätzlich durch ihre Kasusrahmen unterscheiden (vgl. Aronson 1991). Die Klassen im Artašeni-Lasischen sind: Monopersonal-aktive Verben, die nur das Agens markieren, monopersonal-inaktive Verben, die nur den Experiens markieren (der einen Sachverhalt erfährt, nicht aber kontrolliert (wie ein Agens), z. E. *maziren* »ich sehe«, wörtl: »mir sieht sich«), und polypersonale Verben, die Agens und Patiens markieren.

- (4) a. monopersonal-aktiv:
 bulur »ich gehe«
 bγurur »ich sterbe«
 mžar »ich schlafe«
 bimpulam »ich verstecke mich«
 b. monopersonal-inaktiv:
 maškurinen »ich fürchte mich vor etw.«
 maoropen »ich liebe etw.«
 miγun »ich habe etw. [inan.]«
 miškun »ich weiß etw.«
 golomaonen »ich kann etw. lesen«
 c. polypersonal:
 bompulam »ich verstecke etw.«
 globionam »ich lese etw.«
 mebuγam »ich bringe jdm. etw.«
 bampulam »ich verstecke mich vor jdm.«
 boškurinam »ich mache jdm. Angst vor etw.«

Monopersonal-aktive Verben nehmen nur einen kasusunmarkierten nominalen Partizipanten zu sich, polypersonale zwei (transitive) oder drei (ditransitive), und monopersonal-inaktive einen oder zwei (zu Details vgl. Mattissen 1995). Die im folgenden verwendeten Glossen spiegeln die jeweils enkodierten Partizipanten samt der Verbkategorie, und zwar versteht sich die polypersonale Glosse »(1>3)s« als 1. Person, die auf 3., wobei keine der beiden im Plural steht. Plural wird nur einmal enkodiert, unabhängig davon, welcher Partizipant oder wieviele pluralisch sind. Daher hat *me-g-i-γ-am-t* (mit *g-* »non-2. auf 2.«, *-am-* »non-3. Aktor« und *-t* »non-3. pl.«) drei Interpretationen: »ich bringe euch etw.«, »wir bringen dir etw.« und »wir bringen euch etw.«. Die Glosse »>1s« steht für einen Experiens der 1. sg. Artašeni-Lasisch ist also in keiner Weise eine Ergativ-Sprache.

2 Aspektmodell

Unter Aspekt soll mit Sasse (1991 a, b) die morphosyntaktische Opposition von perfektiver und imperfektiver Sichtweise von Sachverhalten verstanden werden. Sein Modell besagt, daß dabei die Aspektformen mit der jeweiligen lexikalischen Semantik des Verbs interagieren, wie der Vergleich von perfektiven Formen und imperfektiven Formen untereinander zeigt (vgl. Sasse 1991 a:15–17, b:37). Beispielsweise haben perfektive Präteritalformen (*passé simple*) von Verben im Französischen unterschiedliche Lesart:

- (5) a. *il eut*
 »er bekam« oder »er hatte«
 b. *il lut*
 »er las«, *»er begann zu lesen«

Das französische Verb »haben« erlaubt grundsätzlich eine inzeptive (»bekommen«) und eine stativische (»besitzen«) Lesart, während »lesen« den Gesamtvorgang oder eine andauernde Situation bezeichnet, nie aber die Eintrittsphase allein (z. B. im Sinne von »ein Buch aufschlagen«).

In der lexikalischen Semantik sind, gemäß Sasse (1991 a:3–5, b:34–36), nämlich schon Bedeutungskomponenten angelegt, die auf Sachverhaltsgrenzen Bezug nehmen, genauer auf die vordere Sachverhaltsgrenze, deren Überschreitung den Beginn eines Sachverhalts markiert, auf die hintere Sachverhaltsgrenze, deren Überschreitung dessen Ende markiert oder auf die anhaltende Situation zwischen den beiden Grenzen. Sasse postuliert nun fünf übereinzelsprachlich mögliche Aktionsarten als Klassen von Verben, die sich durch ihre jeweiligen Konstellationen solcher Bedeutungskomponenten unterscheiden (vgl. 1991 a:5, b:36):

(I) Total-stative Verben (TSTA), die als unbegrenzte Situation konzeptualisiert sind (graphische Darstellung: —), im Deutschen z. B. *wissen, sein, haben*.

(II) Inzeptiv-stative Verben (ISTA), deren Semantik die vordere Sachverhaltsgrenze und die darauffolgende anhaltende Situation umfaßt (graphisch: |—). Im Deutschen ist *sich verstecken* ein Beispiel dieser Klasse, weil es a) »ein Versteck aufsuchen« bedeutet (vordere Sachverhaltsgrenze) und b) »sich versteckt halten« (anhaltende Situation).

(III) Aktionsverben (AKTI), die eine potentiell beidseitig begrenzte Situation ausdrücken (graphisch: |)–(|), im Deutschen z. B. *lesen, arbeiten, schlafen*.

(IV) Graduell-terminative Verben (GTER), deren Semantik eine Vorphase (anhaltende Situation) und die hintere Sachverhaltsgrenze umfaßt, oft auch mit Nachzustand (graphisch: |—). Ein deutsches Beispiel ist *sterben*, das a) »im Sterben liegen« bedeutet (Vorphase) und b) »aus dem Leben treten« (hintere Sachverhaltsgrenze).

(V) Total-terminative Verben (TTER), durch die nur eine Situationsveränderung (Überschreitung einer Sachverhaltsgrenze) ausgedrückt wird (graphisch: |), im Deutschen z. B. *finden, platzen, verstummen*.

Die Anzahl der tatsächlich in einer Sprache belegten Verbklassen sowie die Klassenzugehörigkeit der einzelnen Verben ist dabei sprachspezifisch (Sasse 1991 a:6–7). Die Interaktionslesarten der prinzipiell unabhängigen Ebenen der lexikalischen Semantik und der Aspektformen entstehen dadurch, daß der perfektive Aspekt nur den jeweils vorhandenen Bedeutungsanteil der Situationsveränderung (die Sachverhaltsgrenze) selegiert, und so den »Sachverhalt als Situationsveränderung unter Bezugnahme auf alle seine typischen Grenzen« (Sasse 1991 a:11) darstellt, während der imperfektive Aspekt die anhaltende Situation auswählt und sie unter Ausschluß aller Grenzen darstellt (a. a. O.). Dieses Modell soll im folgenden am Lasischen untersucht werden.

3 Aktionsartklassen in Lasischen

Die Anwendung des Sasseschen Aspektmodells auf das Lasische erweist sich als ein geeigneter Beschreibungsrahmen. Vier der fünf möglichen Aktionsart-Verbklassen lassen sich aufgrund von Tests nachweisen, nämlich total-stative, Aktions-, graduell-terminative und tota-terminative Verben. Zur Klassifikation werden hier die Lesarten des perfektiven und imperfektiven Präteritums und des Präsens, die Kompatibilität mit Adverbialer der Zeitdauer sowie der Unterbrechungstest herangezogen.

3.1 Total-stative Verben

Total-stative Verben grenzen sich eindeutig von allen anderen Verbklassen schon allein durch die Tatsache ab, daß sie keine perfektiven Formen bilden, d. h. zu einer Präsensform *miškun* »ich weiß« gibt es keine perfektive Präteritalform (Aorist) **miški* »ich wußte« und auch keine Plusquamperfektform, die aus der perfektiven Präteritalform und invariablem *dortun* gebildet wird.

Total-stative Verben können auf diese Weise nur eine anhaltende statische Situation bezeichnen. Im einzelnen assoziierbare dynamische Sachverhalte werden durch andere Lexeme ausgedrückt. So existiert neben dem total-stativen Verb *mžar* »ich schlafe« das Verb *binžiran* »ich gehe schlafen, schlafe ein«, das perfektive Formen bildet.

- (6) *seri* *do-binžiri*
 Abend FOK-schlafen_geh:1 s:PRT_{pf}
- va=manžiru* *žu* *saati*
 NEG=schlaf:n_geh(POT):>1 s:PRT_{pf} zwei Stunde

šukule *do-manžiru*
 nach FOK-schlafen_geh(POT):>1 s:PRT_{pf}
 »Abends ging ich zu Bett, konnte aber nicht einschlafen, erst zwei Stunden
 später schlief ich ein.«

Die Präsensform eines total-stativen Verbs wird als zum Sprechzeitpunkt existierender Sachverhalt gelesen, kann aber nicht projektiv interpretiert werden wie die Präsensformen anderer Aktionsartklassen (s. Abschnitte 3.3, 3.4, 3.5). Der folgende Satz kann also nicht heißen *»ich werde mir seinen Namen merken«.

(7) *joxo* *muši* *ko=mšun*
 Name P'OR:3s FOK=merk:>1 s:PRS
 »ich kenne seinen Namen«

Die imperfektive Präteritalform (Imperfekt) total-stativer Verben enkodiert einen nicht mehr vorliegenden Sachverhalt:

(8) *nčartu*
 am_Baum_häng:3s:PRT_{ipf}
 »[Laub] hing am Baum (jetzt aber nicht mehr)«

Darum muß im Fall des gegenwärtigen Fortbestehens eines in der Vergangenheit begonnenen Zustands die »nicht mehr«-Implikation explizit aufgehoben werden, z. B.:

(9) *aprile* *pavri* *ko=nčartu*
 April Blatt FOK=am_Baum_häng:3s:PRT_{ipf}

hui-ti *ko=nčaj*
 jetzt-auch FOK=am_Baum_häng:3s:PRS
 »im April hingen Blätter am Baum, und sie hängen jetzt auch da«
 Implikation: »sie hängen immer noch«

Total-stative Verben sind mit Adverbialen der Zeitdauer in allen (imperfektiven) Formen ihres Paradigmas kompatibel.

(10) *žu* *ndya* *mžarti*
 zwei Tag schlaf:1 s:PRT_{ipf}
 »ich mußte zwei Tage lang das Bett hüten«

Gemäß dieser Kriterien zählen z. B. folgende zu den total-stativen Verben im Lasischen:

(11) TSTA
bore »ich bin« *miškun* »ich weiß etw.«
miyun »ich habe etw. [inan.]« *mžar* »ich schlafe«
mšun »ich merke mir etw.« *nčaj* »[Laub] hängt am Baum«

3.2 Inzeptiv-stative Verben

Inzeptiv-stative Verben zeichnen sich dadurch aus, daß ihre imperfektiven Formen eine Situation bezeichnen, die nach der Sachverhaltsveränderung vorliegt, die durch die perfektiven Formen ausgedrückt wird. Eine solche Klasse scheint im Lasischen je-

doch nicht zu existieren, da alle Verben, die plausiblerweise Mitglieder einer solchen Klasse sein könnten, sich nicht demgemäß verhalten.

Dies soll im folgenden Beispiel exemplifiziert werden. Gezeigt ist ein Satzmuster, mit dem getestet wurde, was die imperfektive Präteritalform des fraglichen Verbs bedeutet. Dabei zeigt sich, daß z. B. *bağnamtı* als »ich wollte [nach dem Griff] greifen« gelesen wird und nicht »ich hielt [den Griff] fest« bedeuten kann. Letztere Lesart wäre auch nicht kompatibel mit dem folgenden Kontext. Für »ich hielt [den Griff] fest« wird ein zweites Verb, *dopkačum*, eingesetzt. Mit anderen Worten drückt die imperfektive Form eine Situation v o r derjenigen aus, die durch die perfektive Form *bağni* »ich ergriff es« bezeichnet wird, nicht danach (wie für ISTA-Verben nötig wäre), während für die Nachphase »festhalten« ein anderes Verb zuständig ist.

- (12) im Bus:
- | | | |
|-----------------------------------|----------------------------------|-----------------------------------|
| <i>bağnamtı</i> | <i>žeboli</i> | <i>memišvelej</i> |
| ergreif:(1>3)s:PRT _{ipf} | fall:1 s:PRT _{pf} | half:(3>1)p:PRT _{pt} |
| <i>ebiseli</i> | <i>bağni</i> | <i>dopkači</i> |
| aufsteh:1 s:PRT _{pf} | ergreif:(1>3)s:PRT _{pf} | festhält:(1>3)s:PRT _{pf} |
- »ich wollte mich festhalten, fiel hin, man half mir auf, ich ergriff den Griff und hielt mich fest«

Getestete »Kandidaten« entpuppten sich als graduell-terminative oder total-terminative Verben.

3.3 Aktionsverben

Aktionsverben bilden ein volles Paradigma mit perfektiven und imperfektiven Formen. Ihre Präsens- und imperfektive Präteritalform haben progressive Lesart, genau wie die Präsensform graduell-terminativer Verben (s. 3.4). Die Präsensform kann zudem auch projektiv gelesen werden (im Gegensatz zu total-stativen Verben):

- (13) *mčarum*
 schreib:(1>3)s:PRS
 »ich schreibe gerade etw.« oder »ich bin im Begriff, etw. zu schreiben«

In der imperfektiven Präteritalform stehen Ereignisse im Inzidenzschema, die die anhaltende Situation darstellen, zu der eine weitere Handlung hinzutritt:

- (14) *neķna goinču-si* *golobionamtı*
 Tür öffn(MED):3 s:PRT_{pf}-SUB les:(1>3)s:PRT_{ipf}
 »als sich die Tür öffnete, las ich gerade«

Die perfektiven Präteritalformen aller Verben haben unabhängig von ihrer Klasse zwei Hauptlesarten, nämlich die eines sequentiellen Sachverhalts und eine perfektische Lesart (z. B. das Vorliegen eines Resultats), daher ergeben sich daraus keine signifikanten Klassifikationskriterien. Im folgenden Beispiel sind sequentielle Aktionsverben zu beobachten:

- (15) Q: *žu saatı* *mu* *i?*
 zwei Stunde was Q
 »was hast du in den letzten zwei Stunden gemacht?«

A: *mčari*, *golobioni*, *žari* *pškomi*
 schreib:(1>3)s:PRT_{pf} les:(1>3)s:PRT_{pf} Brot ess:(1>3)s:PRT_{pf}
 »ich habe geschrieben, gelesen und gegessen«

Wie hier schon deutlich, sind perfektive Formen im Artašeni-Lasischen nicht automatisch mit einem Element versehen, das z. B. georgischem *da-* entspricht. Ein kognates Morphem *do-* (samt lexikalisch konditionierten Allomorphen *ko-* ~ *merde-* ~ *o-*) existiert zwar (vgl. Mattissen 1995), ist jedoch keine redundante Markierung an perfektiven Formen, sondern mit allen TAM-Formen kompatibel. Leider kann in diesem Rahmen darauf nicht weiter eingegangen werden.

Bisher konnten Aktionsverben von total-stativen (s. 3.1) und total-terminativen Verben (s. 3.5) abgegrenzt werden. Eine Unterscheidung von graduell-terminativen Verben leisten die Kompatibilität mit Zeitdauer-Adverbialen und der Unterbruchungstest. Aktionsverben sind in beiden Aspekten mit Adverbialen der Zeitdauer kompatibel:

- (16) *žu* *saati* *golobioni*
 zwei Stunde les:(1>3)s:PRT_{pf}
 »ich habe zwei Stunden lang gelesen«
- (17) *žu* *saati* *golobionamti*
 zwei Stunde les:(1>3)s:PRT_{ipf}
 »ich las gewöhnlich zwei Stunden lang« (z. B. jeden Tag)

Im imperfektiven Aspekt ergibt sich eine habituelle Lesart, wie das obige Beispiel zeigt.

Wenn nun ein Lesevorgang wie in

- (18) *golobionam*
 les:(1>3)s:PRS
 »ich lese gerade«

unterbrochen wird (z. B. durch einen Anruf), ist die folgende Aussage wahr:

- (19) *golobioni*
 les:(1>3)s:PRT_{pf}
 »ich habe [schon etw.] gelesen«

Wenn also eine Handlung unterbrochen wird, ist dadurch schon die rechte Sachverhaltsgrenze überschritten, auch wenn die Handlung nicht vollendet wurde. Dieses Verhalten ist typisch für Aktionsverben und steht im Gegensatz zu demjenigen graduell-terminativer Verben (s. 3.4).

Aktionsverben gemäß der Tests sind:

- (20) AKTI
- | | |
|-----------------------------------|--------------------------------------|
| <i>bičališam</i> »ich arbeite« | <i>pčilum</i> »ich pflücke [Blumen]« |
| <i>bimxor</i> »ich esse etw.« | <i>mkum</i> »ich mahle etw.« |
| <i>golobionam</i> »ich lese etw.« | <i>bgorum</i> »ich suche etw.« |
| <i>bočer</i> »ich schaue etw. an« | <i>mčarum</i> »ich schreibe etw.« |
| <i>žepčam</i> »ich schlage etw.« | |

3.4 Graduell-terminative Verben

Wie Aktionsverben haben graduell-terminative Verben im Präsens progressive oder projektive Lesart:

(21) *bulur*
geh:1s:PRS
»ich gehe gerade« oder »ich schicke mich an zu gehen«

(22) *gomçum*
öffn:(1>3)s:PRS
»ich bin dabei, es zu öffnen« oder »ich schicke mich an, es zu öffnen«

Die imperfektive Präteritalform hat konative oder (wie im Präsens) projektive Lesart, d. h. im imperfektiven Aspekt wird eine Vorphase zu einer Situationsveränderung ausgedrückt, die Situationsveränderung aber muß nicht zwingend eintreten. So kann das folgende Beispiel bedeuten: »ich wollte [die Tür] öffnen«, »ich war dabei, [die Tür] zu öffnen [indem ich die Klinke niederdrückte]« oder »ich versuchte, [die Tür] zu öffnen [, sie ging aber nicht auf]«:

(23) *gomçumı*
öffn:(1>3)s:PRT_{ipf}
»ich öffnete es gerade«

Die perfektive Vergangenheitsform wird (vgl. 3.3) für sequentielle Sachverhalte verwendet oder wenn noch ein Resultat der beschriebenen vergangenen Handlung vorliegt. Beispielsweise impliziert

(24) *gomçi*
öffn:(1>3)s:PRT_{pf}
»ich öffnete [z. B. die Tür]«

daß die Tür noch offen ist (was jedoch nicht der Fall sein muß). Die gegenteilige Implikation ergibt sich für eine entsprechende Plusquamperfektform, wie in:

(25) *neķna* *gomçi* *dortun*
Tür öffn:(1>3)s:PRT_{pf} PLQ
»ich hatte die Tür geöffnet (die jetzt geschlossen ist)«

Der Unterbrechungstest zeigt distinktives Verhalten. Wird ein Öffnungsvorgang unterbrochen (also nicht zu Ende geführt),

(26) *gomçum*
öffn:(1>3)s:PRS
»ich schicke mich an, es zu öffnen«

bleibt die rechte Sachverhaltsgrenze unüberschritten, und die Feststellung

(27) *gomçi*
öffn:(1>3)s:PRT_{pf}
»ich habe es geöffnet«

ist falsch. Wahr ist die Aussage

- (28) *va=gomçi*
 NEG=öffn:(1>3)s:PRT_{pf}
 »ich habe es nicht geöffnet«

d.h., es ist noch zu. Die Überschreitung der Sachverhaltsgrenze erfolgt erst durch Vollendung der Handlung, und dies charakterisiert graduell-terminative Verben.

Als graduell-terminativ haben sich z. B. untenstehende Verben erwiesen. Darunter sind auch Verben, die in anderen Sprachen inzeptiv-stative Verben sind und daher im Lasischen speziell getestet wurden:

- (29) GTER
- | | |
|----------------------------------|---|
| <i>bulur</i> »ich gehe« | <i>pşkorum</i> »ich schneide etw.« |
| <i>bıyurur</i> »ich sterbe« | <i>pkvatum</i> »ich fälle [Baum]« |
| <i>boşurınam</i> »ich töte jdn.« | <i>gomçum</i> »ich öffne etw.« |
| <i>pçum</i> »ich backe etw.« | <i>oxobınkanam</i> »ich bewege mich leicht« |
| <i>pçum</i> »ich nähe etw.« | |

3.5 Total-terminative Verben

Total-terminative Verben setzen sich von den übrigen Verbklassen schon dadurch ab, daß ihre affirmative Präsensform nicht einen zum Sprechzeitpunkt existierenden Sachverhalt enkodiert.

- (30) *bziram*
 find:(1>3)s:PRS
 »ich finde [im allgemeinen wieder, was ich verliere]«

Die Interpretation dieser Form ist habituell (wie im obigen Beispiel, das nicht *»ich finde es gerade« heißen kann) oder projektiv (wie im folgenden Satz):

- (31) *ptıvacum*
 platz:1s:PRS
 »ich platze gleich«

Während eine habituelle Lesart auch für die übrigen Verbklassen möglich ist, ist sie für total-terminative die unmarkierte Variante. Ein zum Sprechzeitpunkt existierender Sachverhalt wird jedoch durch die negierte Präsensform ausgedrückt:

- (32) *va=bziram*
 NEG=find:(1>3)s:PRS
 »ich finde es gerade nicht«

Parallel zum Präsens hat auch die imperfektive Präteritalform keine aktuelle, sondern iterative Bedeutung. Dies ist typisch für Verben, deren lexikalische Semantik nur eine Sachverhaltsveränderung, keine anhaltende Situation vorsieht. Eine solche Situation entsteht im Iterativ sekundär durch die Reihung einzelner Ereignisse über einen Zeitraum hinweg. Das folgende Beispiel bedeutet demgemäß, daß der Sprecher mehrfach die Stimme verloren hat, nicht daß die Stimme über längere Zeit weggeblieben ist.

- (33) *nena* *gomandinertı*
 Stimme verlorengel>1s:PRT_{ipf}
 »mir ging immer wieder die Stimme weg«

Die perfektive Präteritalform kann sequentiell oder perfektisch (im Beispiel unten im Sinne eines vorzeigbaren Resultats) gelesen werden:

- (34) * *bziŋi*
 find:(1>3)s:PRT_{pf}
 »ich habe es gefunden«

Total-terminative Verben sind, im Gegensatz zu allen anderen Verbklassen, generell nicht mit Adverbialen der Zeitdauer kompatibel.

- (35) *a* *saati* *bziri*
 ein Stunde find:(1>3)s:PRT_{pf}
 *»ich habe es eine Stunde lang gefunden«

Dieser Satz ist allerdings grammatisch in der Lesart »ich habe eine Uhr gefunden«. Nebenbei bemerkt, haben die Anwesenheit eines Objekts oder sein Numerus keinen Einfluß auf die Kompatibilität mit einem Adverbial. Das zeigt sich in folgendem Satz, von einer Muttersprachlerin aus sich formuliert, nachdem sie eine Konstruktion »ich habe eine Stunde lang verschiedene Gegenstände gefunden« als ungrammatisch zurückgewiesen hatte:

- (36) *zu ya* *čenari* *diška* *bziri*
 Meer Rand Brennholz find:(1>3)s:PRT_{pf}

a *saati* *pkorobi*
 ein Stunde sammel:(1>3)s:PRT_{pf}
 »am Strand habe ich Brennholz gefunden und eine Stunde lang eingesammelt«

Pluralität eines Objekts kann zu distributiver oder iterativer Lesart (hier im Sinne einer Abfolge von »finden«-Ereignissen) führen und könnte so theoretisch Kompatibilität mit einem Zeitraum-Adverbial erlauben. Wie schon erwähnt, ist aber selbst die imperfektive Präteritalform (mit iterativer Lesart) nicht kompatibel mit solchen Adverbialen.

So lassen sich als total-terminative Verben beispielsweise nachweisen:

- (37) TTER
bziram »ich finde etw.« *baknam* »ich ergreife es«
ptvacum »ich platze« *gomandinen* »etw. geht mir verloren«

4 Zusammenfassung

Das Lasische von Aršaŋeni hat wie die übrigen Kartwelsprachen ein vollgrammatisiertes Aspektsystem, d. h. eine morphosyntaktische Opposition von imperfektiven und perfektiven Formen, die in den Tempora und Modi unterschieden werden. Die Bedeutung einer Aspektform richtet sich nach der lexikalischen Semantik des Verbs. Im Sinne des Aspektmodells von Sasse (1991 a, b) liegen im Lasischen vier der fünf möglichen Aktionsartklassen vor: total-stative, Aktions-, graduell-terminative und total-terminative Verben. Diese Klassen unterscheiden sich in ihren Aspektlesarten, ihrer Kompatibilität mit Adverbialen der Zeitdauer und durch den Unterbrechungs-

test wie folgt, wobei die Parameter in den Tabellen 2 und 3 nach Aspekt geordnet sind:

Im Unterschied zu anderen Kartwelsprachen und auch anderen lasischen Dialekten (vgl. Holisky 1991) ist das Lasische von Artašeni keine morphologische Ergativsprache und weist demzufolge auch keinen Aspekt-Split in den Kasusrahmen auf.

| Perfektive Formen | | | |
|-------------------|-----------------------|--|---|
| | Präteritalform | kompatibel mit Adverbial der Zeitdauer | Unterbrechungstest |
| TSTA | inexistent | nicht anwendbar | nicht anwendbar |
| AKTI | sequentiell, Resultat | ja | Überschreiten der rechten Sachverhaltsgrenze |
| GTER | Resultat, sequentiell | nein | kein Überschreiten der rechten Sachverhaltsgrenze |
| TTER | sequentiell, Resultat | nein | nicht anwendbar |

Tabelle 2

| Imperfektive Formen | | | |
|---------------------|---|---------------------------------|--|
| | Präsensform | imperfektives Präteritum | kompatibel mit Adverbial der Zeitdauer |
| TSTA | vorliegender Zustand habituell | nicht mehr vorliegender Zustand | ja |
| AKTI | progressiv, habituell, projektiv | Hintergrund bei Inzidenz | ja, habituelle Lesart |
| GTER | progressiv, habituell, projektiv | konativ, projektiv | nein |
| TTER | habituell, projektiv, progressiv unter Negation | iterativ | nein |

Tabelle 3

Abkürzungen

| | | | |
|-----|-------------|------|----------------------------|
| A | Aktor | PLQ | Plusquamperfekt |
| BEN | Benefizient | P'OR | Possessor |
| FOK | Verbfokus | POT | Potential |
| ipf | imperfektiv | Q | Fragepartikel |
| MED | Medium | PRS | Präsens |
| NEG | Negation | PRT | Präteritum |
| OPT | Optativ | SUB | Subordinator |
| pf | perfektiv | TAMP | Tempus/Aspekt/Modus/Person |

LITERATUR

Aronson, H.L.: Modern Georgian (in: Harris [Hrsg.], S. 219–312).

Harris, A. [Hrsg.]: The Indigenous Languages of the Caucasus, Bd. I: The Kartvelian Languages, Delma 1991.

Holisky, D. s.: Laz (in: Harris [Hrsg.], S. 395–472).

Mattissen, J.: Verbmorphologie (in: Kutscher, S., Mattissen, J., Wodarg, A. [Hrsg.]: Das Muʔafi-Lazische, Arbeitspapier Nr. 24 (Neue Folge), Institut für Sprachwissenschaft der Universität zu Köln, 195, S. 45–81).

Sasse, H.-J. 191 a: Aspekttheorie (in: Sasse, H. J. [Hrsg.]: Aspektsysteme, Arbeitspapier Nr. 14 (Neue Folg), Institut für Sprachwissenschaft der Universität zu Köln, 1991, S. 1–33).

Sasse, H.-J. 191 b: Aspect and Aktionsart, A Reconciliation (in: Vettters, C., Vandeweghe, W. [Hrsg.]: Perspectives on Aspect and Aktionsart, Editions de l'Université de Bruxelles = Belgian Journal of Linguistics 6, 1991, S. 31–45).

Ketevan Goderzišvili

Zur Verallgemeinerung von Personymen

Der schöpferische Prozeß besteht für den Schriftsteller nicht nur in der Herausarbeitung des Charakters und der Weltanschauung einer Person, sondern auch in ihrer Benennung mit einem Eigennamen. Zwar ist ein Name ein Nomen, das als sprachliches Phänomen unabhängig vom Willen des Schriftstellers existiert, doch bei der Namenswahl ist vieles vom Künstler abhängig. Bei der Schaffung eines künstlerischen Typs können dem Schöpfer nicht alle Namen einerlei sein. Er wählt ein Personym aus und verdeutlicht mit dieser Suche sein Verhältnis zu der Person. Die Auswahl des Anthroponyms bestimmen der Inhalt der Geschichte, die Entwicklung des Sujets, die Zeit und der Ort der Handlung im Zusammenwirken mit der Weltsicht des Verfassers, seinem Geschmack, seiner inneren Intuition und anderen Faktoren. Daher kommt der Namenswahl oftmals entscheidende Bedeutung bei der künstlerisch-ästhetischen Vervollkommnung eines Werkes zu. Der Schriftsteller stimmt uns auch mit dem Namen auf den von ihm geschaffenen Typ ein. Zu Recht vermerkt V. A. Nikonov: »Je größer ein Meister ist, desto sorgfältiger wählt er den Namen eines Helden aus, denn für ein Kunstwerk sind Namen nicht gleichgültig.«¹

Daß Ilia Čavčavaze tief in das Wesen des Anthroponyms eindrang, ist auch daraus ersichtlich, daß er dem Sohn der Witwe Otarašvili, in dessen Gestalt die charakteristischen positiven Eigenschaften und der unbeugsame Charakter des Georgiers vereint sind, einen der in Georgien am stärksten verbreiteten Namen gab – Giorgi, den Hunderte namhafter Georgier tragen und selbst jener Heilige, den die Georgier so verehren. Daß der Schriftsteller diese Person Giorgi nannte, war nicht zufällig. I. Čavčavaze nannte ihn Giorgi und nicht Mixa, Vano oder Giorga. Giorgi war zwar Bauer, aber kein gewöhnliches Bäuerlein, sondern eine Persönlichkeit mit hohem Ethos, »bis an die Grenzen der Fürsten heranreichend«. Seinem sozialen Kolorit nach gleicht er weder dem Bauern Giorga aus E. Gabašvilis Werk »Mama dabrunđa«, der aus ärmsten Verhältnissen stammt, noch dem Bauernsohn Giorga aus A. Čeretelis Werk »Toxičaria«. Auch aus diesem Grund hat ihn der Schriftsteller Giorgi genannt und ihm nicht die pejorative Form dieses Namens gegeben.

Natürlich wird man sich fragen: Wenn I. Čavčavaze versucht, eine Person zu benennen, und dem Sohn der Witwe Otarašvili als positiver Persönlichkeit einen Namen mit positivem Klang gibt, den Hunderte berühmter Personen tragen, warum nannte er den Haupthelden von »Kacia-adamiani?!«, der voller negativer Eigenschaften ist, Luarsab? Weshalb gab er ihm einen Namen, der gleichfalls Königen und hohen Fürsten anstand? Luarsab war ein Fürst, und der Sproß hoher Kreise mußte einen seiner sozialen Zugehörigkeit entsprechenden Namen tragen. Im allgemeinen besitzen die Adligen in »Kacia-adamiani?!« die vollen Namensformen von Anthroponymen orientalischer oder griechischer Herkunft, was ihnen einen soliden, würdigen Klang verleiht.²

1. Nikonov, V. A.: *Imja i obščestvo*, Moskva 1974, S. 233.

Mehr noch: Es ist bemerkenswert, daß der Schriftsteller dem Fürsten, in dessen Person sich die Psychologie einer degradierten sozialen Schicht niederschlägt, nicht einen beliebigen jener Namen gab, die unter den Vertretern der Eliteschicht üblich waren (z. B. Davit, Giorgi, Arčil, Levan...), sondern den Namen Luarsab. Welcher Unterschied besteht zwischen Luarsab und den anderen Namen dieser Art? Aus historischen Dokumenten und literarischen Werken sind Namen wie Davit, Giorgi, Arčil, Tamar, Levan usw. ersichtlich. Sie sind zwar für Personen hohen sozialen Ranges kennzeichnend, aber so heißen auch Vertreter niederer Schichten, obwohl die einfachen Bauern vorwiegend in diminutiver oder pejorativer Namensform erwähnt sind, weil sich auch unter den Bauern die einfachen, verarmten von den begüterten, in der Gesellschaft geschätzten unterscheiden. Was Luarsab betrifft, so ist der Typ eines Bauern in literarischen Werken fast nie mit diesem Namen benannt. Auf den Namen Luarsab wurden Könige und Fürsten getauft sowie historische Persönlichkeiten (in den Werken von Ioseb Tpileli, Anton Purcelaze, Giorgi Eristavi, Iaḡob Gogebašvili, Vasil Barnovi, Mixeil Žavaxišvili, Levan Gotua und anderen). Literarische Gestalten sind der Fürst Luarsab Tatkarize (I. Čavčavaže: »Kacia-adamiani?!« und »Mačankali«), der Fürst Luarsab Raindize (L. Ardaziani: »Solomon Isaḡiç Mežyanuašvili«), der Fürst Luarsab Gulmartiže (E. Gabašvili: »Romani didxeṽi«), der Fürst Luarsab Domxaliže (E. Gabašvili: »Miṽovebuli«), der Fürst Luarsab Žambadruḡiani (E. Gabašvili: »Gamaržvebuli Niḡo«), Luarsab Kaikacišvili (E. Gabašvili: »Samšoblo xeṽsurisam« ra hkma»), der Priestersohn Luarsab Cxonebašvili (E. Gabašvili: »Luarsab-ma coli šeirto«) usw. In den Werken von V. Barnovi und S. Mgaloblišvili sind unter diesem Namen junge Männer bekannt, die man mit der Koseform Lua nennt. Ganz offensichtlich hat in dieser Periode der georgischen Literatur kein einziger Schriftsteller einem typischen Vertreter der Bauernschaft den Namen Luarsab gegeben. Bedeutsam ist auch, daß in einem Werk, in das 163 Dokumente aufgenommen wurden («çqalobis çignebi»), die von dem Königreich Iberien und den Fürstentümern Guria und Odiši in den Jahren 1466–1770 ausgegeben wurden, Tausende Namen von Personen aus allen sozialen Schichten enthalten sind (Könige, Fürsten, Adlige, Bauern), doch Luarsab ist nur ein einziges Mal erwähnt, und zwar als Name eines Königs. Ebenso interessant ist es, daß in einem umfangreichen Teil des von S. Žikia edierten »Guržistanis vilaietis didi davtari«, wo Hunderte von Namen und Vornamen verzeichnet sind, Luarsab nur einmal als Name eines Bauern genannt wird. Daraus ergibt sich, daß Luarsab im Verhältnis zu anderen Namen dieses Typs (Davit, Levan, Tamar, Giorgi...) prägnant eine hohe soziale Stellung kennzeichnet.

Luarsab Tatkarize ist in der Literatur ein herausgehobener, künstlerisch klar profilierter Typ, er bringt alle negativen, verderblichen Eigenschaften eines georgischen Fürsten zum Ausdruck, was dazu führte, daß sein Name zum Träger einer bestimmten Information wurde, zu einem Appellativum und Symbol negativen Inhalts. Der Niedergang dieser sozialen Schicht mußte mit einem für diese Schicht erlesenen, bezeichnenden Namen benannt werden. I. Čavčavaže gab dem urwüchsigen Fürsten den Namen Luarsab und hob damit den Umstand hervor, daß zugleich mit dem Verfall der sozialen Schicht auch der für sie charakteristische Name abgewertet wurde. Der Name Luarsab ist heute (zusammen mit dem Familiennamen) zum Epitheton eines verfressenen, nur für den eigenen Magen sorgenden Mannes geworden.

Ein Anthroponym, das zum Träger einer bestimmten Information wird, kann man als Anthropappellativum bezeichnen. Anthropappellativa sind eine universelle Erscheinung. Belege aus der georgischen Literatur sind dafür Ṭariel, Asmat, Avtandil, Kvači, Žaḡo, Luarsab und andere. Das Anthropappellativum ist ein Mittel, einen Gedanken treffend und kurz auszusprechen. Es dient der Sprachökonomie. Ein einziges Anthropappellativ kommt dem Inhalt mehrerer ausformulierter Sätze gleich, was seinerseits begünstigt, abstrahierten Anthroponymen appellativische Funktionen zu verleihen:

a) Anthropappellativa werden häufig zu einem Abstraktum und werden mit den entsprechenden Bildungsaffixen versehen: *moaxle-gamdelebi asmatobas sčembodnen* (A. Čereteli: »Baši-Ačuki«) »die Begleiterinnen und Erzieherinnen maßten sich an, sich wie Asmat aufzuführen«.

b) Anthroponyme dieses Typs treten auch mit anderen für Appellativa kennzeichnenden Bildungselementen auf und können von einer Wortart in eine andere wechseln: *diṭos šeudgenia saṭariel-saavtandilo-sapridono čre* (A. Čereteli: »Paṭara Ṭarieli«) »Diṭo hat einen Freundeskreis wie bei Ṭariel, Avtandil und Pridon zusammengestellt«.

c) Anthropappellative begegnen auch in der Funktion eines Prädikats, natürlich in den entsprechenden Verbalkategorien: *diṭom erti amxanagi gaiavtandila* (A. Čereteli: »Paṭara Ṭarieli«) »Diṭo machte sich einen Kameraden zum Freund (wie Avtandil)«; *mas arsena erkva da exlave arsenobda* (M. Žavaxišvili: »Arsena Marabdeli«) »er hieß Arsena und gab sich sogleich wie Arsen«; *lacabiže rostormobs, roštomi ṭarielobs, zura amiranobs* (ebenda) »Lacabiže gibt sich wie Roštom, Roštom führt sich wie Ṭariel auf, Zura verhält sich wie Amirani«. In den Werken von S. Mgaloblišvili trifft man Formen wie *gavupaṭmandebi* »ich werde ihm zu einer Paṭman werden«, *mipaṭmane* »sei wie Paṭman zu mir« u. a.

d) Von den appellativischen Charakteristika der Anthropappellative ist der Schwund des Stammaslautvokals augenfällig: *arsena* > *arsenebi*, *elguža* > *elgužebi*, *natela* > *natelebi*. In einer Klasse kamen vier Mädchen namens Natela zusammen, was durch die Pluralform des Personyms wiedergegeben wird: *mec natela! – gamočnda mesame da natelebis rigši čadga* (L. Kiačeli: »Natela – otxi«) »Ich heiße auch Natela! tauchte eine dritte auf und stellte sich in die Reihe der Natelas«.

e) Anthropappellativa sind oft auch in der Pluralform bezeugt: *ra genayvlebat arse-nebs* (M. Žavaxišvili: »Arsena Marabdeli«) »was macht es euch Arsenas schon aus«; *zaalebsac mivaqolebt* (ebenda) »auch die Zaale werden wir gleich danach drannehmen«; *činat tu luarsabebi, revazebi da arčilebi gaclidnen xelidan šens saxovrebels, exla isaķebi gixdebian baṭonad* (Š. Aragvispireli: »Čemi brali ar aris, ȳmerto«) »Wenn dir früher die Luarsabe, Revaze und Arčile deine Habe weggenommen haben, so werden jetzt die Isaķe zu deinen Herren«. Aus diesem Satz geht klar hervor, daß der Eigenname auch mit einer sozialen Funktion beladen ist, was auch an anderen Beispielen von Š. Aragvispirelis Erzählung ersichtlich ist.

f) Für das Anthroponym ist der Hang zur Verallgemeinerung so charakteristisch, daß es auch ohne Bildungselemente als Anthropappellativ erscheint, was nicht einmal selten vorkommt. In L. Gotuas »Gmirta varami« versucht Avdavit, seine Unbezwingbarkeit alle durch seinen Namen fühlen zu lassen, worauf mehrere seiner Aussprüche hindeuten: *macadon marṭo martva. qurmočrili šemčeoba ar šemizlia. es čems zmas, giorgis, exerxeba, me ki daviti mkvia* »Sollen sie nur abwarten, bis ich allein regiere. Ich kann nicht unterwürfig zu Hilfe kommen. Das bringt mein Bruder Giorgi fertig,

ich aber heiße Davit.« oder: *arc me makvs msubuki xeli... sisxlit movibam taxtis gurze. is tu devitia, mec daviti var!* »Ich habe auch keine leichte Hand... Mit Blut will ich ihn mir an den Thron binden. Wenn er Davit ist (gemaint ist Davit Žandicri, K. G.), bin auch ich Davit!«

Wie wir sehen, gewinnt ein Anthroponym beim Übergang zu einem Personym ausgeprägten Typs (oder zum Namen einer herausragenden Person) oftmals Abstraktionskraft, übertrifft mit seiner Fähigkeit bereits die Person (das Denotat) und vereint im Rahmen des betreffenden Personyms (Denotats) nach bestimmten Merkmalen auch andere Menschen, die ähnlich sind.

Heinz Fähnrich

Zur Rekonstruktion der Bedeutung von kartwelisch **twal-*

In der Bedeutung »Auge« verwendet die neugeorgische Sprache das Lexem *tval-i*, das nicht nur in Redewendungen weit verbreitet ist, sondern von dem es auch zahlreiche Zusammensetzungen und Ableitungen gibt.¹ In dieser Bedeutung ist *tval-i/twal-i* schon im ersten erklärenden Wörterbuch des Georgischen aus dem 17./18. Jh. bezeugt.² Gleiches gilt für die altgeorgische Sprache, wo *twal-i* »Auge« seit den Xanmeṭi-Texten belegt werden kann.³ In den meisten georgischen Dialekten findet sich *tval-i* in der gleichen Lautung wie in der neugeorgischen Schriftsprache, nur in mehreren ost- und nordostgeorgischen Dialekten, für die der Assimilationsprozeß *wa/va > o* kennzeichnend ist, beispielsweise im Ingilischen, Mtiulisch-Gudamaqrischen und Mochewischen, liegt die Form *tol-(i)* vor.⁴

Mit diesem georgischen Wort ist mingrelisch *tol-i* »Auge«⁵ etymologisch verknüpft, dessen Lautung der georgischen regelmäßig entspricht. Die gleiche Form *tol-i* zeigt das Lasische.⁶ Während die georgische, mingrelische und lasische Lexik genetisch verwandtes Material bieten, läßt sich das swanische *te* »Auge«⁷ etymologisch nicht mit dem übrigen Wortgut verbinden.

Die Zusammengehörigkeit des georgischen, mingrelischen und lasischen Materials erkannte schon Rosen in der Mitte des 19. Jhs.⁸ In späteren Arbeiten wird diese Zusammenstellung nicht in Frage gestellt.⁹ Dagegen sind die Versuche, die swan. Form

1. Kartuli enis ganmartebiti leksikoni, Bd. IV, Tbilisi 1955, Spalte 387–425.
2. Orbeliani, S.-S.: Leksikoni kartuli, Bd. 1, Tbilisi 1966, S. 302, 310.
3. Xanmeṭi tekstebi, naḳveti I, tekstṭi gamosacemad moamzada, gamoḳvleva da simponia daurto lamara kaḳaiam, Tbilisi 1984, S. 179; Abulaḳe, I.: Ḵveli kartuli enis leksikoni (masalebi), Tbilisi 1973, S. 182–183; Sardshweladse S., Fähnrich H.: Altgeorgisch-deutsches Wörterbuch, Hamburg 1999, S. 106.
4. Roṣtiašvili, N.: Ingilouri leksikoni, Tbilisi 1978, S. 102–103; Ḡambaṣiḳe, R.: Kartuli enis ingilouri ḳilos leksikoni, Tbilisi 1988, S. 238–239; Kavtaraze, I.: Kartuli enis moxeuri dialekti, Tbilisi 1985, S. 244; Plonti, A.: Kartul ḳilo-tkmata siṭqvis ḳona, Bd. I, Tbilisi 1974, S. 250.
5. Kipṣidze, I.: Grammatika mingrel'skago (iverskago) jazyka s chrestomatieju i slovarem, S.-Peterburg 1914, S. 243; Avaliani, G.: Kartul-megrul-svanuri siṭqvari, Tbilisi 1995, S. 33; Eliava, G.: Megrul-kartuli leksikoni, Tbilisi 1997, S. 174; handschriftliche Materialien von O. Kaḳaia. Bei Čaraia, P.: Megrul-kartuli leksikoni, Tbilisi 1997 fehlt dieses Wort merkwürdigerweise.
6. Marr, N.: Grammatika čanskago (lazskago) jazyka s chrestomatieju i slovarem, S.-Peterburg 1910, S. 147. Vgl. auch die reiche Verwendung in lasischen Texten bei Ḳarṭozia, G.: Lazuri tekstebi, Tbilisi 1972; Ḳarṭozia, G.: Lazuri tekstebi, II, Tbilisi 1973; Asatiani, I.: Čanuri (lazuri) tekstebi, Tbilisi 1974.
7. Niḱaradze, I. I.: Russko-svanskij slovar' (in: Sbornik materialov dlja opisanija mestnostej i plemen Kavkaza, vypusk sorok pervyj, Tiflis 1910, Priloženie, S. 40); Gudjedjani Ch., Palmaitis L.: Swan-English Dictionary, Delmar/New York 1985, S. 106.
8. Rosen, G.: Über die Sprache der Lazen (in: Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Aus dem Jahre 1843, Berlin 1845, Philologische und historische Abhandlungen, S. 30).

te mit georg. *tval-*, mingrel. *tol-* und las. *tol-* zu verknüpfen¹⁰, aus lautlichen Gründen nicht gerechtfertigt. Dafür hat Deeters¹¹ die swan. Wortform *šdul* »Schießscharte« mit dem übrigen kartwelischen Material verglichen. Diese Form ließe sich sowohl lautlich als auch bedeutungsmäßig mit georg. *tval-*, mingrel.-las. *tol-* zusammenstellen und ergäbe eine Grundform **tval-*.¹²

Allerdings wirft der Bedeutungsunterschied zwischen »Auge« und »Schießscharte, Guckloch« die Frage nach der ursprünglichen Bedeutung der kartwelischen Grundform **tval-* auf. Bedeutungsdivergenzen in der kartwelischen Lexik sind mehrfach zu beobachten. In zweifelsfrei zusammengehörigen Wörtern treten bisweilen stark abweichende Bedeutungen auf, beispielsweise:

kartwel. **asul* ' - (georg. *asul-i* »Tochter«, mingrel. *osur-i* »Frau, Ehefrau«, las. *osur-i* »Tochter«, swan. *asuš* »Tochter«)

kartwel. **bag-* (georg. *bag-a* »Krippe«, mingrel. *bog-a* »Boden von Stall und Hürde; Holzbrücke«, las. *bog-a* »Schaf- und Ziegenhürde«, swan. *bag* »Stall«)

georg.-san. **bger-* (georg. *bger-a* »klingen, tönen«, mingrel. *gara/ngar-a* »weinen«, las. *o-mgar-u/o-bgar-u* »weinen«)

kartwel. **bur-* (georg. *da-bur-v-a* »zudecken, verhüllen«, mingrel. *bur-u-a* »zudecken«, las. *o-bur-u* »flicken, zunähen«, swan. *li-bwr-e* »verdunkeln«)

kartwel. **wac₁* (georg. *vac-i* »Ziegenbock«, mingrel. *oč-i* »Ziegenbock«, las. *boč-i* »Widder«, swan. *γwaš* »Steinbock«)

kartwel. **tom-* (georg. *tm-a* »Haar«, mingrel. *tom-a* »Haar«, las. *tom-a* »Haar, Wolle, Federn«, swan. *šdom* »allergischer Ausschlag am Körper«)

In solchen Fällen scheint die Rekonstruktion der grundsprachlichen Bedeutung schwierig, wenn man sich nicht damit zufrieden geben will, eine Bedeutung sehr allgemeiner Natur wie etwa kartwel. **asul* ' - »weibliche Verwandte oder Anverwandte«, georg.-san. **bger-* »Geräusch« oder kartwel. **wac₁* - »männlicher Paarhufer« anzusetzen, die alle divergierenden Bedeutungen einschließt.

Der Erschließung der ursprünglichen Bedeutung von kartwel. **tval-* könnte die Bedeutungsauflösung des georgischen Wortes dienlich sein. Schon im Altgeorgischen ist *tval-i* nicht nur in der Bedeutung »Auge« belegt, sondern umfaßt auch die Be-

9. Vgl. Čikobava, A.: Čanur-megrul-kartuli šedarebiti leksikoni, Tbilisi 1938, S. 45–46; Schmidt, K. H.: Studien zur Rekonstruktion des Lautstandes der südkaukasischen Grundsprache, Wiesbaden 1962, S. 113; Klimov, G. A.: Ètimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov, Moskva 1964, S. 93; Mačavariani, G.: Saerto-kartveluri konsonanturi sistema, Tbilisi 1965, S. 91; Gamqrelize T., Mačavariani G.: Sonantta sistema da ablauč'i kartvelur enebši, Tbilisi 1965, S. 74; Fähnrich H., Sardshweladse S.: Etymologisches Wörterbuch der Kartwelsprachen, Leiden/New York/Köln 1995, S. 161; Klimov, G. A.: Etymological Dictionary of the Kartvelian Languages, Berlin/New York 1998, S. 70.
10. Gren, A.: Svanetsko-russkij slovar' (in: Sbornik materialov dlja opisanija mestnostej i plemen Kavkaza, vypusk 10, Tiflis 1890, S. 127); Klimov, G. A.: Ètimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov, Moskva 1964, S. 93; Klimov, G. A.: Etymological Dictionary of the Kartvelian Languages, Berlin/New York 1998, S. 70.
11. Vgl. Schmidt, K. H.: op. cit., S. 113–114.
12. Fähnrich H., Sardshweladse S.: op. cit., S. 161–162. Zur Anlautentsprechung georg. *t* : mingrel. *t* : las. *t* : swan. *šd* vgl. Topuria, V.: Poneṭikuri daqvirvebani kartvelur enebši, I: bgerit movlenata tanmimdevroba (in: mimomxilveli I, Tbilisi 1926, S. 198–219) und Melikišvili, I.: Kartvelur enata ori izolirebuli bgeratpardobis axsnisatvis (in: tanamedrove zogadi enatmecnierebis saḳitxebi, Bd. VI, Tbilisi 1981, S. 70–78).

deutungen »Edelstein«, »Quelle«, »Rad« und »Blase«.¹³ Das Neugeorgische zeigt aufgrund seiner umfangreicheren Datengrundlage eine noch stärkere Auffächerung der Bedeutungen: 1. »Auge, Sehkraft, Augenlicht«, 2. »Rad, Reifen«, 3. »Stein, Edelstein; Bestes, Kostbarstes«, 4. »Gebäudeteil, Raum«, 5. »Quelle«, 6. »Mahlwerk der Mühle«, 7. Zählwort (bei Häusern, Gebäuden) und andere.¹⁴ In den Dialekten kommen weitere Bedeutungen hinzu, beispielsweise »Knospe«.¹⁵ Am interessantesten erscheint jedoch jene Gruppe von Bedeutungen, die ein »Loch«, eine »Öffnung«, bezeichnen: »Loch eines Blasinstruments« (einer Flöte, Schalmel u. dergl.), »Fensteröffnung, Fensterloch«, »Loch/Öffnung (des Tragbeutels)«, »Bienenwabe, -zelle«, »Loch, Masche, Schlinge, Schlaufe, Kettenglied, -ring«, »Luftabzugsloch (in Küche, Stall, Kwewri)«, »Loch (des Siebes)«.¹⁶

Die letzteren Bedeutungen dürften der Ausgangsbedeutung von kartwel. **twal-* wohl am nächsten kommen. Die swanische Bedeutung »Schießscharte, Guckloch« läßt sich recht gut damit verknüpfen. Für kartwel. **twal-* wäre damit eine Bedeutung »Loch, Öffnung« zu rekonstruieren, aus der sich im Georgisch-Sanischen die heute dominierende Bedeutung »Auge« entwickelt hat: Loch > Augenhöhle, Guckloch > Auge.

13. Abulaze, I.: *Žveli kartuli enis leksiķoni (masalebi)*, Tbilisi 1973, S. 182-183; Saržvelaze, Z.: *Žveli kartuli enis leksiķoni (masalebi)*, Tbilisi 1995, S. 94; Sardshweladse S., Fähnrich H.: op. cit., S. 106.
14. *Kartuli enis ganmarēbiti leksiķoni*, Bd. IV, Tbilisi 1955, Spalte 387-392.
15. Beriņe, G.: *Žavaxuri dialektis saleksiķono masala*, Tbilisi 1981, S. 63.
16. s. Anm. 14.

LITERATUR

Nodar Kakabaze

Ein österreichischer Roman über einen georgischen Widerstandskämpfer gegen die Bolschewiki

1932 veröffentlichte der österreichische Schriftsteller und Romancier Robert Neumann einen seiner sozialkritischen Romane, »Die Macht«, in dem die »Naturgeschichte des Geldes«, die unerfreulichen Folgen der Inflation in Österreich, das Machtstreben der Nationalsozialisten und eine Geldfälscheraffäre, deren Spuren zu den georgischen Emigranten führten, geschildert wurden.

Robert Neumann wollte weder ein historisch-dokumentarisches Werk noch einen Bericht schreiben, sondern ein Sprachkunstwerk, einen Roman, schaffen. Selbstverständlich strebte er keine historische Genauigkeit, Faktentreue und dokumentarische Gründlichkeit an.

Bekanntlich emigrierten die Regierung der unabhängigen georgischen Republik und viele Intellektuelle, nachdem die russische Rote Armee am 25. Februar 1921 Georgien okkupiert hatte, nach Frankreich, vorwiegend nach Paris. Westlichen Quellen zufolge verließen damals ungefähr 2000–2500 Menschen das Land.¹ Einige Exilgeorgier, die sich von den Entente-Staaten beleidigt und im Stich gelassen fühlten, suchten in rechtspolitischen, antirussischen und antisowjetischen Kreisen Deutschlands nach Partnerschaft und Unterstützung. Im März 1925 sandte Spiridon Kedia, der Chef der National-Demokratischen Partei Georgiens, Šalva Karumize mit einer Sonderbotschaft nach Deutschland. Kedia schickte über Karumize einen Brief an den ehemaligen Hauptmann der deutschen Armee, den rechtsgesinnten Politiker Eugen Weber, in dem er von einer Interessengemeinschaft zwischen den deutschen Nationalsozialisten und dem georgischen Volk gegenüber Rußland und dem Bolschewismus sprach. Es gelang Šalva Karumize und seinem Helfer Vasil Sadaterašvili, ein Treffen Spiridon Kedis mit dem ehemaligen Baku-Öl-Magnaten Emanuel Nobel und General Max Hoffmann, dem Generalstabschef der Ostfront während des ersten Weltkrieges, in Paris zu organisieren. Nobel und Hoffmann waren durch ihre antisowjetische Haltung bekannt. Sie hatten gute Beziehungen zu Sir Henry Deterding, dem Besitzer des riesigen Ölkonzerns Royal Dutch Shell, der die europäische antisowjetische Allianz leitete und ein Inspirator jedweder antisowjetischer Aktion war.

1 . Zu den hier und im folgenden genannten Fakten siehe Kikvaže, N.: Der Nationalsozialismus und die georgischen Professoren (in: Droni, 20. März 1993, in georgischer Sprache).

Im Juni 1920 fand in London eine von Sir Henry Deterding und Herzog Georg von Leuchtenberg initiierte Konferenz statt. Den Plan der Konferenz stellte General Hoffmann vor. In seinem Vortrag begründete er die Notwendigkeit einer englisch-deutschen Intervention in die Sowjetunion und sprach sich für die Unterstützung und Begünstigung der Protestaktionen der Sowjetdeutschen aus. Gleichzeitig entstand die Idee der Fälschung des sowjetischen Geldes. Die falschen Tscherwonzen sollten massenweise hergestellt und in die Sowjetunion eingeschleust werden, um das sowjetische Finanzsystem endgültig zu zerrütten. Dabei wurden Karumize und Sadaterašvili beauftragt, diese Idee zu verwirklichen. Es ist bemerkenswert, daß die Regierungskreise des damaligen Deutschlands über die falschen Tscherwonzen informiert waren (das Außenministerium, die Reichswehr, die »Dresdener Bank« und andere). Der ehemalige deutsche Armeekommandeur in Georgien General Baron Friedrich Sigmund von Kressenstein und Hermann Erhardt, ein einflußreicher nationalsozialistischer Politiker, der den internationalen Hochstapler George Bell nach München Karumize zu Hilfe sandte, waren aktiv an der Sache beteiligt.

Im Herbst 1926 stellte das Quartett Karumize, Sadaterašvili, Weber und Bell in der Münchener Druckerei Schneider die ersten falschen Tscherwonzen (15000 Stück Ein-, Zwei- und Zehntscherwonzenscheine) her. Später wurde das Geschäft von München nach Frankfurt (Main) in die Druckerei Bölle verlegt, wo es ein breites Ausmaß gewann und die Millionenzahl erreichte. Aber diese »prinzipienfesten« Feinde der Sowjetunion konnten der Versuchung nicht widerstehen und schickten das Falschgeld zwar in die Sowjetunion, tauschten es aber auch in Deutschland in echte Markscheine um. Dies konnte selbstverständlich nicht unbemerkt bleiben, und im August 1927 wurden zuerst Karumize und später auch Sadaterašvili und die anderen verhaftet. Sogar Spiridon Kedia und der Komplize Karumizes, Baron von Steinheil, wurden verdächtigt und kurzfristig inhaftiert.

Im September berichteten alle Zeitungen über die falschen Tscherwonzen und den Beginn der Gerichtsverhandlung. Am 25. November 1927 erschien im »Berliner Börsenkurier« eine Anzeige, in welcher der Name Sir Henry Deterdings neben denen der verhafteten georgischen Emigranten auftauchte. Unter Beteiligung einflußreicher Personen gelang es jedoch, diesen Skandal in der Öffentlichkeit zu vertuschen. Der Prozeß hätte mehrere für deutsche Amtskreise unangenehme Geheimnisse enthüllen können, deswegen wurden die Angeklagten auf nachdrückliches Verlangen des Außenministeriums amnestiert und damit auch das Gerichtsverfahren beendet.

Gleichzeitig wurde in Leningrad die Falschmünzerguppe eines gewissen Schiller festgenommen und ihr die in München hergestellten falschen Tscherwonzen abgenommen. Der sowjetische Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten Maksim Litvinov protestierte offiziell bei der deutschen Regierung. Es gelang nicht mehr, die Affäre zu verbergen. Die Gerichtsverhandlung, die erneut begann, wurde nun in der breiten Öffentlichkeit diskutiert.

Der Schriftsteller Robert Neumann erfuhr aus den Zeitungen von dem Prozeß; anscheinend dienten ihm die Zeitungsberichte als Quelle für den Erzählstoff des Romanes »Die Macht«. Der Richter Wartenberger dürfte im Prozeßverlauf den Angeklagten gegenüber äußerst wohlwollend verhandelt haben, denn am 8. Februar 1930 wurden Becker, Bölle und Schmiedt freigesprochen, Karumize, Sadaterašvili, Bell und Weber amnestiert. Infolge eines scharfen Protestes der sowjetischen Regierung wurde das Urteil dennoch geändert, und im Sommer 1930 verurteilte das Appellationsgericht

Karumize zu zwei Jahren und zehn Monaten und Sadaterašvili zu zwei Jahren Haft. Schmiedt und Bell gelang es, mit einer Geldstrafe davonzukommen. Sadaterašvili wurde die Untersuchungshaft angerechnet. Karumize gelang es, in die Schweiz zu fliehen, wo er von ~~unbekannten~~ Gönnern noch mit 50000 Dollar bedacht wurde. . . .

Bald darauf kamen in Deutschland die Nationalsozialisten an die Macht, und am 28. Juni 1934 wurde auch dieses Verdikt aufgehoben. Karumize und Sadaterašvili fanden im Dritten Reich Obdach.

Die Hauptfigur in Robert Neumanns Roman »Die Macht« ist der georgische Adlige Fürst Gregor Josua Karachieraschwili, Karachan genannt. An dieser Stelle möchte ich gleich darauf hinweisen, daß dieser Karachan, wie er im Roman meist genannt wird, nicht mit dem sowjetrussisch-armenischen Politiker und Diplomaten der dreißiger Jahre Karachan (Karachanjan) zu verwechseln ist, der 1937 unter Stalin hingerichtet wurde. Zwischen der Romanfigur und dem sowjetischen Diplomaten gibt es außer dem Namen keinen anderen Berührungspunkt. Es ist schwer zu sagen, wie der Verfasser auf diesen Namen oder Spitznamen gekommen ist.

Ich vermute, daß das historische Vorbild der Romangestalt des Fürsten Gregor Josua Karachieraschwili der georgische Fürst Kaixosro Čoloqašvili (1888–1930), genannt Kakuca, gewesen sein dürfte. Kakuca Čoloqašvili starb im Exil in Paris und wurde erst auf dem Friedhof Saint-Quen beigesetzt und später auf den georgischen Friedhof in Leville bei Paris überführt. Im wesentlichen ist das Leben Karachans eine Wiederholung der Vita Čoloqašvilis. Ich möchte betonen, daß Robert Neumann weder eine historiographische Schrift noch eine wissenschaftliche Untersuchung geschrieben hat, sondern einen Roman, in dem er vieles seiner Phantasie und der künstlerischen Intention unterordnete. In diesem Buch gibt es sowohl historische Wahrheit als auch künstlerisch-romanhafte »Dichtung«.

Sowohl Kakuca Čoloqašvili als auch Gregor Karachieraschwili sind Adlige, Fürsten, die gegen den russischen Bolschewismus kämpften. Beide versteckten sich mit ihren kleinen Partisanengruppen im Walde (im Roman wird die Zahl von 3200 Kämpfern und 32 adligen Heeresführern genannt) und leisteten den Bolschewiken in den zwanziger Jahren erbitterten Widerstand (Kakuca kämpfte in den Jahren 1921–1924, Karachan 1929). Karachan und Kakuca sind ehemalige Offiziere der Zarenarmee. Beide besuchten das Adelsgymnasium in Tiflis. Ihre Heimatdörfer (sowohl Kakucas als auch Karachans) liegen in den Bergen. Kakuca war aus dem Dorf Maṭani gebürtig, das in der Nähe hoher Berge liegt. Das Geburtsdorf Karachans heißt im Roman Bedecht (ein Dorf, das sich in den Bergen befindet), wo zwei auffällige Schlösser stehen. Die Kämpfe fanden vorwiegend in den Bergen statt. Der historische Aufstand begann 1922 in Xevsureti und erreichte später Dušeti. Auch im Roman beginnt der Aufstand in den Bergen. Die Bolschewiki wurden sowohl in der Realität als auch in der Erzählwelt aus den Bergen angegriffen. Die tapferen Verschwörer Kakucas hielten sich in den hohen Bergen von Tianeti und den steilen Felsen von Xevsureti auf. Daß der ungleiche Kampf aussichtslos und für die Georgier verloren war, wurde Kakuca 1924 bewußt, als der Aufstand endgültig gescheitert und verraten war und von den Bolschewiki im Blut erstickt wurde. Kakuca entkam den bolschewistischen Henkern und suchte Zuflucht in Europa. Eine ähnliche Situation wird in dem Roman geschildert: »... So ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß da planvoll von Anfang an nicht mehr beabsichtigt war als eine Art heroischer Demonstration, Blutopfer eines ungezügelten Bergvolkes, das seine Erstgeborenen hinzugeben bereit ist, damit ein Zei-

chen aufgerichtet werde, ein Funke hinausgetragen und aufbewahrt, bis aus ihm ein späterer Windstoß doch noch einmal die Flamme weckt. Ein Signal, das war es.«²

Nach der Niederwerfung des Aufstandes gingen Čoloqašvili und viele seiner Kampfgefährten nach Istanbul, und von dort brachte sie ein griechisches Schiff nach Frankreich. Auch in Frankreich gab Kakuca nicht auf, an die Freiheit seines Vaterlandes zu denken. Im Roman verläßt Karachan mit einem alten, kleinen griechischen Schiff Batumi und fährt nach Istanbul. »Gregor Josua Karachan, Fürst im Kaukasus und Partisan des Zaren, Herr über ein paar Fetzen Wald, ein paar Bergwiesen und zwei baufällige Schlösser, der Reiterfürst Karachan, der Letzte seines Geschlechts, trat die Reise nach Westen an, nach Europa, nach Genf, um dort die Klage des georgischen Volkes beim Völkerbund vorzubringen.«³

Die Sitzungsperiode des Völkerbundes war aber damals gerade beendet, und die nächste war erst in einem halben Jahr vorgesehen. Solange konnte Karachan nicht warten, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als nach Wien zu fahren.

Es gibt einen Bericht Tamar Papavas über die Pariser Aufenthaltszeit von Kakuca Čoloqašvili: »Der tapfere Tiger, der sich in den Bergen Tianetis und in den Felsen Xevsuretis frei bewegte und heftig gegen die Russen kämpfte, wollte auch hier, in Paris, den Kampf weiterführen. Es fiel ihm dennoch schwer, sich in die neue Lage zu versetzen. Er wußte nicht mehr, warum und weshalb er und seine Verschworenen in diesem großen und herzlosen Paris derart müßig sein sollten und warum ihnen, den Rittern des Gebirges und des Schwertes, dieses schwere Los beschieden war. Er glich einem Tiger, der wütend an die stummen Mauern der Großstadt stieß.«⁴ Lesen wir weiter bei Tamar Papava: »Danach fuhr ich nach Europa und begegnete dort einem anderen Kakuca. Es schien, als ob dem Führer des kämpfenden Georgien das Kampffeld entzogen worden war. Er erinnerte mich an einen Adler, dem die Flügel gebrochen waren und der sein Feuer im Wein löschte und die Tränen beim Gesang hinunterschluckte. Kakuca wiederholte beständig: «Erinnerst du dich noch an unser Georgien, Tamar! Verdammt sei das Leben in Paris! Es ist doch ein viel größeres Glück, in Georgien zu sterben, als hier zu leben.»⁵

Der Romanfigur Gregor Karachieraschwili geht es in Wien in ähnlicher Weise. Er fühlt sich einsam und fremd. Er sagt einem Bekannten in Wien, daß alle hier gegen ihn seien. Er sei in Wien ein Fremdling, er fühle sich einsam wie ein Kind, das sich im Walde verirrt hat.

Kakuca ist wie Karachan ein Kind der Natur, ein Teil der Natur, dem Schoß der Mutter Natur entrissen und in die herzlose Stadt versetzt. Karachan fühlt, daß der Mensch in Europa zur Einsamkeit verdammt ist und in der Anonymität der Großstadt verlorengelht...

Karachan ist ein Naturkind. Er ist freigebig, großzügig, Geiz, Habgier und Krämergeist sind ihm wesensfremd. Karachan ist ein ›reiner Tor‹, ein ›Märchen-Dümmling‹ à la Parzival, ›ein glücklich gewordener Tor‹.

Obwohl sich die realen, historischen georgischen Geldfälscher in Paris in der Nähe Čoloqašvilis aufhielten, ist seine Beteiligung an dieser Affäre dennoch nirgends dokumentarisch belegt.

2. Neumann, R.: Die Macht, Roman, Berlin/Wien/Leipzig: Paul Zsolnay Verlag 1932, S.10.
3. Ebenda, S.14.
4. Papava, T.: Kakuca (in: Kartli, 8. Oktober 1994, in georgischer Sprache).
5. Ebenda.

Das Erzählverfahren, das Neumann in seinem Roman benutzt, könnte man mit dem literaturwissenschaftlichen und textkritischen Terminus ›Kontamination‹ bezeichnen. Zwei historische Tatsachen werden miteinander verknüpft, und zwar sind das das **Leben Kakuca Čoloqšvilis und die Geschichte der Geldfälscher. Im Roman ist Karachan an der Geldfälscheraffäre beteiligt.**

1969, also 37 Jahre nach der ersten Publikation des Romans, schrieb ich einen Brief an den damals zweiundsiebzigjährigen Robert Neumann. Ich fragte ihn nach den Quellen, die er benutzt habe. Er antwortete mir selbstverständlich im gleichen Jahr (das genaue Datum ist leider nicht angegeben): »'Macht' ist zuerst schon im Jahr 1932 erschienen – meine Quellen kann ich Ihnen kaum mehr genau angeben. Soweit ich mich erinnere, liefen damals durch die Zeitungen Berichte über eine Tscherwonzen-Fälschung und einen Prozeß, die Fälscher hatten ihr Zentrum in Paris, sie waren georgische Emigranten, aber ob sie Adelige oder Menschewiki waren, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls wurde der Mann, der die Tscherwonzen aufgrund ›echter‹ Platten hergestellt hatte, aus den im Roman angegebenen Gründen (›keine geschützte internationale Währung‹) freigesprochen. Was mich damals, noch vor der sogenannten ›Macht-ergreifung‹ durch Hitler, in meiner politischen Arbeit gegen den Faschismus besonders interessierte, war die Verbindung dieser Tscherwonzen-Fälscher mit nazistischen Kreisen und dazu die Förderung ihrer politischen Bemühungen durch Sir Henry Deterding, der in meinem Roman Vanderzee heißt. Das Motiv Deterdings, der Präsident der großen Ölgesellschaft Royal Dutch Shell war, soll tatsächlich gewesen sein, daß die Familie seiner Frau an den Ölvorkommen in Baku stark interessiert gewesen war und dann enteignet wurde. Abgesehen von diesen Tatsachen-Grundlagen sind die Vorgänge in ›Macht‹ reine Erfindung. Die gefälschten Tscherwonzen-Noten habe ich tatsächlich gesehen, aber die Gestalt des Fürsten Karachan ist Phantasie. Daß es mehrere aristokratische Aufstände und mindestens einen menschewikischen Widerstandskampf gab, bevor die Bolschewiki sich definitiv in Georgien organisieren konnten, ist Ihnen ja wohl bekannt.«

Ich vermute aber, daß Robert Neumann außer den damaligen Zeitungen auch über andere Quellen verfügte. Denn normalerweise bewahren die Autoren, nachdem das Buch erschienen ist, ungerne den rohen Erzählstoff, das dokumentarische Material, auf. Es könnte sein, daß der Schriftsteller nach einer derart langen Zeit die Dokumente, die ihm als Erzählstoff dienten, auch vergessen hatte.

KUNST

Irina Arsenišvili

Einige künstlerische und stilistische Charakteristika der georgischen Tafelmalerei im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts

(Tafel 2–4)

Trotz ihrer kurzen Geschichte gewann die georgische Tafelmalerei im ersten Viertel des 20. Jhs. in ihrer künstlerischen Problematik und ihrem Niveau parallel zur europäischen und russischen Malerei eine eigene nationale Form.

Im Unterschied zu Europa begann man in Georgien erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jhs. die Aufgaben der Renaissance zu bewältigen – die Kunst von ihrer religiösen Funktion zu befreien und ihr einen weltlichen Charakter zu verleihen. Damit entstand die Tafelmalerei, deren erste Schritte mit dem Genre des Porträts verknüpft sind. Seit dieser Zeit beobachten wir in der georgischen Tafelmalerei eine äußerste Zuspitzung der Entwicklungsprozesse, eine ›sprunghafte‹ Entwicklung, die im ersten Viertel des 20. Jhs. ein mannigfaltiges Bild europäischen Kunsteinflusses ergab. Diese Vielfalt war nicht nur dadurch bedingt, daß sich jeder Maler durch eine sehr ausgeprägte Individualität auszeichnete; vielmehr verfügte der künstlerische Prozeß dieser Periode im Unterschied zu der europäischen Malerei nicht über konsequente Traditionen einer Stilentwicklung. Außerdem wirkten in dieser Zeit sowohl Vertreter der alten Generation, Traditionalisten (mit Ausnahme von M. Toiže), als auch jene jungen Künstler, die den Idealen der europäischen Kunst nachstrebten.

In der Entwicklung der modernen georgischen Malerei – aber nicht nur der georgischen, sondern auch vieler anderer nationaler Schulen – übte die europäische Kunst einen bedeutsamen Einfluß aus. Jeder künstlerische Einfluß traf in gewisser Weise auf schon bereiteten Boden, schloß Selbständigkeit nicht aus und setzt die Würde einer nationalen Schule nicht herab, denn eine vom allgemeinen künstlerischen Prozeß losgelöste Entwicklung ohne Beeinflussungen wäre undenkbar. Die Betrachtung der modernen georgischen Malerei im Kontext der europäischen Malerei fördert die Definition ihrer nationalen Eigenheit und wirft gleichzeitig Licht auf die Individualität des einzelnen Künstlers und sein Verhältnis zu einer bestimmten europäischen Stilosphäre oder Kunstrichtung.

Um die wesentlichen Merkmale der Kunst eines Malers zu ermitteln, genügt es nicht, die Besonderheit seiner formalen Sprache oder den Themen- und Sujetkreis seiner Kunst festzustellen. Weit bedeutsamer ist es zu klären, wie das Verhältnis des Künstlers zur Welt ist, welche weltanschauliche Position er einnimmt und welche künstleri-

sche Methode und welches Gestaltungssystem sich daraus ergeben. Es ist herauszufinden, zu welcher Erscheinung der europäischen Kunst Parallelen zu erkennen sind, und zugleich, worin seine künstlerische Individualität und die Bindungen zu nationalen Traditionen bestehen.

Lado Gudiašvili

Von jenen Malern aus dem ersten Viertel des 20. Jhs., deren Schaffen stilistische Geschlossenheit aufweist in Weltsicht, künstlerischer Methode, Genresystem, Ikonographie und formaler Sprache und in unmittelbarer Beziehung zu einer bestimmten Strömung oder einem Stil der zeitgenössischen europäischen und russischen Kunst steht, ist in erster Linie Lado Gudiašvili zu nennen. Die Strukturmerkmale von Gudiašvilis Werk sind romantisches Weltempfinden und metaphorisches Denken, die mit der Aufgabe verknüpft sind, die Realität umzuschaffen, und die das Symbolische und Allegorische seiner Kunst bestimmen und zur Verstärkung der phantastischen Grundlagen seines Schaffens und zur Mythologisierung der Realität führen. Für Gudiašvilis schöpferische Methode ist die Wechselbeziehung zwischen Wirklichem und Phantastischem, Erlebtem und Ersonnenem, Natürlichem und Umgewandeltem kennzeichnend, was die Besonderheit seiner künstlerischen Sprache ausmacht: Dekorativität, das Übergewicht einer rhythmischen Konzeption in der Kompositionsstruktur, die dominierende Bedeutung der Linie im System der Formschöpfung, ein bald durch geschmeidige, melodische, bald durch kantige Formen gebildeter Linienrhythmus, eine glatte Oberfläche. Bedeutungsvoll ist im Werk des Künstlers das Problem des Ornaments, das ein Mittel zur rhythmischen Organisation der bildnerischen Oberfläche darstellt; das Prinzip der rhythmischen Bewegung von Linie und Fleck auf der Oberfläche gleicht in gewisser Weise einem Ornament. Mit dem ornamentalen Prinzip der kompositionellen Ordnung ist ein neues Verständnis des Raumes durch den Maler verknüpft, bei ihm scheint der Raum durch die Fläche neutralisiert zu sein. Die Konturzeichnung beschränkt sich nicht nur auf ihre Existenz auf der Fläche, das Volumen ist mit der Linie verschmolzen, wodurch eine Geschlossenheit von Volumen und Fläche erreicht wird. Mit dem Umschaffen der Wirklichkeit und ihrer Mythologisierung, mit der Symbolik des Denkens hängen auch die inhaltliche Seite und das Sujet von Gudiašvilis Kunst zusammen: Sujets symbolischen Charakters, mythologische Motive und Legenden, Märchen, Sujets aus der nationalen Geschichte und Themen aus dem städtischen Leben sowie Motive, die mit dem impulshaften Auftreten von Gefühlen und Leidenschaften verknüpft sind. Festgelegt ist auch der Kreis der ikonographischen Motive (Hirsche, Gazellen, Pferde, Schwäne, Blumen).

Anhand der stilistischen Merkmale von Lado Gudiašvilis Kunst läßt sich sein Werk aus dem ersten Viertel des 20. Jhs. dem Jugendstil zuordnen. Wir wollen versuchen, diesen Gedanken zu begründen. Zu diesem Zweck halten wir es für sinnvoll, uns an die Eigenheiten zu erinnern, die für die europäische Kunst in der Zeit des Jugendstils, am Ende des 19. und dem Beginn des 20. Jhs., kennzeichnend wurden.¹

1. Das Interesse am Jugendstil nahm besonders in den sechziger Jahren zu. In der Fachliteratur dieser Zeit werden die Geschichte der Problematik dieses Stils, seine Entwicklungsetappen und Besonderheiten ziemlich vollständig und tiefgründig behandelt. Moderne Untersuchungen belegen, daß das Studium des Jugendstils aus der Geschichte der Kritik in die Sphäre der Kunstgeschichte übergewechselt ist und die allgemeinen Definitionen des Jugendstils generelle Anerkennung gefunden haben.

Seit der Epoche der Renaissance waren das ›Fenster in die Welt‹ und das mimetische Pathos bestimmende Faktoren in der Entwicklung der Kunst. Der Impressionismus ist die letzte Etappe, in der dieses Prinzip wirkt, obgleich in seinem Rahmen schon ein neues Herangehen an die Aufgaben der reinen Malkunst heranreift. Auch der Jugendstil ist zu einem gewissen Teil an der Entdeckung des Selbstwertes der Realität und deren künstlerischer Erfassung interessiert, zugleich aber vollzieht sich ihre Ästhetisierung, Umgestaltung und Deformierung. Das metaphorische Wesen des Jugendstils tritt in der Umschaffung der Wirklichkeit zutage, was seinerseits die Besonderheit des Stils bestimmt – das symbolisch-allegorische Denken, die Bedeutsamkeit phantastischer und mythologischer Prinzipien, Inhalt und Sujet sowie das formale System. In der Malerei geht die Negation der direkten Perspektive, der traditionellen Grenzen von Zeit und Raum vorstatten. Das Tafelbild wandelt seine Struktur, das dekorative Prinzip erstarkt, und das Bild gewinnt den Charakter eines Panneau.

Die Kunst der letzten Jahrzehnte des 19. Jhs. umfaßt zahlreiche künstlerische Erscheinungen und unterschiedliche Entwicklungstendenzen, die sich oft widersprechen. Die gleichen Merkmale kennzeichnen auch das Schaffen einzelner Künstler.

Wie in jedem Stil offenbaren sich auch im Jugendstil der Geist, die Einstellungen, die Philosophie und die soziale Problematik seiner Zeit. Es sind viele Faktoren, die den Charakter des Jahrhundertendes ausmachen: die Krise der humanistischen Kultur, neue idealistische philosophische Systeme und Konzeptionen (Nietzsche, Bergson, Cassirer, später Freud, Spengler). In weltanschaulicher und geistiger Hinsicht war das ein Protest gegen Positivismus, Naturalismus, Mechanismus und Rationalismus. Die philosophischen Gedankengänge wurden aus der Sphäre der rationalen Logik auf die Probleme der Welt und des Lebens selbst übertragen, die intuitiv erkannt werden und nicht mittels logisch-rationaler Konstrukte. Das Leben wird als allumfassende kosmische Kategorie betrachtet. Mit diesen philosophischen Konzeptionen ist auch der ›Kult‹ des Vergangenen, der Geschichte, verknüpft, der unter psychologischem Aspekt als Gleichsetzung mit dem zeitgenössischen Leben aufgefaßt wird und dessen Erkenntnis der intuitiven Sphäre angehört. Es ist bemerkenswert, daß die auch in der Kunsttheorie (Fiedler, Hildebrandt, Riegl, Wölfflin) bestehenden Tendenzen – die Bedeutung der Kategorie des Stils, des Ornaments in der künstlerischen Entwicklung – im Jugendstil ihren Widerhall finden.

Das bestimmende Merkmal in der Kultur der Epoche ist der Kult der Schönheit als gemeinsamer globaler Kategorie und Gegenstands der Vergötterung. Der Panästhetismus bedingt nach Ansicht vieler Wissenschaftler den Jugendstil.

Eine bedeutsame Erscheinung der künstlerischen Kultur zur Jahrhundertwende ist der Symbolismus. Das antimimetische Wesen des Symbolismus als philosophisch-weltanschaulicher Konzeption, das Streben zur Schaffung einer neuen künstlerischen Welt und die Methode der Deformation und Transformation sind in der Praxis der Kunst häufig durch die Form des Jugendstils dargestellt. Gerade diese prinzipielle Position des ›Umgestaltens und Schaffens‹ hat für den Jugendstil Bedeutung.

Die achtziger und neunziger Jahre des 19. und der Beginn des 20. Jhs. sind in der Geschichte der europäischen Kultur die Periode der weiten Verbreitung des Jugendstils. In dieser Zeit übte der Jugendstil einen Einfluß auf die Kunst fast aller Länder der Welt aus und hinterließ eine merkliche Spur in den Nationalkulturen.

Die Herausbildung und Entwicklung des Jugendstils war bekanntlich nicht unmittelbar von der sozialökonomischen Lage eines Landes abhängig. Wie die Romantik beginnt der Jugendstil sich dort zu entwickeln, wo die Idee der Erneuerung entsteht. **Der Beginn des schöpferischen Wirkens von Lado Gudiašvili und seiner Generation** fällt in die Zeit des allgemeinen nationalen Aufschwungs Georgiens und des gesellschaftlichen und kulturellen Auflebens. In dieser Zeit äußert sich mit besonderer Heftigkeit das Interesse an der nationalen Geschichte, Kultur und Kunst, aktiv wird das Studium des nationalen Kunsterbes betrieben, unmittelbare Teilnehmer an **Forschungsexpeditionen** waren Maler. Das Hauptproblem bei der schöpferischen Suche der jungen Malergeneration waren der zeitgemäße Charakter der Kunst und ihr nationales Wesen. Der zeitgemäße Charakter wurde von den **allgemeinen europäischen Kunstpositionen** aus bestimmt, die Grundlage für die Sprache, die künstlerische Form sollten die nationalen Kunsttraditionen sein.

In einem 1924 in Paris herausgegebenen Buch zu Fragen der Kunst schrieb D. Kaķabaze: »...Wenn ein uraltes Volk lebt, ist das ein Zeichen dafür, daß es immer mit den neuen Formen des Lebens, der Zivilisation, übereinstimmt. Das Leben einer Nation, ihre Existenz sind abhängig davon, inwieweit sie die Zivilisation der modernen Epoche erkennt und annimmt.«

Das Interesse des Jugendstils an historischen Stilformen verdeutlicht den umfassenden Charakter seiner bildnerischen Sprache, seiner stilistischen Bandbreite und seiner Stilisierungsquelle (Stilisierung ist ein Kennzeichen des Jugendstils): Rokoko, Empire-Stil, Barock, japanische Kunst, orientalische Kunst, Byzanz, Gotik.

Die Grundlage für Lado Gudiašvilis Malerei bildet die nationale Kunst: die georgische Wandmalerei des Mittelalters, die Miniatur der spätfudalen Zeit mit ihrem persischen Einfluß, das georgische Ornament und Relief.

Bei Gudiašvili ist die bildnerische Sprache der mittelalterlichen Kunst transformiert, sie ordnet sich dem Stil der Moderne unter. Die makellose Meisterschaft der Linie und die große Fähigkeit zum Dekorativen verbinden Gudiašvili genetisch mit der georgischen Kunst und ihrer bildnerischen Ästhetik.

Gudiašvilis romantischer Weltansicht stand der georgische literarische Symbolismus seiner Zeit besonders nahe. Der enge schöpferische Kontakt zwischen Gudiašvili und den georgischen symbolistischen Poeten und die gemeinsamen Interessen von Dichtern und Malern, die in eine neue Richtung zur Umsetzung neuer künstlerischer Ideen strebten, waren für die Spezifik von Gudiašvilis Malerei der bestimmende Faktor. Gudiašvili meinte, das Glück sei ihm zugefallen, als er sich gleich zu Beginn seines schöpferischen Wirkens mit den symbolistischen Lyrikern verband. Sie, die so aufopferungsvoll die neuen Prinzipien und Positionen in der Kunst verteidigten, waren die Inspiratoren seines Schaffens.

Das Werk der georgischen Symbolisten bedarf nicht unserer Beurteilung, schon lange haben sie sich einen geachteten Platz in der georgischen Literatur erworben, aber wir halten es für angebracht, eine Seite dieser Erscheinung hervorzuheben. Es ist allgemein bekannt, welchen großen Einfluß französische, aber auch russische Symbolisten auf die georgischen Symbolisten ausgeübt haben. Deswegen stellt in der georgischen Literaturwissenschaft niemand ihre Originalität in Zweifel. Die schöpferische Aneignung des symbolistischen Erbes durch diese Dichter setzt keineswegs die Eigenständigkeit und den nationalen Charakter der georgischen Symbolisten herab. Das betrifft vor allem auch Lado Gudiašvili, der ja schon vor seiner Reise nach Paris hinsichtlich

seiner weltanschaulichen Position und seiner schöpferischen Methode ein voll ausgeprägter Maler war. Es ist ganz natürlich, daß den Künstler in Europa gerade jener Aspekt der europäischen Kunst vom Ende des 19. und Beginn des 20. Jhs. fesselte und ihm vertraut wurde, der im Jugendstil realisiert war.

Wir haben nicht vor, äußerliche Ähnlichkeiten zwischen einzelnen Vertretern des Jugendstils und der Kunst Gudiašvilis festzuhalten. Wir wollen nach der Betrachtung ihrer Kunst, ihrer schöpferischen Methode und ihres künstlerischen Systems die existentielle Übereinstimmung der künstlerischen Erscheinungen fixieren, die natürlich auch Unterschiede der Tradition, der historischen Situation, der künstlerischen Individualität usw. beinhaltet.

Dazu scheint es interessant, an einige Arbeiten von Paul Gauguin und das Werk von Toulouse-Lautrec zu erinnern (in der Kunstwissenschaft Westeuropas und in Rußland wird das Werk dieser Maler bzw. eine bestimmte Periode ihres Schaffens als Art Nouveau aufgefaßt).

Das Wichtigste und Bestimmende für sie ist die Tendenz zur Umschaffung, zur Transformation, der Realität. Dadurch ist auch ihr ikonographisches und bildnerisches System bedingt. Bei Denis und Roussel ist es der Mythos, das religiöse Sujet, das im Vergleich zum Text des Evangeliums etwas transformiert ist, bei Gauguin in der Tahiti-Periode die Volksmythologie der Tahitianer, bei Lautrec eine im Vergleich mit der Realität des Theaters, des Zirkus, der Cafés und Bars umgestaltete Welt, bei Lado Gudiašvili der georgische Mythos, Sagen, Märchen, Georgiens reiche historische Vergangenheit sowie die exotische Welt des städtischen Lebens. Alle bedienen sich dieser apriorischen Bedingtheit, sie verwenden die Methode der sogenannten »doppelten Umschaffung« der Wirklichkeit. Trotz der großen Unterschiede, die es zwischen diesen Malern gibt, lassen sich die Gemeinsamkeiten nicht übersehen, die sie im Rahmen des Jugendstils vereinen. Es handelt sich um die allen gemeinsamen formalen und stilistischen Merkmale des Jugendstils: die Dekorativität, die besondere Bedeutung des Farbflecks, die Hervorhebung der Silhouette, die besondere Rolle der Linie, die Ornamentierung sowie die allgemeine Tendenz zur Schaffung eines Malereipaneaus.

Gudiašvilis künstlerisches Werk entspringt den Traditionen der nationalen Kunst und Geschichte. Damit ist Gudiašvilis Kunst der zwanziger und dreißiger Jahre unseres Erachtens eine nationale Kunsterscheinung innerhalb des Jugendstils.

Šalva Kikoze

Merkmale des Jugendstils zeigen sich unstrittig auch in dem Werk von Šalva Kikoze (die Arbeiten der Pariser Zeit 1920–1921). In einer Gruppe seiner Werke (»Im Café«, »Drei Maler«, »Zum Gedenken an einen vorzeitig ums Leben gekommenen Freund«, »Volksfest«) ist das Prinzip ersichtlich, diese oder jene stilistischen Merkmale zu vereinen: Die natürliche Wahrnehmung der Welt, die natürliche Glaubwürdigkeit der Bewegung, das Wagnis des Impressionismus, all das gibt verschiedene Blickpunkte, einen betont hohen oder betont tiefen, doch die graphische Dominante seiner formalen Sprache bestimmt die Flächigkeit und Dekorativität seiner Kompositionen. Für Kikozes Arbeiten ist der Jugendstil charakteristisch, das Prinzip des Farbflecks und die Flächigkeit.

Zahlreiche charakteristische Tendenzen der Kultur in der Epoche an der Wende vom 19. zum 20. Jh. wie die Melancholie, pessimistische Gefühle und mystische Einstellungen hinterließen ähnlich wie die Romantik eine bleibende Spur und bestimmten die künstlerische Welt von Šalva Kikoze. Die melancholische Stimmung erzeugt bei Kikoze den Zustand einer gewissen Balance zwischen Sein und Nichtsein, Wirklichkeit und Phantasie. Diese Balance ist ihrerseits eines der Hauptkennzeichen des Jugendstils.

Der symbolische Charakter der genannten Bilder Kikozes ist trotz ihrer scheinbaren Kompliziertheit bis zuletzt klar. Für seine Symbolik ist ein allegorisches Wesen kennzeichnend. Sein symbolisch-allegorisches Denken tritt auch in seinen dekorativen Kompositionen mit Darstellungen verschiedener Gegenden Georgiens in Erscheinung. Obgleich er von akademischen Grundlagen ausgeht und sich dem postimpressionistischen System zuwendet, bleibt er zugleich völlig in den Grenzen von Jugendstil und Symbolismus. Bei Kikoze wird der Wirklichkeit der Vorzug vor der Phantasie und der Umschaffung eingeräumt, die sich auf die Stilisierung beschränken. Bei ihm ist der Prozeß der natürlichen Wahrnehmung sozusagen zu dem Zweck überwunden, ein ›graphisch-dekoratives‹ System zu entwickeln. Das Tafelbild wird in seinem Werk zu einem dekorativen Panneau umgestaltet – dieser Prozeß an sich beginnt mit dem Jugendstil und setzt sich fort bis zu Picassos ›Mädchen von Avignon‹ und Kandinskys ›Improvisationen‹.

Die Kunst des Jugendstils, die ihrem Charakter nach symbolischer Natur im umfassenden Sinn dieses Wortes ist, ist durch Kompliziertheit und oft durch Widersprüchlichkeit gekennzeichnet. Sie umfaßt viele Entwicklungstendenzen. Man darf deshalb Lado Gudiašvilis und Šalva Kikozes Werk nicht mit dem Expressionismus verknüpfen, mit dem Schaffen der Maler der »Brücke« und des »Blauen Reiters«. Die in Gudiašvilis Malerei klar zutage tretende Deformation der Form, der expressive Charakter in manchen Bildern oder die groteske Schärfe der Gesichter in Kikozes Bildern bleiben im Rahmen des Jugendstils und des Symbolismus. Es ist bekannt, daß im Jugendstil protoexpressionistische Tendenzen auftreten, an deren Beginn van Gogh, J. Ensor, Edvard Munch und Ferdinand Hodler standen. Im Jugendstil durchliefen viele Kunstströmungen des 20. Jhs. ihre ›Inkubationszeit‹. Es läßt sich sagen, daß der Jugendstil die Quelle der antimimetischen Strömungen in der Kunst des 20. Jhs. war: des Surrealismus, des Expressionismus, des Dadaismus, des Futurismus und anderer.

LITERATUR

- Fedorov-Davydov, A. A.: Russkoe iskusstvo promyšlennogo kapitalizma, Moskva 1929.
 Hamann R., Hermand I.: Stilkunst um 1900, Berlin 1967.
 Hofstätter, H. H.: Geschichte der europäischen Jugendstilmalerei, Köln 1963.
 Madsen, S. T.: Sources of Art Nouveau, Oslo-New York 1955.
 Madsen, S. T.: Art Nouveau, Paris 1967.
 Sarab'jakov, D. V.: Stil' Modern, Moskva 1989.
 Schmutzler, R.: Art Nouveau – Jugendstil, Stuttgart 1962.
 Sternin, G. Ju.: Russkaja chudožestvennaja kul'tura vtoroj poloviny XIX - načala XX veka, Moskva 1984.
 Wallis, M.: Seces, Warszawa 1974.

Ekaterine Gačėčilaze

Die Landschaft im Schaffen von Givi Toize

(Taf. 5–7)

In den fünfziger Jahren des 20. Jhs. vollzogen sich in der sowjetischen Kunst bedeutsame Umwälzungen. Der einschränkende Begriff des »sozialistischen Realismus« geriet ins Wanken, und allmählich entstand eine undogmatische schöpferische Atmosphäre. Die georgischen Maler, die in jenen Jahren ihren Schaffensweg antraten, erneuerten die Suche des Reformers der georgischen Malerei D. Kaķabaķe¹ vom Beginn des Jahrhunderts, die auf die Schaffung einer modernen nationalen bildenden Kunst gerichtet war. Diese fußte auf der Aneignung der eigenen nationalen Traditionen und der Traditionen der bildenden Kunst in der Welt sowie auf der Beobachtung der georgischen Natur.

Ähnlich wie bei D. Kaķabaķe nimmt auch in der Arbeit der Maler der fünfziger Jahre (G. Kutatelaze, E. Kaķandaķe, Ź. Xundaķe u. a. m.) die Landschaft einen besonderen Platz ein. In ihrem Werk ist ein neuartiges Herangehen an das Genre der Landschaft zu bemerken: eine Verstärkung der subjektiven Prinzipien, eine umfassende Abstraktion und Synthese der aus der umgebenden Wirklichkeit bezogenen Eindrücke sowie der Traditionen alter und moderner Kunst, eine Beschneidung des Narrativen, eine starke Intensivierung der spezifischen Mittel der Malerei und die Sichtbarmachung der Arbeitsverfahren.

Die georgischen Maler aus der Generation der sechziger Jahre gingen noch behutsamer als die Vertreter der fünfziger Jahre an die Aufgabe heran, die Sprache der Kunst zu erneuern. Sie versuchten, ihre eigenen schöpferischen Entdeckungen und die aus der modernen europäischen Kunst übernommenen Neuerungen noch enger mit den Traditionen der georgischen Kunst zu verknüpfen und bei der Verallgemeinerung und Zusammenführung der aus Realität und Kunst gewonnenen Eindrücke mehr Konkretheit zu bewahren. Für ihre Landschaften ist eine Verstärkung des Narrativen und ein noch klarerer Ausdruck des nationalen Prinzips kennzeichnend.

Der Volkskünstler Georgiens und Źota-Rustaveli-Preisträger Grigol (Givi) Toize, der 1932 geboren wurde, ist ein hervorragender Vertreter der georgischen Malergeneration der sechziger Jahre. Er ist der Autor Hunderter Werke der Malerei und Graphik in verschiedenen Genres. Eine führende Stellung in seiner Arbeit nimmt die Landschaft ein.

Nach der Absolvierung der Kunstakademie (1960) und nach zehn Jahren intensiver Suche nach dem eigenen Schaffensweg stellte er 1971 das großformatige (155×200cm) Bild ›Georgien, meine Liebe‹ fertig, in dem Georgien in verallgemeinerter Form dar-

1. Davit Kaķabaķe (1889–1952), georgischer Maler, Graphiker, Film- und Theaterkünstler, der Begründer der modernen georgischen Malerei.

gestellt ist, als Einheit von Natur, Volk und der von ihm geschaffenen Kultur begriffen (Taf. 5).

Die Komposition, in der vielköpfige Menschengruppen auf einem weiten Feld angeordnet sind, krönt ein zu einer monolithischen Festung aus cheyjurischer und syanischer Architektur verschmolzenes Ensemble als Symbol der Kraft und Unsterblichkeit der georgischen Kultur. Die davor wellen- oder bogenförmig gruppierten Georgier stellen Szenen ihrer traditionellen Arbeit, sportlicher Wettkämpfe und festlichen Vergnügens dar. Die Dimensionen der Menschengruppen verringern sich allmählich in der Ferne und verlieren sich wie Meeresschaum am Fuß der Festung. Der Inhalt des Bildes ist leicht zu erkennen: Die Generationen der Menschen kommen und gehen, aber unsterblich sind Georgien, die georgische Nation und die georgische Kultur.

Dieses Bild ist für den Künstler programmatisch. In ihm sind verallgemeinert das Grundthema seines Schaffens (die Heimat), sein weltanschauliches Credo (die Vorstellung von der Einheit und Ewigkeit der Welt überhaupt und der georgischen Welt im besonderen, sein Bekenntnis und seine Liebe zu den traditionellen Werten dieser Welt) und sein Ziel (die Veranschaulichung und Verbreitung der Natur Georgiens und der traditionellen georgischen Lebenswerte) zum Ausdruck gebracht.

Deutlich treten auch die wesentlichen Besonderheiten des individuellen Stils des Künstlers hervor, seine Verfahren, die Formen und Farben der Wirklichkeit zu abstrahieren, ihre Ausdruckskraft zu steigern, das Bild zu komponieren und den darin enthaltenen Raum zu organisieren: durch Ordnen und Ausgleichen der grundlegenden Elemente der künstlerischen Form eine auf den ersten Blick ausgewogene, geschlossene Komposition zu schaffen und sie zugleich durch asymmetrische Anordnung geringfügiger Elemente, durch die Kontrastkraft der Farben und die Bewegung von Formen und Linien innerlich zu dynamisieren.

Die Erzeugung des Eindrucks von Flächigkeit durch die scheinbar kopfüber dargestellte Landschaft, durch das Weglassen des Himmels und die Anordnung einer jeden folgenden Gruppe oberhalb der vorigen und die diesem Eindruck entgegenwirkende Gegenüberstellung des Eindrucks der Räumlichkeit durch das Sichtbarmachen eines großen Landschaftsausschnitts und das Volumen der Gegenstände führen zu einer inneren Spannung des Bildes.

Die Flächigkeit des Bildes, die Ausgewogenheit und Symmetrie seiner Komposition, die ornamenthafte Anordnung der Menschengruppen, die roten und weißlich-goldfarbenen Akzente und der rhythmische Charakter der Wiederholungen von Licht und Schatten, Farben und Linien verleihen ihm Dekorativität. Dieses Bild umfaßt mit dem Material der Ausführung und seinem stark verallgemeinerten und synthetisierten und zugleich recht nuancierten Inhalt wie auch der Form die Merkmale von Monumentalität und Dekorativität, zugleich aber auch die der Tafelmalerei. Die darin angewandten inhaltlichen und formalen Prinzipien und Darstellungsverfahren bildeten die Grundlage für Toizes Landschaftsmalerei, bei der zu einem Großteil nicht leicht zu entscheiden ist, ob es sich um Landschafts- oder Sujetmalerei handelt.

In den Landschaftsbildern ›Winter‹ (1971) und ›Kastanienbäume‹ (1972) sind vor dem Hintergrund einer Landschaft traditionelle Genreszenen wiedergegeben, im ersten das Hüten von Schweinen, im zweiten der Abtransport gefällter Bäume (Taf. 6, 1).

In diesen Arbeiten werden die Landschaft, die Menschen, die Tiere und Pflanzen als organische, untrennbare Teile der Natur verstanden. Mit dem Mittel der Verallgemeinerung macht der Maler die Ähnlichkeit ihrer Formen und Farben sichtbar. Sie

alle scheinen aus einem Material geschaffen, gleichermaßen mit der Erde verwachsen und in den ewigen Rhythmus des Lebens einbezogen zu sein.

Die Ausdruckskraft der Bilder bestimmen mehr noch als das sparsame Kolorit das Gleichgewicht der Komposition, die Skulpturhaftigkeit der Formen und ihre feste Rhythmik. Inhalt und Form beider Werke sind verallgemeinert und monumentalisiert. Die Idee des ›Winters‹ ist verhältnismäßig schlicht und streng, während der strukturelle Reichtum der Zeichnung der ›Kastanienbäume‹, ihre Plastizität und Geordnetheit und die Rhythmik der Anordnung von Farb- und Strichakzenten, dem Bild einen betont dekorativen Charakter verleihen. In beiden Bildern erzeugen die energischen Bewegungen der handelnden Helden und die feste Rhythmik den Eindruck von Tatkraft, von fatalem Optimismus und von der Stetigkeit der Bewegung, was der Autor in der Komposition ›Kastanienbäume‹ durch die Herausarbeitung der kreisförmigen Bewegungsrichtung betont. In den oben behandelten Bildern ist das Kolorit abstrahiert und verdichtet und zurückhaltend eingesetzt, während in den ein paar Jahre später entstandenen Landschaften von Tbilisi, in die traditionelle Straßenszenen und recht große Figuren von Menschen eingebracht sind, das Kolorit verhältnismäßig kontrastreich und intensiv ist. Die allgemeine Farbgebung ist dunkel. Durch ausgewählte Beleuchtung verschiedener Stellen der Komposition, durch die Kontraste von Schatten und Licht bewirkt der Künstler eine Dramatisierung der Eindrücke und erhöht die dekorative und emotionale Ausdruckskraft der Landschaft.

In der Mitte und in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre spannt sich der Klang der Farben von G. Toizes Werken in besonderem Maße (Landschaften von Tbilisi und Šatili). Die Malerei macht den Eindruck größerer Üppigkeit und Materialität. Die Figuren der Menschen werden kleiner, aber sie wie auch die anderen Darstellungen sind weiter voluminös und gewichtig. Der Künstler ist bestrebt, die künstlerische Form der Arbeiten maximal zu intensivieren. Er wendet sich allen bekannten Mitteln zur Steigerung des Klangs und der Tiefe der Farbe zu: den Kontrasten von dunklen und hellen, warmen und kalten und zusätzlichen Farben, der maßvollen Zunahme von Flächen mit Kontrastfarben, um ihre Kontraste stärker wirken zu lassen, stellenweise der Verwendung von maximal rein klingenden Farben zur Akzentuierung des Bildes. Um den Klang der Farboberfläche zu bewahren, wählt er anstelle des Pinsels den Spachtel, und um die Faktur zu beleben, erzielt er einen Lichtflimmereffekt auf der Oberfläche des Pastestrichs. Diese Verfahren zeigen sich recht klar in seiner Malerei, aber aufgrund der inhaltlichen, sujetbedingten Belastung seiner Werke lenkt das nicht das gleiche Augenmerk auf sich wie in den fünfziger Jahren.

Eines der besten Landschaftsbilder dieser Periode ist die ›Erinnerung‹ (1976), das inhaltlich keine Landschaft verkörpert, doch sind es gerade die landschaftlichen Elemente und ihre farbliche Verarbeitung, die den Inhalt erschließen (Taf. 6, 2).

Auf dem Bild ist ein von einer Burg und Wehrmauer und einer Kirche gekrönter Hügel dargestellt, an dessen Hang in der Mitte der Komposition fünf riesige Bäume aufragen. Am Fuß des Hügel steht ein kleiner Junge, der Kühe hütet, dem Betrachter zugewandt und sieht uns von fern wie aus der Vergangenheit an.

Dieses Bild erweckt aufgrund seines einem Quadrat angenäherten Formats, aufgrund seiner betonten Flächigkeit und gleichzeitig der Skulpturhaftigkeit und des Gewichts der abstrahierten Darstellungen sowie aufgrund des intensiven, emotional gespannten, ›gewichtigen‹ Kolorits den Eindruck von Monumentalität. Jede Darstellung hat darin eine besondere Bedeutung.

Den blaugekleideten Jungen empfinden wir als Symbol der Kindheit. Die Umfriedung auf dem Hügel, deren Gemäuer verfallen ist, und die kleine Kirche erinnern an Patarzeuli, das Heimatdorf des Künstlers, und sind gleichzeitig so typisch für ein georgisches Dorf, daß sie dem Betrachter eine überzeugende Orientierung vermitteln, diesen Ort als Teil Georgiens wahrzunehmen. Die Haupthelden dieses Bildes sind »die eng aneinandergedrängt stehenden fünf riesigen Bäume, vor dem Hintergrund des dunklen Hügels in roten und goldenen Farben beleuchtet, als Symbol des unvergänglichen Lebens und der Dauerhaftigkeit des im Boden verwurzelten Daseins. Der strahlende Lichtschein scheint einen Teil des Lebens aus dem Dunkel des Vergessens zu reißen, in seinem Licht wird alles reliefhaft, und die Farben leuchten mit doppelter Kraft. Die Satttheit und der Klang der Farbe führen hier zu einer besonderen Spannung und gewinnen einen eigenen Sinn. Die Fülle der orangefarbenen, roten und gelben Striche prallt auf die erloschene, stumpf schimmernde, dunkle Weite, auf die Schwermut des Herbstes und des Sonnenuntergangs, die unvermeidlich die Erinnerungen eines jeden Menschen färbt, der seine Jugend verliert.«²

Waren in den 1971–1972 entstandenen Bildern die Linien, welche die Formen umrissen, graphisch klar, so sind nun aufgrund der größeren Freiheit und Kühnheit in der Linienführung die Grenzen der Formen nicht mehr klar. In diesen Bildern ist der frühere Optimismus und das Empfinden der Ewigkeit des Lebens nicht mehr spürbar. Die Wahrnehmung der Vergangenheit taucht darin auf und ihre Romantisierung. Bei der Schaffung einer elegischen Stimmung spielt das dunkle, scheinbar erstickte, innerlich gespannte Kolorit die Hauptrolle.

Die Landschaft stellt in dem »Kloster Šiomyvime« (1979) einen konkreten Ort dar, doch beruht sie auf der Synthese der Eindrücke, des Wissens und der Vorstellung des Künstlers von diesem Ort (Taf. 7, 1). Darin bewahrt der Maler die Erkennbarkeit des Motivs, zugleich nähert er die Ausdruckskraft der Komponenten der Landschaft so sehr an die Sprache der menschlichen Vorstellungen und Symbole an, daß die Elemente der Landschaft selbst das Sujet des Bildes aufdrängen, obwohl es keine Menschen darin gibt.

Im Zentrum des Bildes ist aus dem Schoß der Berge, die flammenfarben leuchtender Glut gleichen, wie die Flamme eines Feuers eine Kuppelkirche aufgesprungen. Der dorthin führende, den Eindruck starker Dynamik entwickelnde Weg (dieser Eindruck entsteht durch die energische Drehung seines Umrisses von links nach rechts und seine rasche Verengung in die Tiefe des Bildes hinein) zieht den Betrachter nicht zu der Kirche, sondern scheint von ihr fortzustreben, er verbirgt sich in einer dem modernen Menschen fremd gewordenen Welt, die die zu beiden Seiten des Weges wie stachelgesträubte Igel aufragenden Bäume vor fremden Blicken schützen.

Bei der Erzeugung des Eindrucks der Entfremdung der Landschaft vom Betrachter, des Historischen dieses Ortes und seiner charakteristischen, verzaubernd geheimnisvollen Kraft spielt die Hauptrolle das von der konkreten Realität in gewisser Weise unabhängige, dunkle, an Tönen reiche, zurückhaltende und scheinbar erstickte Kolorit, aus dessen Dunkel hier und da orangerote Töne hervorleuchten, die in der Landschaft den Eindruck pulsierenden, brennenden Lebens hervorrufen. Die Verwendung verhältnismäßig heller Farben für die Akzentuierung der Kirche und des Weges gibt uns eine verständliche Symbolik zu erkennen. Den Eindruck der Spannung, der durch die Kontraste von Licht und Schatten entsteht, vertiefen noch die nervösen Bewe-

2. Kuznecov, È.: G. Toidze, Gruzija – ljubov' moja (Al'bom), Moskva 1979.

gungen der Linien und Flecke, die die Zeichnung der Baumäste, des Weges und des Berges bilden.

Inhalt und Form dieser Landschaft sind verallgemeinert und synthetisiert. Darin sind alle bei der Betrachtung von Toizes Werk aus den siebziger Jahren genannten künstlerischen Mittel zur Anwendung gekommen und gleichermaßen intensiviert. Sie haben nicht nur darstellende, sondern auch eine recht reiche assoziativ-symbolische Funktion.

In den untersuchten Landschaften äußern sich einige grundlegende Tendenzen des Landschaftsgenres der Maler aus den sechziger Jahren, beispielsweise die des Ausdrucks des nationalen Prinzips, der Belebung der Landschaft mit Menschen und der Verstärkung der Narrativität.

In den siebziger Jahren arbeitet G. Toize wie in allen Etappen seines Schaffens aktiv an der Bewältigung der Natur. Er malt Landschaften verschiedener Gegenden Georgiens (von Kartli, Kachetien, Chewsurien, Imeretien, von Tbilisi). Für den Künstler ist es nicht die Hauptsache, einen Ort genau wiederzugeben, sondern seinen Charakter, seine Seele zum Ausdruck zu bringen. Oft stellt er ein und dasselbe Motiv unterschiedlich komponiert und mit verschiedenem Kolorit vor. G. Toize verfügt über die Fähigkeit, in seiner Malerei besondere Orte der Natur wahrzunehmen und eindrucksvoll darzustellen. Selten wendet er sich jenen Landschaftsmotiven zu, die für die Gegenwart charakteristisch sind. Stärker fesseln ihn Ansichten, in denen die lange Lebensspur des Menschen zutage tritt. Zwischen den aus der Natur und den aus der Phantasie entstandenen Landschaften entfaltet sich allmählich ein Grenzfeld: Die aus der Natur gestalteten Landschaften werden durch die Phantasie des Künstlers bereichert, und die aus der Vorstellung geschaffenen Landschaften stützen sich auf die aus der Natur bezogenen Eindrücke.

G. Toizes Landschaften aus den achtziger und neunziger Jahren zeichnen sich durch eine Vielfalt des Weltempfindens und der Gestaltungsverfahren aus. Vom Sujet her sind sie weniger belastet. Es mehren sich Landschaften mit recht weitem Blick (die Hälfte davon sind Ansichten von Tbilisi). Häufig sind die Landschaftskompositionen stärker befrachtet mit Darstellungen geringerer Größe, als das bei früheren Bildern der Fall war. Daher ist in ihnen der Rhythmus nicht mehr so klar herauszulesen wie in den Landschaften der siebziger Jahre. Infolgedessen schwächt sich das Gefühl des Monumentalen ab, die Mehrzahl der Arbeiten kennzeichnen die spezifischen Eigenheiten der Tafelmalerei.

Im Ausdruck der Landschaften dieser Periode ist die Rolle von Farbe und Faktur akzentuiert. Bei den meisten zeigt das Kolorit übermäßige Kontraste, es ist wärmer, heller, klingender und härter als bei früheren Bildern. Entstand in den Werken vom Beginn der siebziger Jahre durch die Festigkeit des Rhythmus und den Skulpturcharakter der Darstellungen eine optimistische Einstellung, so bestimmen jetzt die Stimmung eines großen Teils der Landschaften die expressiven Farben und die lebhafteste Faktur, deshalb sind sie unbeschwerter als früher. Die Bilder scheinen Energie und Lebensfreude auszustrahlen, sie bringen die Begeisterung des Künstlers durch den plastischen, farblichen und fakturellen Reichtum der heimatlichen Landschaften zum Ausdruck.

In der Mehrzahl der Arbeiten sind Form und Farbe wiederum materiell und gewichtig. Gleichzeitig zeigen sich im Schaffen des Malers eine Spaltung des Bewußtseins und Erscheinungen gegensätzlichen Weltempfindens. Er gestaltet Landschaften,

deren Einzelformen die Festigkeit verlieren, die teilweise dematerialisiert werden. Aus diesem Grund werden solche Arbeiten nicht als konkrete Realität empfunden, sondern als Frucht der Eingebung oder als Erinnerung an die Vergangenheit (›Die Umgebung von Narinala‹ [Taf. 7, 2], ›Tbiliser Straße‹, ›Winter‹). Die Dematerialisierung der Form ist in verschiedenen Werken auf unterschiedlichem Niveau vertreten.

In den Arbeiten dieser Periode hat sich das Verhältnis zur Zeit gewandelt. Die gewachsene innere Dynamik der Kompositionen, die ›Unverschlossenheit‹ und Unvollendetheit der Oberfläche der Darstellungen bedingen das Empfinden einer Neuerung in der Ausführung, das Empfinden der augenblicklichen Sicht der Landschaft und des raschen Vergehens der Zeit.

Wie wir sehen, fußt G. Toižes Schaffen auf einer realistischen Grundlage. Nicht nur seine der Natur entnommenen, sondern auch seine ersonnenen Landschaften beruhen auf Eindrücken, die er aus konkreten Landschaften gewonnen hat. Diese Eindrücke sind in seinem Werk verallgemeinert, synthetisiert und intensiviert. In dieser Hinsicht und in der Äußerung des nationalen Prinzips in seinen Landschaften setzt G. Toiže die Traditionen des Schaffens von D. Kaķabaze fort.

Obwohl sich sein Arbeitsstil im Lauf der Zeit bedeutend verändert hat, gibt es eine ganze Reihe von Merkmalen, die seine individuelle Handschrift in allen Etappen seines Schaffens kennzeichnen. Das sind die auf den ersten Blick ausgewogenen und statischen, doch von innerer Dynamik und Energie durchdrungenen Kompositionen, eine materielle, üppige, gewichtige, klangvolle Malerei. In seiner Neigung zu einer ›margigen‹, emotionalen, expressiven Malerei wird eine völlig neuartige Realisierung der Traditionen von Mose Toiže³ ersichtlich.

Im Laufe der Zeit wandeln sich das Weltempfinden des Künstlers, sein Verhältnis zu den materiellen, räumlichen und zeitlichen Parametern der Welt: Den fatalen Optimismus, das Empfinden der materiellen Festigkeit und Ewigkeit der Welt ersetzt deren dialektisches Verständnis. Zwar erscheinen in einzelnen Werken elegische und nostalgische Stimmungen, doch in der Mehrzahl der Arbeiten sind gesunder Optimismus und die Energie zur Etablierung des Lebens und des Guten spürbar.

Im Werk von G. Toiže ist ebenso wie in dem von Elene Axvlediani⁴ eines der Hauptthemen das alte Tbilisi. Oft haben seine Landschaften die Verwendung des einem Quadrat angenäherten Formats, die Ausprägung des flächig-dekorativen Prinzips (was eine verbreitete Eigenart in der georgischen Malerei ist) und die erhabene Stimmung mit den Landschaften von E. Axvlediani gemeinsam, unterscheiden sich aber von ihnen gänzlich in ihrem Charakter.

Während das in E. Axvledianis Landschaften dargestellte Tbilisi meist zerbrechlich ist und zart, von Licht und Luft durchdrungen, dynamisch, emotional, vielfarbig, in gewisser Weise graphisch, märchenhaft romantisiert und darin mit Liebe und Erregung die Schönheit der in die Vergangenheit schreitenden Heimatstadt zum Ausdruck gebracht wird, ist G. Toižes Tbilisi materieller, gewichtiger und fester, sogar die Luft scheint in ihm dichter zu sein, das Kolorit ganzheitlich. Seine miteinander verschmolzenen Bauten hinterlassen den Eindruck des Monolithischen und Stablen und verra-

3. Mose Toiže (1871–1953), georgischer Maler, einer der Begründer der modernen georgischen Malerei, der Bruder von Givi Toižes Großvater, der großen Anteil an der künstlerischen Entwicklung von G. Toiže hatte.
4. Elene Axvlediani (1901–1975), georgische Malerin, Graphikerin und Theaterkünstlerin, eine der Begründerinnen der modernen georgischen Malerei.

ten eine Verwandtschaft mit den Wohn- und Festungs-Ensembles der Chewsuren und Swanen.

In seiner ganzheitlichen Auffassung der Welt, in seiner Vorstellung vom Menschen als organischer, untrennbarer Teil der Natur, in seiner Einführung von Szenen aus dem Alltagsleben in die Landschaft und in der monumental-dekorativen Gestaltung eines Großteils seiner Bilder läßt er erkennen, daß er in der Nachfolge des Werkes von N. Pirosmani⁵ steht.

In G. Toizes Werk zeichnet sich ebenso wie im Schaffen anderer Maler aus den sechziger Jahren (M. Axobaze, T. Mirzašvili u.a.m.) neben der Tendenz zur Erneuerung der künstlerischen Form auch deutlich die Tendenz zur Bewahrung und Entwicklung der Traditionen der georgischen Malerei ab.

Mit der Verstärkung der Narrativität, mit dem Auflösen der Grenzen zwischen dem Genres der Komposition und der Landschaft, mit der Neigung zur symbolischen und allegorischen Erfassung der Landschaftsformen, mit der Ausprägung des nationalen Prinzips und der klaren Äußerung von Tendenzen zur Beseelung der Landschaft, mit der Intensivierung der künstlerischen Form ist er ein typischer und herausragender Vertreter der Generation der Landschaftsmaler der sechziger Jahre.

G. Toizes von einer klaren künstlerischen Individualität geprägten Landschaften verkörpern einen bedeutsamen Beitrag zur Entwicklung der georgischen Landschaftsmalerei.

LITERATUR

Beridze V., Ezerskaja N.: Iskusstvo Sovetskoj Gruzii (1921–1970), Moskva 1975.

Kuznecov, È.: G. Toidze, Gruzija – ljubov' moja (Al'bom), Moskva 1979.

Tabušašvili, L.: Permcerlis tvitmqopadi xelovneba (in: Sabčota xelovneba, Tbilisi 1983, Nr. 1).

5. Niķo Pirosmani (Pirosmanišvili) (1860 [1863]-1918), genialer georgischer autodidaktischer Maler, dessen Werk viele georgische und nichtgeorgische Maler inspiriert hat.



1. Čeremi, Zitadelle, Ruinen des Schlosses



2. Čeremi Zitadelle, Hofkirche der hl. Barbale vor der Restaurierung



1. L. Gudiašvili: »Frühling« (1920) Tbilisi, Privatsammlung



2. L. Gudiašvili: »Der Jäger« (1920) Tbilisi, Gudiašvili-Sammlung



1. L. Gudiašvili: »Idylle« (1920) Tbilisi, Kunstmuseum



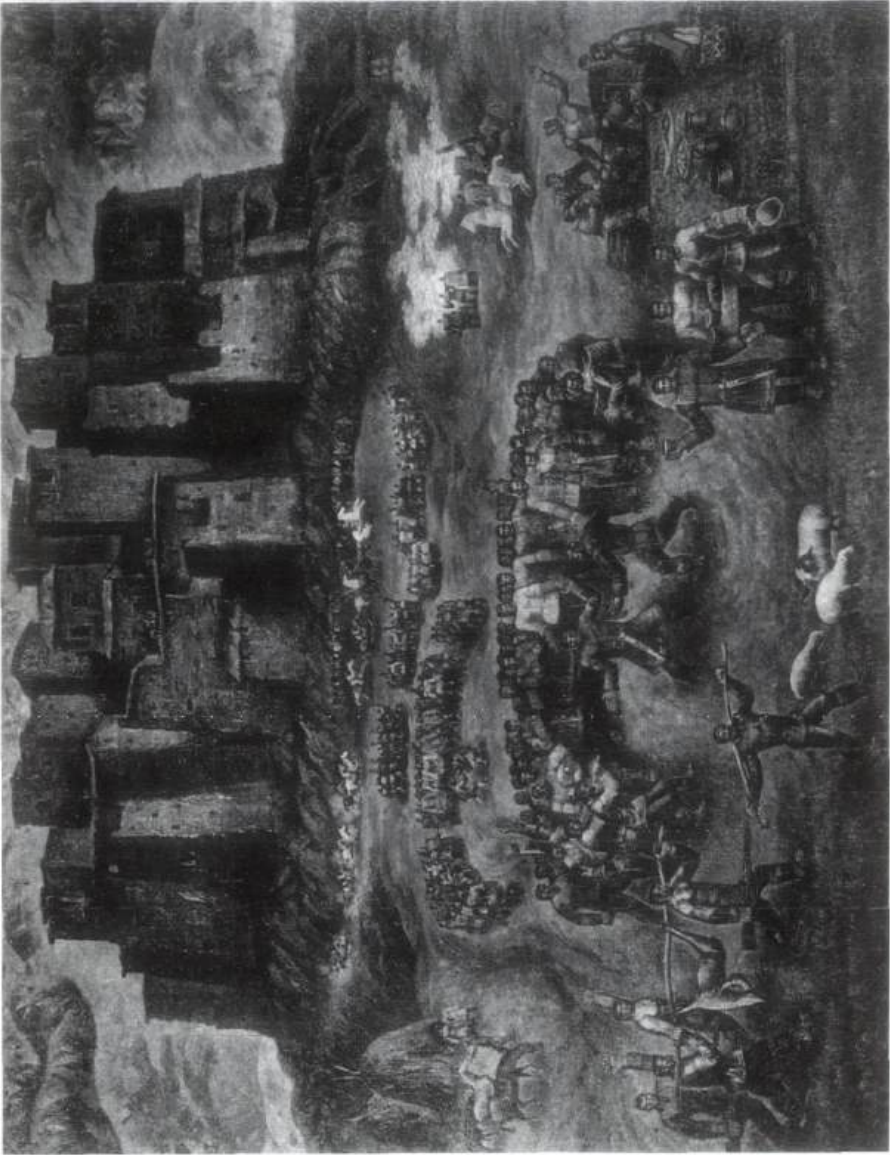
2. L. Gudiašvili: »Exotische Gesellschaft« (1921) Tbilisi, Kunstmuseum



1. Š. Kikoze: »Açara« (1920) Tbilisi, Kunstmuseum



2. Š. Kikoze: »Gurien« (1920) Tbilisi, Kunstmuseum



G. Tojze: »Georgien, meine Liebe« (1971)



1. G. Tojze: »Kastanienbäume« (1972)



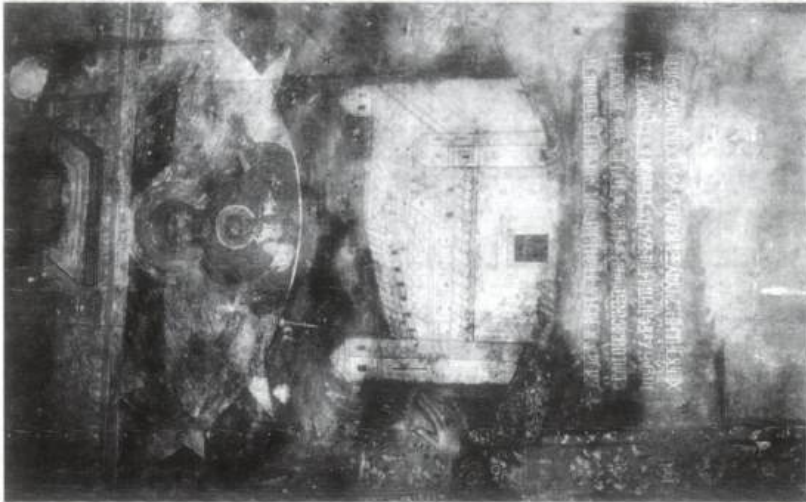
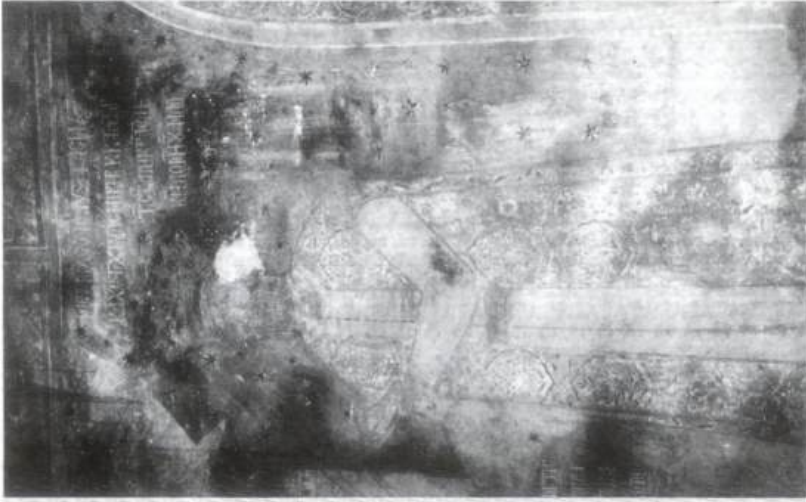
2. G. Tojze: »Erinnerung« (1976)



1. G. Toiže: »Kloster Šimonyime« (1979)



2. G. Toiže: »Umgebung von Narigala« (1994)



Kloster Philotheou auf dem Berg Athos, Stifterbild

Günter Paulus Schiemenz

Ein Stifterbild georgischer Könige in einem Kloster auf dem Berg Athos

(Taf. 8)

In der wenig umfangreichen Literatur über die georgische Wandmalerei spielt die Frage griechisch-georgischer Wechselbeziehungen eine wichtige Rolle. Noch im späten 14. Jh. hatte ein westgeorgischer Fürst einen griechischen Maler aus Konstantinopel kommen und eine Kirche ausmalen lassen.¹ Griechische Einflüsse drückten sich aber noch lange nach der Eroberung der Kaiserstadt am Bosphorus durch die Türken in griechischen Beischriften der Wandmalereien aus. Diese wurden wiederholt mit dem Heiligen Berg Athos in Verbindung gebracht, auf dem es schon seit dem 10. Jh. ein georgisches Kloster gab.² Dieses, ἡ Μονὴ τῶν Ἰβήρων, war zwar schon im 14. Jh. in die Obhut griechischer Mönche übergegangen, behielt aber eine georgische Minorität³ und seinen georgischen Namen, so daß z. B. georgische Könige es noch immer

1. Jacqueline Lafontaine-Dosogne, Monumental Painting, in: Adriano Alpago-Novello, Vahtang Beridze, Jacqueline Lafontaine-Dosogne mit Enzo Hybsch, Giulio Ieni, Nina Kauchtschischwili, Art and Architecture in Medieval Georgia (Publications d'histoire de l'art et d'archéologie de l'Université Catholique de Louvain, 21), Louvain-la-Neuve 1980, 85–102, S. 100–101. Ibid. S. 102, linke Spalte, Z. 13: Statt Abb. 434 (Mzxeta!) lies Abb. 440. S. 406: Abb. 148 (S. 132) ist nicht Teil des Stifterbildes, sondern der Hl. Demetrios.
2. z. B. Heinrich Brockhaus, Die Kunst in den Athos-Klöstern, 2. Aufl., Leipzig 1924, S. 4; F[ranz] Dölger (Hrsg.), Mönchsland Athos, München 1943, S. 50; Emmanuel Amand de Mendieta, La presque île des caloyers: Le Mont-Athos, Bruges 1955, S. 159; Russudan Mepisaschwili, Wachtang Zinzadse, Die Kunst des alten Georgien, Leipzig 1977, S. 107; Thomas M. Provatakis, Der Berg Athos. Kurzgefasste Geschichte des Berges Athos und Beschreibung seiner Denkmäler, Thessaloniki 1983, S. 14, 42–44; Sotiris Kadas, Der Berg Athos. Illustrierter Führer der Klöster: Geschichte und Schätze, Athen 1986, S. 51–55.
3. Amand de Mendieta,² S. 160–161; s. z. B. Rudolf Billetta, Der Heilige Berg Athos in Zeugnissen aus sieben Jahrhunderten, I, Einführung, Daten und Ereignisse, Literaturverzeichnis, Wien - New York - Dublin 1992, S. 188: »1647 Im Kloster Iviron leben 365 Mönche, viele davon aus Georgien gebürtig.« 1910 sollen auf dem Athos 50 Georgier gelebt haben (Paul Huber, Athos. Leben Glaube Kunst, 3. Aufl., Zürich - Freiburg 1982, S. 139). Die Angabe ist insofern bemerkenswert, als in russischer Sicht die Georgier als Untertanen des Zaren als Russen galten. Vgl. dazu Polychronys K. Enepekides, Josef Strzygowski's ungedrucktes Ms. aus dem Jahre 1888 über den Heiligen Berg Athos, Balkan Studies 27 (1986) 105–127, S. 123–124: »Die Russen haben versucht, Ansprüche auf das drittgrößte Kloster [= Iviron nach Lavra und Vatopedi] zu erheben, indem sie sich auf die Gründungsgeschichte desselben beriefen... Iviron ist ca. 979 von georgischen Edlen gegründet worden... und georgische Fürsten haben auch später noch reiche Stiftungen an das Kloster gemacht. Den bedeutendsten Grundbesitz hat Iviron bei Tiflis. Die Mönche des Klosters aber waren durchweg Griechen. 1830 erhielt ein Georgier eine Kalybin, 1872 kam ein anderer mit 2 Begleitern und erhielt eine Kellie. Bald darauf aber brachte er ohne Erlaubnis des Klosters 35 andere Georgier herbei, und diese Georgier, die eigentlich Russen waren, verlangen jetzt, gestützt auf die Tradition, daß ihnen das Kloster übergeben werde.« Nach Billetta, a. O., S. 396, starb am 19. 2. 1955 der letzte georgische Mönch des Athos in Iviron. Bezeichnender Weise lebte er lange Zeit im russischen Kloster Panteleimonos; erst als Neunzigjähriger übersiedelte er nach Iviron.

als »ihr« Kloster betrachteten und ihm ihre Munifizienz erwiesen. So ermöglichte die Hilfe eines georgischen Königs Anfang des 16. Jh.s einen Wiederaufbau des Klosters.. König Aleksandre II. von Ķaxeti (reg. 1574–1605) bezahlte die Schulden von Ivron.⁴

Bei den Wandmalereien verwies Jacqueline Lafontaine-Dosogne⁵ vor allem auf dem Ķaxetischen König Levan (reg. 1520–1574⁶), den Vater Aleksandres II. Er habe dem christlichen Gemeinden in Jerusalem und auf dem Berge Athos hervorragende Dienste erwiesen.⁷ Vier von ihm oder seiner Gattin Tinatin gestiftete Dekors, in der Kirche Johannes des Täufers in [Zemo] Alvani (im Kreis Axmeṭa),⁸ der Himmelfahrtskirche in Neᶑresi, der Kirche der Geburt der Gottesmutter in Axali Šuamta und der Erzengel-Kirche in Gremi, wiesen Formeln auf, die auch auf dem Athos verwendet wurden: Zyklen mit einer größeren Zahl kleinerer Bilder, neue Mönch-Heilige, schmale Register mit Büsten in Medaillons, Christus als Hoherpriester, u. a. Die Malereien in Alvani – ausschließlich mit georgischen Beischriften – stünden älteren [georgischen] Malereien noch am nächsten; der Maler (der auch die hl. Nino abbildete) sei ein Georgier. Die anderen drei Dekors haben sowohl georgische als auch griechische Beischriften. Levan habe *zweifello*s Maler aus Griechenland geholt; die Inschrift in Gremi⁹ nenne einen Mönch aus Thessaloniki, der *wahrscheinlich* ein Maler gewesen sei.

Aneli Volskaja machte sich diese Auffassung zu eigen. Die in Ķaxeti illustrierten Themen¹⁰ seien in erheblichem Maße der gleichzeitigen Malschule des Berges Athos verpflichtet; König Levan habe zur Ausmalung gewisser Kirchen möglicherweise griechische Künstler ins Land geholt. Beischriften in griechischer Sprache bei den Stifterbildern in Neᶑresi und Gremi und der »in einer anderen Inschrift« genannte Mönch aus Thessaloniki, der der Künstler gewesen sein könne, machten es recht wahrscheinlich, daß König Levan auf dem Athos, damals dem Hauptzentrum der christlichen Religion, Hilfe für die Ausmalung seiner Kirchen gesucht habe.¹¹

Keines der genannten Argumente ist stichhaltig. Durch die wechselvolle Geschichte der Athos-Klöster, vor allem die zahlreichen Brände, sind die meisten Malereien viel jünger und nur sehr wenige älter als die Zeit des Königs Levan. Die Zusammenstellung Millets¹² führt für seine Regierungszeit nur an: eine Inschrift vom Jahr 1547/ im Katholikon von Dionysiou,¹³ Malereien im Nordflügel der Trapeza von Dionysiou., »probablement 1547«, Inschriften v. J. 1568 in Dochiariou (jedoch mit Restauration

4. Amand de Mendieta,² S. 161; vgl. Provatakis (1983),² S. 43; Kadas,² S. 52.

5. Anne Boonen, Jacqueline Lafontaine-Dosogne, Byz. Ztschr. 89 (1996) 372.

6. So Alexandre Manvelichvili, Histoire de Géorgie, Paris 1951, nach S. 452, Herrscherliste 4 (S. 274: 1520–1571). Lafontaine-Dosogne,¹ S. 101, sowie Aneli Volskaja, Mural Painting, in: Vaxtang Beridze, Gaiané Alibegašvili, Aneli Volskaja, Leila Xuskivadze, The Treasures of Georgia, London 1984, 61–107, S. 107, gaben für König Levan die Jahreszahlen 1520–1577 an.

7. Lafontaine-Dosogne,¹ S. 101, mit Verweis auf M. Vačnadze, Nekotorye osobennosti i xronologičeskaja posledovatelnost' gruppy Ķaxetinskix rospisej XVI v., in: Acts of the Second International Symposium on Georgian Art, Tbilisi, 1977.

8. Alpago-Novello *et al.*,¹ S. 280, 472 (S. 280 die Pläne vertauscht!); diese Kirche nicht bei M. Brosset, Description géographique de la Géorgie, par le Tsarévitch Wakhoucht, publiée d'après l'original autographe, S.-Petersbourg 1842, S. 484, wo für *Alwan* ohne nähere Angaben je eine Kirche der Gottesmutter, des Hl. Georg und der Trinität genannt sind.

9. T. S. Kauxčišvili, Grečeskie nadpisi na Gruzinskix freskax, Atti del primo simposio internazionale sull'arte Georgiana (Bergamo 28.–30. 6. 1974), Milano 1977 (1978) 135–146, S. 140.

10. »the range of subjects«!

11. Volskaja,⁶ S. 106–107.

12. Gabriel Millet, Monuments de l'Athos, I, Les peintures, Paris 1927, S. 61–62.

i. J. 1855), v. J. 1540 in Koutloumousiou,¹⁴ v. J. 1535¹⁵ im Katholikon der Großen Lavra, v. J. 1560 ebenda in der Nikolaos-Kapelle,¹⁶ Reste von wahrscheinlich um 1536 restaurierten oder erneuerten Malereien im Pantokrator-Kloster, Inschriften in der Trapeza von Philotheou v. J. 1540,¹⁷ v. J. 1526 in der Kapelle Johannes des Täufers im Protaton, dessen Malereien vielleicht um 1540 entstanden, zum Teil bereits ins 14. Jh. datiert wurden, das Jahr 1555 für die Georg-Kapelle im Kloster Hagiou Pavlou, Inschriften v. J. 1546 im Katholikon von Stavronikita und v. J. 1544 im Naos, v. J. 1563 im Narthex des alten Katholikons von Xenophontos. Die *slavische* Inschrift v. J. 1536 in Molivoklisia ist hier ohne Interesse. Keine der durch diese Inschriften datierten Malereien ist Athos-spezifisch. Zahlreiche Inschriften in den Athos-Kirchen, auch aus späterer Zeit, nennen Maler, die aus den verschiedensten Gegenden Griechenlands stammen, häufig aus Thessalien, Makedonien und dem Epiros, auch aus heute albanischem Territorium. Schon dieses Faktum spricht dagegen, daß es überhaupt eine eigene Athos-Kunst gibt.¹⁸ Der Übergang von wenigen großen Bildern zu Zyklen mit vielen Bildern kleineren Formats ist eine allgemeine Erscheinung, die sich z. B. in dem umfangreichen Bestand der Wandmalereien Cyperns gut verfolgen läßt.¹⁹ Millets Verzeichnis der in den Athos-Malereien vertretenen Heiligen²⁰ enthält überwiegend die auch anderswo geläufigen Namen; Athos-spezifische Heilige wie der Gründer des Klosters Dionysiou,²¹ Petros und Athanasios vom Athos und Paulos von Xiropotamou²² finden sich nicht in den Kirchen des Königs Levan. Andererseits zeigen die (georgischen) Heiligen Davit und Konstantine von Arveti in Çalenžixa,²³ daß die Erweiterung des hagiographischen Programms weder auf das 16. Jh. beschränkt ist noch einen Bezug zum Athos ausweist. Die schmalen Bänder mit Brustbildern von Heiligen in Medaillons sind einerseits keine Neuerung des 16. Jhs., andererseits auch zu König Levans Zeit (und später) im ganzen orthodoxen Raum geläufig. Das Bild von IC XC ὁ βασιλεὺς τῶν βασιλευόντων καὶ μέγας ἀρχιερεὺς ist – z. B. als Ikone²⁴ – in nachbyzantinischer Zeit beliebt,²⁵ aber in der Wandmalerei der Athos-Klöster nur zwei-

13. G[abriel] Millet, J[ules] Pargoire, L[ouis] Petit, Recueil des inscriptions chrétiennes de l'Athos (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, 91), Paris 1904, Inscr. 458.

14. Brockhaus,² S. 279.

15. Millet, Pargoire, Petit,¹³ Inscr. 339.

16. Millet, Pargoire, Petit,¹³ Inscr. 373.

17. Millet, Pargoire, Petit,¹³ Inscr. 304.

18. Vgl. Günter Paulus Schiemenz, Die Hermeneia und die letzten Psalmen. Gibt es eine spezifische Athos-Kunst?, in: Guntram Koch (Hrsg.), Symposium Byzantinische Malerei, Marburg 25.–29. Juni 1997, Wiesbaden 2000.

19. Andreas Stylianou, Judith A. Stylianou, The Painted Churches of Cyprus. Treasures of Byzantine Art, London 1985.

20. Millet,¹² S. 67–68.

21. Millet,¹² Taf. 197/2.

22. Millet,¹² Taf. 55/2,3, 191/1; Franz Spunda, Legenden und Fresken vom Berg Athos, Stuttgart 1962, Farbtaf. nach S. 104 und nach S. 112; Huber,³ Abb. 202; Emanuele Grassi, Berg Athos. Eine Pilgerfahrt zum Berg der Asketen, München 1981, S. 106; Petros in der Georg-Kapelle von Hagiou Pavlou auch bei Spunda, a. O., und Grassi, a. O., Farbabb. S. 137 unten (irrig »der Hl. Athanasios, der Gründer des großen Lawra-Klosters... Fresko in der Kapelle« [der »Einsiedelei des hl. Athanasios«]).

23. Lafontaine-Dosogne,¹ S. 101.

24. Boris Rothmund, Handbuch der Ikonenkunst, 2. Aufl., München 1966, S. 210.

mal dokumentiert (in Xenophontos²⁶ und in der Nikolaos-Kapelle der Großen Lavra²⁷).

Die Sprache der Beischriften ist nur insofern signifikant, als rein georgische Texte den Maler zweifelsfrei als Georgier ausweisen, da Griechen kaum der georgischen Sprache und Schrift mächtig waren. Viel eher können hinreichende Griechisch-Kenntnisse georgische Maler zu griechischen Beischriften befähigt haben. Dekors mit Beischriften in *beiden* Sprachen können also entweder von solchen Georgiern stammen; die Situation wäre dann der westeuropäischer Maler vergleichbar, die des Lateinischen kundig waren (es in vielen Fällen sicher auch *sprachen*), sich aber gewöhnlich ihrer Muttersprache bedienten. Oder es können Maler-Ateliers tätig gewesen sein, die sich aus Griechen und Georgiern zusammensetzten und die Inschriften in Arbeitsteilung ausführten. Man wird von der Möglichkeit absehen dürfen, daß griechische Maler nach georgischen Musterbüchern arbeiteten, ohne die Einzelheiten zu verstehen. Die zuweilen offenbar von Analphabeten nach solchen detaillierten Vorlagen geschaffenen²⁸ kappadokischen Höhlenmalereien (mit griechischen Beischriften) liefern hinreichend Beispiele, daß schriftunkundige Maler Buchstaben verzeichnen, z. B. phonetisch verschiedene, aber ähnlich aussehende Zeichen verwechseln etc. – Fehler, die den fraglichen Malereien in Georgien fremd sind. Lediglich Malereien mit rein griechischen Beischriften ohne eklatante Fehler wie die Illustration der letzten Psalmen in Sveti Cxoveli sind ein starkes (jedoch nicht einmal zwingendes) Kriterium dafür, daß der/die Maler (ein) Grieche(n) war(en).²⁹ Die zweisprachigen Beischriften sprechen mithin zwar dafür, daß hier (auch) georgische Maler tätig waren, jedoch nicht einmal mit Sicherheit für eine Ausführung durch griechische oder gar athonitische Künstler. Die Inschrift in Gremi³⁰ nennt einen Chartouliarios, Hieromonachos und Protosynkellos (alle drei Wörter im Genitiv) mit dem Zusatz Σαλονικέος,³¹ also ohne Hinweis auf eine Herkunft vom Berg Athos.³² Ein Chartouliarios war ein Wirtschaftsverwalter (vor 1453 auch in den Diensten des Kaisers, z. B. im späten 12. Jh. der Direktor des kaiserlichen Marstalls³³), ein Protosynkellos ein hochgestellter Amtsträger im Dienste

25. Nach T. Papamastorakes, Η μορφή του Χριστού – Μεγάλου Αρχιερέα, Deltion Christianikes Archaologikes Etaireias 17 (1993/94) 67–78, taucht der Typus Christus als Erzpriester unter Kaiser Andronikos II. auf; nach Ansicht des Verfassers spiegelt er den in der Palaiologenzeit erhöhten Status des Patriarchen von Konstantinopel wider.

26. Millet,¹² Taf. 169/3.

27. Millet,¹² Taf. 257/1.

28. Vgl. z. B. Günter Paulus Schiemenz, Jakobs Brunnen im tiefen Tal, Orientalia Christiana Analecta 204, Collectanea Byzantina, Roma 1977, 147–180, S. 149–151.

29. Die Malereien von Calenžixa (Samegrelo) haben *auch* georgische Beischriften (Lafontaine-Dosogne,¹ Abb. 142; Text der griechischen Stifterinschrift: Kauxčišvili,⁹ S. 138). Jedoch sind diese aus zwei Gründen kein Gegenargument. Erstens sollen neben Kyr Manuel Eugenikos noch andere Maler tätig gewesen sein, darunter vielleicht einheimische (Lafontaine-Dosogne,¹ S. 101; Volskaja,⁶ S. 103). Zweitens soll die Malerei im 17. Jh. teilweise überarbeitet worden sein (Lafontaine-Dosogne,¹ S. 100).

30. Kauxčišvili,⁹ S. 140.

31. sic! Der Geograph Stephanos von Byzanz hat im 5. Jh. n. Chr. ὁ Θεσσαλονικεύς (Val. Christ. Friedr. Rost, Griechisch-Deutsches Wörterbuch für den Schul- und Handgebrauch, 4. Aufl., 12. Druck, Braunschweig 1902, Bd. 2, Verzeichniß der Eigennamen, S. 47). Der Genitiv wäre -εως, ο statt ω ist aber nicht ungewöhnlich.

32. Die Athos-Mönche rekrutierten sich aus der ganzen orthodoxen Welt. Die relative Nähe des Heiligen Berges zu Thessaloniki ist deswegen ohne Bedeutung.

des Patriarchen;³⁴ damit kann es als sicher gelten, daß der in der Inschrift genannte Hieromonachos *kein* Maler war.

Nach allem sind die behaupteten Athos-Konnekationen der Kirchen des Königs Levan ~~rein hypothetisch. Deswegen sind Hinweise von Interesse, daß es im Athos-Kloster Philotheou ein Stifterbild Levans und seines Sohnes Aleksandre II. gebe.~~

Adolphe Napoléon Didron, der 1839 in Philotheou weilte, teilte mit, die georgischen Fürsten Léon und Alexandre hätten auf der Rückreise einer Pilgerfahrt nach Jerusalem den Athos besucht und in Philotheou den von Nord nach Süd verlaufenden Trakt mit dem Vorratskeller und darüber dem Refektorium errichten lassen.³⁵ Das Refektorium erstreckte sich nicht wie üblich in der Achse der Kirche von Ost nach West, sondern von Nord nach Süd und habe seine Apsis im Norden. Es habe schlecht erhaltene Malereien («...peintures... dégradées») aus der Mitte des 18. Jhs., also etwa gleichzeitig mit denen des 1746 erbauten und 1752 ausgemalten Katholikons. Es gebe dort große Bilder stehender Heiliger und darüber Szenen der Vita Jesu und der Gottesmutter, außerdem ein Bild der beiden (von Didron nicht näher identifizierten) georgischen Fürsten in einem mit Zweigen und goldenen Blumen verzierten Gewand. Die Köpfe seien von goldenen Nimben umgeben, nach Didron ein Ausweis, daß die Fürsten kanonisiert worden seien; ob sie auf dem Athos gestorben seien, ließ Didron offen.³⁶

Robert Curzon, der zwei Jahre vor Didron Philotheou besuchte, schrieb »The monastery was repaired, and the refectory enlarged and painted, in the year 1492, by Leontios, ὁ βασιλεὺς Καχαιῶν, and his son Alexander«.³⁷ Das griechische Zitat legt die Vermutung nahe, daß er hier eine Inschrift wiedergegeben hat. Seine Kenntnis muß jedoch nicht auf Autopsie beruhen: Das Jahr 1492 fällt nicht in die Regierungszeit Levans, sondern in die seines Vorgängers Aleksandre I. Es entspricht dem griechischen Weltjahr 7000 (vor dem 1. September), Z, das sich so bereits bei mehreren früheren Autoren findet, die das Bild ebenfalls erwähnten.³⁸ Curzon kann seine In-

33. Franz Grabler (Hrsg.), *Abenteurer auf dem Kaiserthron* (Byzantinische Geschichtsschreiber, 8), Graz - Wien - Köln 1958, S. 65, 227, 268.

34. Erich Trapp (Hrsg.), *Militärs und Höflinge im Ringen um das Kaisertum*. Byzantinische Geschichte von 969 bis 1118. Nach der Chronik des Johannes Zonaras (Byzantinische Geschichtsschreiber, 16), Graz - Wien - Köln 1986, S. 196.

35. [Adolphe Napoléon] Didron, *Le Mont Athos - Philothéou. Του Φιλοθεου Μονη*, *Annales archéologiques* 18 (1858) 197-205, S. 201-202: »Cellier et réfectoire ont été fondés et dotés par deux princes ibériens, Léon et Alexandre. En revenant d'un pèlerinage à Jérusalem, les deux Ibériens s'arrêtèrent au mont Athos, élevèrent à Philothéou la ligne de bâtiments qui court du nord au sud, firent construire le cellier et le refectoire, et donnèrent au couvent une de leurs propriétés de l'Ibérie, avec les revenus de laquelle on couvre toutes les dépenses annuelles de la bouche. On ne dit pas s'ils moururent dans l'Athos, à Philothéou; mais il est certain qu'on les a canonisés et qu'ils sont peints dans le réfectoire même, portant autour de la tête un beau nimbe doré, et sur le corps une robe à ramages et à fleurs d'or.« - Allgemeiner Huber,³ S. 103. Die Identität der Könige, von der Didron offenbar nur vage Vorstellungen hatte, ist auch später wiederholt sehr verkannt worden: Kadas,² S. 99-100: »der Fürst Leontios von Georgien und sein Sohn Alexander«; Andrew Simonopetritis (Haralampos Theophilopoulos), *Holy Mountain. Bulwark of Orthodoxy and of the Greek Nation*, Thessaloniki o. J., S. 86: »Kahetiou's son Leontios, a king in upper Iberia, and his son Alexander«; Theocharis Provatakis, *Berg Athos* (Griechische Landschaften, 13), Thessaloniki o. J., S. 30: »vom Georgier-Fürst Leontis und seinem Sohn Alexander«; Grassi,²² S. 173: »der Fürst Georgios Leontios und sein Sohn«.

36. Didron,³⁵ S. 198, 200-202.

37. Robert Curzon, jr., *Visits to Monasteries in the Levant*, Ithaca NY 1955, S. 304.

formationen diesen Quellen entnommen haben. Gabriel Millet, Jules Pargoire und Louis Petit³⁹ vermuteten, daß hier nur die erste Ziffer einer mehrstelligen Jahreszahl gelesen worden war. Sie gaben ihrerseits an »Trapeza, peinture, sur le mur O[uest]. Léon, roi du Cachet (Géorgie), et son fils, Alexandre, sont représentés de face, coiffés du diadème, et vêtus d'une robe à fleurs d'or«. Es folgt der Text der Beischrift mit der Jahreszahl ZMH, 7048, entspr. 1540 A.D.⁴⁰ Der Zusatz »D'après Porphyre, Ist. III. 2. p. XVII, (texte) et 379* (description)«⁴¹ läßt erkennen, daß die Angabe nicht auf Autopsie beruht.

Millet, Pargoire und Petit hatten die Auflösung der Literatur-Siglen für den zweiten Band ihres *Recueil des Inscriptions chrétiennes de l'Athos* versprochen, der jedoch nie erschien.⁴² Eine Bemerkung zu Inscr. 299⁴³ klärt, daß *Porphyre* im Jahr 1845 Philotheou besuchte. Damit dürfte es sich um den russischen Archimandriten Porfirij Uspenskij handeln, der 1845 und 1846 (und erneut 1858, 1859 und 1861) auf dem Athos weilte⁴⁴ und dessen Werk *Vostok christianskij. Afon'. Istorija Afona, čast' III: Afon' monašeskij* 1877 in Kiev erschien.⁴⁵ Danach wäre das Bild der *ḫaxetischen* Könige zwar zeitgenössisch. Jedoch fügten Millet *et al.* hinzu, daß Philotheou nach Smyrnakes⁴⁶ »sauf le catholicon et l'église« am 26. September 1871 vollständig abgebrannt sei. Es wäre demnach nicht mehr erhalten. Auch Franz Dölger, der 1941 den Athos besuchte, schrieb, daß »das Kloster i. J. 1871 mit Ausnahme des... Katholikons [...] ein Raub der Flammen wurde«. ⁴⁷ Nach anderen Quellen blieben aber außerdem die Bibliothek⁴⁸ bzw. sogar diese und die Trapeza⁴⁹ erhalten. Die befremdliche Angabe von Millet *et al.* »sauf le catholicon et l'église« ließe sich nach allem als ein Verschreiber von »sauf le catholicon et la bibliothèque« oder »... et la trapéza« verstehen. Dennoch bleibt es unklar, ob die Malereien in der letzteren den Brand von 1871 überlebten.

Eine Skizze von Vassilij Barskij vom Jahr 1744⁵⁰ zeigt das Kloster mit Blick von der Bergseite aufs Meer und damit die Außenseite des West- und des Süd-Traktes. Von

38. Nach Millet, Pargoire, Petit,¹³ S. 99: Johannes Komnenos (1701 und in späteren Drucken) hier zitiert nach der Ausgabe von Bernard de Montfaucon (1708)(vgl. Billetta,³ S. 552), Vassilij Barskij (hier nach der vierbändigen Ausgabe, St. Petersburg 1885–1887, lange nach Curzons Buch) und ein MS. im Kloster Vatopedi.
39. Millet, Pargoire, Petit,¹³ S. 99.
40. Trotz dieser Korrektur erweist sich die Jahreszahl 1492 als zählbig: Simonopetritis,³⁵ S. 86; Theocharis Provatakis,³⁵ S. 30; Θεοχάρης Μ. Προβατάκη, Τὸ ἅγιον ὄρος. Ἱστορία – Τέχνη – Παράδοση, Athen 1986, S. 129.
41. Millet, Pargoire, Petit,¹³ Inscr. 304. Zu »379*« im Vorwort: »Les astérisquent (*) indiquent les ouvrages où l'inscription est seulement mentionnée.«
42. Millet, Pargoire, Petit,¹³ Notiz vor S. 1; Amand de Mendieta,² S. 373 (Nr. 100).
43. Millet, Pargoire, Petit,¹³ S. 98.
44. Billetta,³ S. 259–260, 269.
45. Billetta,³ S. 572.
46. Vermutlich: Gerasimos Smyrnakis, Το Αγιον Ορος, Athenai: Anesti Konstantinides, 1903 (neugriech.)(zitiert nach Billetta,³ S. 568).
47. Dölger,² S. 54.
48. Simonopetritis,³⁵ S. 86.
49. Provatakis (1983),² S. 71; Kadas,² S. 100; Billetta,³ S. 284; Theocharis Provatakis,³⁵ S. 30; Προβατάκη,⁴⁰ S. 30.
50. Paul M. Mylonas, Athos und seine Klosteranlagen in alten Stichen und Kunstwerken, Athen 1963, Nr. 53, S. 130–131; Προβατάκη,⁴⁰ S. 127.

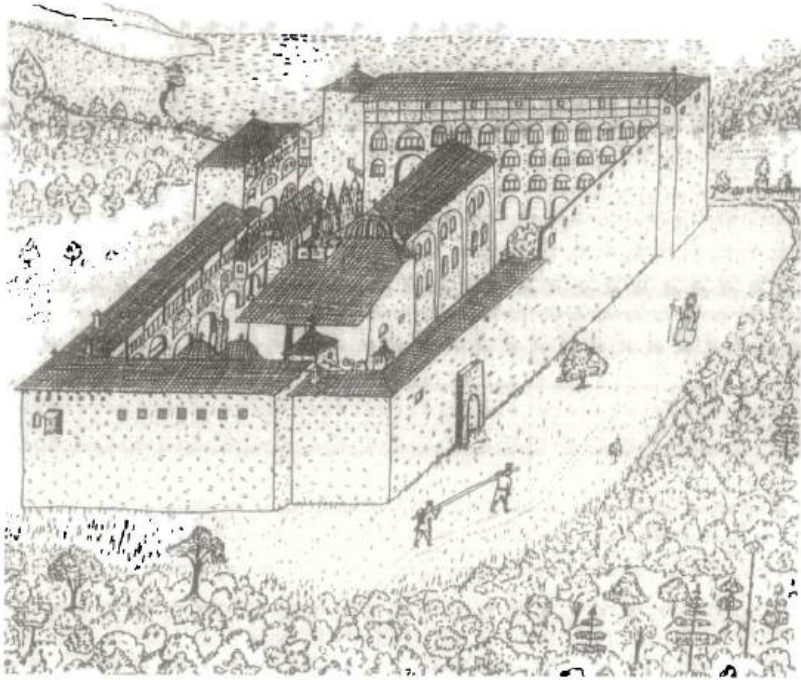


Abb. 1: Ansicht des Philotheou-Klosters nach B. Barskij (1744)

gleicher Höhe wie der Nord- und der Südtrakt, ist der Westtrakt niedriger als der Osttrakt und der Torturm, der sich anders als heute⁵¹ im Ostteil des Nordtraktes befindet. Die Außenwand des Westtraktes hat lediglich im obersten Geschoß sieben kleine, rechteckige Fenster und nahe der NW-Ecke einen typischen Abtritt-Erker neben einem kleinen Bogenfenster, darüber sieben sehr kleine Fenster oder Lüftungsöffnungen. Offenbar enthielt dieses Stockwerk Wohnräume. Die Trapeza ist nach Didrons Beschreibung⁵² im ersten Obergeschoß, also tiefer, anzusiedeln; auf der Skizze tritt sie nicht in Erscheinung.

Auf einem Stich vom Jahr 1849⁵³ ist das Kloster aus der Gegenrichtung gesehen. Im Katholikon ist zwar die heutige, zwei Jahre nach Barskijs Besuch ἐκ βάθρων⁵⁴, »von Grund aus«, also an Stelle des von Barskij gezeichneten Baus, errichtete Kirche wiederzuerkennen, jedoch erweisen etliche Diskrepanzen den Stich als unzuverlässig. Der 1764 erbaute⁵⁶ Glockenturm befindet sich über dem Eingang in den Exonarthex in der Achse der Kirche,⁵⁷ auf dem Stich jedoch weiter südlich. Die Fenster in den Apsiden sind unterschiedlich. Vor allem aber steht das Katholikon auf dem Stich in einem

⁵¹ Im Nordteil des Osttraktes: Provatakis (1983),² Abb. 93; Kadas,² Abb. 98; Grassi,²² S. 6 und 173 (Skizze); Simonopetritis,³⁵ 7. Farbtafel, oben.

⁵² Didron,³⁵ S. 197, 202; *cellier* hier wohl nur als »Vorratsraum«, nicht als unterirdisches Geschoss zu verstehen.

⁵³ Mylonas,⁵⁰ S. 133, Abb. 54; Προβοτάκη,⁴⁰ Abb. S.20.

⁵⁴ Millet, Pargoire, Petit,¹³ Inscr. 296. Vgl. Provatakis (1983),² S. 71; Kadas,² S. 100; Huber,³ S. 103.

⁵⁵ Rost,³¹ Bd. 1, S. 189; Brockhaus,² S. 28.

⁵⁶ Millet, Pargoire, Petit,¹³ Inscr. 302; Kadas,² S. 100; Huber,³ S. 103.

⁵⁷ Dölger,² Abb. 14; Provatakis (1983),² Abb. 95; Kadas,² Abb. 56. Bei der von Simonopetritis³⁵ auf der 7. Farbtafel unten abgebildeten Kirche handelt es sich nicht um »The Filotheou Holy

zu großen Klosterhof⁵⁸ in Diagonalrichtung, wodurch der Westtrakt in Südwest-Richtung käme, etc. Tatsächlich weisen die Trakte des Kloster-Geviets wie auf Barskijs Zeichnung⁵⁹ in die vier Haupthimmelsrichtungen.⁶⁰ Andererseits zeigt der Stich den Eingang in das Kloster bereits an der heutigen Stelle. Die in ihrem linken Teil lediglich vom Glockenturm und der (schon von Didron erwähnten⁶¹) Phiale stellenweise verdeckte Innenseite des Westtraktes ist reich gegliedert. Im Erdgeschoß ist eine Reihe hoher Bögen; in der Mitte führt eine breite Treppe in das Obergeschoß, dessen Front aus den niedrigeren, aber gleich breiten Bögen einer Galerie besteht. Unterhalb der untersten Treppenstufe steht die Beischrift *σάλα τῆς τραπέζης*, oberhalb des linken Teils des das Obergeschoß bedeckenden Daches *ἡ Τράπεζα*. Das auf Barskijs Zeichnung identifizierte Dachgeschoß mit Wohnräumen fehlt; es könnte im Zuge der Sanierungsmaßnahmen in den Jahren 1746 (neues Katholikon⁶²) bis 1776 (Kapelle Johannes des Täufers⁶³) abgerissen worden sein. Von dieser Darstellung unterscheidet sich der heutige Baubestand⁶⁴ nur durch ein weiteres, niedriges Obergeschoß mit kleinen, rechteckigen Fenstern, dem obersten Stockwerk des Osttraktes auf Barskijs Zeichnung ähnlich. Der Westtrakt kann also in der Tat vom Brand verschont geblieben und später – z. B. beim Wiederaufbau des Klosters nach 1871 – aufgestockt worden sein; die Maßnahme hätte den von Barskij festgehaltenen Zustand wiederhergestellt.

Tatsächlich sind die Trapeza und in ihr das Stifterbild der georgischen Könige erhalten.⁶⁵ Gegenüber den früheren Beschreibungen bestehen aber einige Unterschie-

Monastery«, sondern offenbar um das Katholikon der Großen Lavra; vgl. Kadas,² Abb. 78; Grassi,²² Abb. S. 64; Προβατάκη,⁴⁰ Abb. S. 134.

58. Grassi,²² S. 173, irrig: »Das Katholikon befindet sich in der Mitte eines weiten [sic!] Innenhofes. 1700 [sic!, recte: 1746] wurde es nach dem Vorbild der alten Kirche, von der sehr wenig erhalten ist, neuerrichtet.«
59. Diese Zeichnung gibt das Kloster-Geviert in »umgekehrter Perspektive«, d. h. als im Osten breiteres Trapez, wodurch streng genommen der Nordtrakt von ONO nach WSW und der Südtrakt von OSO nach WSW verläuft.
60. Vgl. Provatakis (1983),² Abb. 95, mit Mylonas,⁵⁰ Abb. 53, und Προβατάκη⁴⁰ S. 127. Die Angabe von Kadas,² S. 100, das Katholikon sei auf dem Fundament der alten Kirche erbaut worden, könnte freilich auf einer Überinterpretation des Ausdrucks *ἐκ βάθρων* in der Stifterinschrift (Millet, Pargoire, Petit,¹³ Inscr. 296) beruhen: *ἐκ βάθρων* bezeichnet nur einen völligen Neubau, nicht *auf den Fundamenten* [des Vorgängerbaus]. Vgl. Ἀνεγέρθη (oder Ἀνιστορήθη) *ἐκ βάθρων* in den Inschriften der Athos-Klöster in einem Parekklesion in Vatopedi, 1860 (Millet, Pargoire, Petit,¹³ Inscr. 102), im Narthex des Katholikons von Stavronikita, 1553 (ibid., Inscr. 202), in der Portaitissa-Kapelle in Ivron, 1683 (ibid., Inscr. 264, Stiftung des Voivoden Šerban Cantacuzino), in der Phiale der Großen Lavra, 1642 (ibid., Inscr. 424), im Katholikon von Dionysiou, 1547 (ibid., Inscr. 458; Brockhaus,² S. 28; nach dem Brand im Jahr 1534 durch Petru Rareș größer als vorher aufgebaut, also nicht auf den Fundamenten des Vorgängerbaus); an einem Turm in Dionysiou (Millet, Pargoire, Petit,¹³ Inscr. 494); offenbar auch in der Beinkapelle von Grigoriou (ibid., S. 177: »construit depuis les fondations et peint par les deux frères Métrophane et Nectaire en septembre 1739«). Provatakis (1983),² S. 71, drückte sich zurückhaltender aus: »Das Katholikon des Klosters wurde 1746 auf den Ruinen des alten, verfallenen Katholikon... errichtet.« Unbestimmt äußerte sich Simonopetritis,³⁵ S. 86: »The Church was built near the old one in 1746.«
61. Didron,³⁵ S. 197.
62. Millet, Pargoire, Petit,¹³ Inscr. 296.
63. Millet, Pargoire, Petit,¹³ Inscr. 300; vgl. ibid. Inscr. 301.
64. Die Nordseite des Klosters Philotheou soll 1979 neu errichtet worden sein: Billetta,³ S. 494.
65. Autopsie am 2.9.1999. Vater Gelasios, der mir bereits 1992 beim Abt die Genehmigung zum Photographieren der Psalm-Malereien erwirkte, ermöglichte mir auch diesmal die photographischen Aufnahmen.

de: Didron nannte die Malereien »dégradées«; das Stifterbild ist hingegen relativ gut erhalten. Nach Millet *et al.*⁶⁶ befindet es sich »sur le mur O[uest]«,⁶⁷ und die Könige sind »représentés de face«. Tatsächlich ist ihr Bild im Nordteil der Ostwand der Treppe, deren Lage in Ost-West-Richtung Didron richtig beschrieben hatte, und die Könige sind *nicht* frontal abgebildet. Schließlich sind sie entgegen Didrons Angabe *nicht* nimbiert.⁶⁸

Damit stellt sich die Frage, ob es sich überhaupt um das von den früheren Reisenden gesehene Bild handelt. Jedoch läßt der Stilvergleich mit den umfangreichen Malereien des 19. Jhs. in Philotheou und anderswo auf dem Athos keinen Zweifel, daß die Malerei sehr viel älter ist. Selbst das von Didron vorgeschlagene zweite Drittel des 18. Jhs. kommt nicht in Betracht, während gegen eine Datierung auf 1540 keine Bedenken bestehen. Zweitens entspricht die längste der drei Inschriften, abgesehen von einigen im Druck aufgelösten Kürzeln und Ligaturen, genau dem von Millet *et al.* mitgeteilten Text. Ferner finden sich alle sonstigen früher genannten ikonographischen Details wieder.

Die beiden Könige bringen der Gottesmutter das Modell des Klosters dar (dessen Katholikon der Verkündigung geweiht ist). Mit einem braunen Maphorion bekleidet, das nur an den Handgelenken hellbraune Manschetten und blaugrüne Ärmel freiläßt, ist am oberen Rand des Bildes in dessen Mitte die Gottesmutter als Halbfigur in der Haltung der Platytera, d. h. mit beidseitig ausgestreckten Armen und dem Beschauer zugewandten Handflächen, abgebildet. Ihr Kopf ist von einem gelbbraunen (»goldenen«) Nimbus umgeben, neben dem links und rechts die Beischrift MP ΘV steht. Vor ihr ist, ebenfalls als Halbfigur mit seitlich ausgestreckten Armen, der Jesus-Knabe mit braunem Haar, einem gelbbraunen Nimbus und einem hellbraunen Obergewand, das weite Teile des weißen Untergewandes freiläßt. Ein weißes Halbrund, aus dem vier Spitzen in gleicher Farbe herausragen, umgibt die Personengruppe und repräsentiert die Himmelskugel. Außerhalb ist der Hintergrund dunkel und mit vielen teils schwarzen, teils goldenen Sternen besetzt: der Himmel der irdischen Welt.

Die Könige sind streng symmetrisch angeordnet, links Levan, rechts Aleksandre. Sie sind in Dreiviertelansicht gegeben. Levan hält mit seiner linken Hand, Aleksandre mit der rechten das Modell des Klosters, auf das beide mit der leicht erhobenen anderen Hand weisen. Das Kloster ist ein weißes Geviert in der Mitte des Bildes. Der Eingang ist abweichend vom heutigen Zustand⁶⁹ an der (dem Beschauer zugekehrten) Nordseite, aber nicht wie in Barskijs Zeichnung nahe der NO-Ecke, sondern in der Mitte. Die NO-Ecke des Gevierts nimmt ein hoher, quadratischer Turm ein; der Westtrakt ist von niedrigeren Türmen in der NW- und der SW-Ecke flankiert. (Barskijs Zeichnung hat den NO-Turm nur noch als Stumpf, der das Dach des Osttrakts nicht überragt; die beiden westlichen Türme fehlen.) Der West-, der Süd- und der Osttrakt sind

66. Millet, Pargoire, Petit,¹³ S. 99.

67. Ähnliche Versehen Millets bei den Malereien in der Koukouzelissa-Kapelle in der Großen Lavra; vgl. Günter Paulus Schiemenz, Gabriel Millet's Ark of the Covenant in the Great Lavra at the Holy Mountain, *Macedonian Studies* 12 (N. S. 1, 1995) 3–42, S. 9.

68. Bei schlechter Beleuchtung könnte Didron die Zacken der Kronen nicht erkannt und deren unteren Teil als goldene Niben mißverstanden haben. Damit beschränken sich meine Bemerkungen (Günter Paulus Schiemenz, *Der 148. Psalm im Athos-Kloster Philotheou*, *Georgica* 20 (1997) 111–127, S. 113–115) auf Nekresi und Gremi.

69. Provatakis (1983),² Abb. 93; Kadas,² Abb. S. 98; Simonopetritis,³⁵ 7. Farbtafel oben; vgl. Mylonas,⁵⁰ Abb. 54.

von gleicher Höhe; der Nordtrakt ist niedriger. Dieser Unterschied besteht zwar auch bei Barskij; er braucht aber nicht den tatsächlichen Zustand wiederzugeben, sondern kann dem Zweck dienen, dem Beschauer einen Blick in den Klosterhof zu gewähren. Während die Innenseite des Nord- und des Westtraktes verdeckt ist, ist die des Ost- und des Südtraktes dem Beschauer zugewandt; im obersten Stockwerk sind je sechs kleine rechteckige Fenster. Die Anordnung im Osttrakt ist der bei Barskij recht ähnlich. Im Klosterhof steht – in derselben Ausrichtung wie bei Barskij – die Kirche; in beiden Darstellungen handelt es sich unverkennbar um den gleichen Bau. In der Wandmalerei ist die Nordseite, in der Zeichnung von 1744 die Südseite zu sehen. In beiden Fällen ist ein kuppelloses Längsschiff dargestellt, dessen Längswand in der Wandmalerei von vier, in der Zeichnung von drei großen Bögen gegliedert wird. Die Wandmalerei zeigt eine östlich angebaute Apsis; in der Zeichnung ist wegen der anderen Blickrichtung keine Apsis sichtbar. Der Westgiebel hat in beiden Fällen ein großes Oberlicht (in der Zeichnung breiter als in der Wandmalerei). Unter ihm markieren in der Wandmalerei ein schmales Pultdach und darunter eine Wand mit zwei Fenstern einen kleinen Narthex, während in der Zeichnung dem Naos ein großer, plumper Narthex vorgelagert ist, der breiter als der Naos ist – unverkennbar ein späterer Anbau. Der First des Kirchendaches trägt in der Wandmalerei in der Mitte, in der Zeichnung an jedem Ende ein Kreuz.

Insgesamt zeigt die Wandmalerei das Kloster – offenbar im wesentlichen realistisch – in einem älteren Zustand als Barskijs Zeichnung und vor allem das alte Katholikon. Gelegentlich gibt es Stifterbilder als getreue, jüngere Kopie eines älteren Bildes;⁷⁰ sieht man von dieser Möglichkeit ab, so liefert nach allem das Modell des Klosters weitere Argumente für eine Datierung auf 1540, gegen Didrons Spätdatierung.

Der längliche Charakterkopf des Königs Levan – mit fein gezeichnetem weißen Voll- und zweiteiligem Schnurrbart – ist von einer gelben (»goldenen«) Krone bedeckt, von der sieben Zacken sichtbar sind, die also insgesamt wohl als zwölfzackige Krone zu verstehen ist. Levan trägt ein blaugraues, langärmeliges Gewand, einen breiten weißen Gürtel und darüber einen hellbraunen, ärmellosen, vorn offenen Mantel. Das Gewand und der Mantel sind – wie von Didron und von Millet *et al.* beschrieben – mit realistisch gestalteten Blumen reich verziert, auf dem Mantel durchweg, auf dem Gewand teilweise in Gold. Der Brustteil des Gewandes hat überdies acht dunklere Querstreifen. Aleksandres Gesicht – mit einem großen braunen Vollbart – ist weniger gut erhalten. Die Krone gleicht der seines Vaters, im wesentlichen auch das Gewand und der Mantel. Lediglich sind die Blumenmuster auf dem Mantel nicht in Gold und stärker geometrisiert, das (eher grünliche) Gewand weniger reich verziert und der Gürtel hellbraun.

Zwischen den Königen steht unter dem Modell des Klosters die von Millet *et al.* mitgeteilte Inschrift. Der sehr gute Erhaltungszustand und der publizierte Text⁷¹ machen eine erneute Wiedergabe unnötig. Außerdem gibt es noch zwei weitere Beischriften:⁷² über Levans Kopf ΛΕΩΝ ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΚΑΧΕΤΙΟΥ / Κ(α) ΠΑΧΗΣ ΙΒΗΠΙ(ας) Κ(α) ΚΤΗΤΩΡ ΤΗΣ ΣΕΒΑΣΜΙ(ας) / Κ(α) ΒΑΣΙΛΙΚΗΣ ΜΟΝΗC / ΤΟΥ ΦΙΛΟΘΕΟΥ,

70. Stylianou,¹⁹ S. 114–117, Abb. 57.

71. Millet, Pargoire, Petit,¹³ Inscr. 304; zwischen Λέωντος und βασιλέως; τοῦ; statt Ἰβηρίας ΙΒΗΠΙ(ας).

72. Zwischenräume zwischen den Wörtern hier eingefügt; κ(α) als das übliche Kürzel (= κε), ου, υι (in υίος) und mehrere andere Ligaturen.

über Aleksandres Kopf ΑΛΞΕΑΝΔΡΟΣ Ο ΥΙΟΣ ΑΥΤΟΥ ΒΑΣΙΛΕΥΣ / ΚΑΧΕΤΙΟΥ Κ(αυ) ΠΑΧΗΣ ΙΒΗΠΙ(ας) Κ(αυ) ΚΤΗΤΩΡ / ΤΗΣ ΣΕΒΑΣΜΙ(ας) / Κ(αυ) ΒΑΣΙΑΙ / ΚΗΣ ΜΟΝΗΣ ΤΟΥ ΦΙΛΟ / ΘΕΟΥ. Levan und Aleksandre geben sich anspruchsvoll als Könige nicht nur des Kleinstaats Kakheti, sondern von ganz Georgien⁷³, und nicht nur als Erneuerer, sondern als Stifter des Klosters.

Bemerkenswert ist, daß die in Gremi, Nekresi und Axali Šuamta abgebildeten Stifter sowohl untereinander als auch mit denen in Philotheou keinerlei Ähnlichkeit aufweisen. Das Bild in Nekresi⁷⁴ zeigt sie in einem für die Zeit um 1540 und damit für Philotheou passenden Lebensalter: Ein König mittleren Alters mit eher spärlichem braunen Bart hält in seiner rechten Hand das Modell der Basilika, die das Bild realiter enthält. Bei seiner linken Hand ist nicht ganz klar, ob sie ebenfalls das Modell der Kirche trägt oder nicht eher jene hinweisende Geste macht, die auch in Philotheou dargestellt ist. Er, seine Gattin und der noch bartlose Sohn sind mit dem Körper leicht nach links zum Ziel ihrer Devotion gewendet, dem aber nicht ihr Blick gilt. Vielmehr wirken die drei Stifter wie in einem Gespräch, indem die Königin (links) und der König in der Mitte das Gesicht zurück auf den Jüngling gerichtet haben. Alle drei tragen eine Krone ohne Zacken und sind nimbiert; die beiden Männer sind in ein langärmeliges Gewand und einen langen, ärmellosen Mantel gekleidet, der reiche Ornamente trägt, ähnlich also wie die Könige in Philotheou, die Mäntel aber vorn geschlossen. Die nur noch sehr unvollständig erhaltenen Beischriften sind griechisch.

Ähnliche Kronen tragen die Königin und der König, die sich in dem nur teilweise erhaltenen Stifterbild in Axali Šuamta – ohne das Modell einer Kirche in den ausgestreckten Händen – nach links wenden;⁷⁵ rechts vom König und halb hinter ihm stehend, ist noch eine weitere bartlose Person. Niemand von ihnen ist nimbiert. Der König und die Königin tragen hier nicht den ärmellosen Mantel mit Öffnungen zum Durchstecken der Arme, sondern über dem langen Gewand einen Umhang, der vor der Brust mit einer Brosche zusammengehalten wird. Beischriften fehlen.

Kann man hier noch eine gewisse Ähnlichkeit des Königs mit dem in Nekresi feststellen, so ist dies bei den beiden gekrönten und nimbierten Männern im Stifterbild von Gremi⁷⁶ nicht der Fall. Sie wenden sich der rechts auf einem Thron sitzenden Gottesmutter zu, die den Jesus-Knaben auf dem Schoß hält und ihre rechte Hand den

73. Der Gebrauch derartig überhöhter Titel war nicht neu; schon um 1185 ließ sich der georgische König Giorgi III. *König der Könige des ganzen Ostens Giorgi, Sohn des Dimitri, König der Könige* nennen (G. M. Gaprindashvili, *Ancient Monuments of Georgia: Vardzia*, Leningrad 1975, S. 20). Entsprechend schmückten sich auch abendländische Herrscher gern mit ererbten, aber inhaltslos gewordenen Titeln, so die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation bis 1806 mit dem eines Königs von Jerusalem.

74. Gaiané Alibégachvili, *La portrait laïque dans la peinture monumentale géorgienne du moyen âge* (georgisch mit russ. und französ. Zsfsg.), Tbilissi 1979, Abb. 42; Alpago-Novello *et al.*,¹ Abb. 147.

75. Da die Kirche der Geburt der Gottesmutter geweiht ist, dürfte hier Maria zu ergänzen sein.

76. Alpago-Novello *et al.*,¹ Abb. 370; Alibégachvili,⁷⁴ Abb. 43. Nach Alibégachvili, a. O. S. 145, ist hier »Roi Levan avec le saint guerrier devant la Vierge à l'Enfant« abgebildet. Der Stifter (mit dem Modell der Kirche) ist durch die Beischrift (in Asomtawruli) *König Leon der Erbauer* zweifelsfrei identifiziert. Die außerordentlich ähnlichen Köpfe der beiden Männer, beide mit Krone und Nimbus, würden dann aber bedeuten, daß zwischen einem König und einem Krieger-Heiligen überhaupt kein Unterschied gemacht wurde. Während in Stifterbildern nicht nur regierende Könige, sondern auch deren Familienmitglieder Kronen tragen, passt die Krone zu keinem der üblichen Soldatenheiligen.

Stiftern entgegenstreckt. Hier sind diese tatsächlich *représentés de face*, wie von Millet *et al.* für Philotheou angegeben. Der in Bezug auf Maria vordere König reicht zwar der Gottesmutter das mit beiden Händen gehaltene Modell der Kirche hin, aber sowohl er als auch sein durch Lanze und Schild als Krieger gekennzeichnete Nachbar blicken ernst und starr auf den Beschauer. Beide haben schwarze Bärte und Schnurrbärte und volles, schwarzes Haupthaar und sehen etwa gleichaltrig aus. Wirken die Stifter von Philotheou und Neḱresi und selbst die von Axali Šuamta noch ›mediterran-europäisch‹, so sind die von Gremi ausgeprägt ›orientalisch‹. Dies gilt auch für die Gottesmutter und den Jesus-Knaben, und die Beischriften sind georgisch. Es kann keine Frage sein, daß hier *kein* griechischer Maler am Werke war, d. h. daß hier ein genuines Werk der georgischen Kunst vorliegt.

Angesichts der so verschiedenen Physiognomien ist die Frage müßig, ob eines der vier Bilder authentischen Portrait-Charakter hat und, wenn ja, welches. Einerseits zeigt das Stifterbild von Gremi zwei Männer mittleren Alters, während der Dekor doch erst postum nach der sehr langen Regierungszeit Levans fertiggestellt worden sein soll. Andererseits ist in Philotheou Levan schon dreieinhalb Jahrzehnte vor seinem Tod weißhaarig und Aleksandre 65 Jahre vor seiner Ermordung als reifer Mann dargestellt. Hier gibt es Unstimmigkeiten, die davor warnen, selbst in zeitgenössischen Stifterbildern Portraits der Abgebildeten zu sehen.

Die Kronen Levans und Aleksandres in Philotheou führen nicht nach Georgien,⁷⁷ sondern nach Rumänien. Das nur sieben Jahre nach der Trapeza von Philotheou von dem Kreter Zorzis ausgemalte Katholikon des Klosters Dionysiou⁷⁸ enthält ein Stifterbild des Voivoden Petru Rareš und seiner Familie.⁷⁹ Die Mäntel aller abgebildeten Personen sind reich bestickt, die des Voivoden und seines rechts vom dargebrachten Modell der Kirche stehenden Sohnes mit ganz ähnlichen Mustern wie auf dem Mantel des Königs Aleksandre. Die Armhaltung der beiden das Kirchenmodell haltenden Söhne stimmt mit der von Levan und Aleksandre gut überein; ihre Mäntel und auch der ihrer Mutter sind wie in Philotheou ärmellos (jedoch vorn geschlossen). Nur die Kronen des rechts stehenden Sohnes und der Fürstin sind auf Millets Abbildung deutlich; es sind auch hier vielzackige Kronen. Zählt man die Zacken wie zuvor in Philotheou, so sind es jeweils acht. Es ist nicht überliefert, daß Petru Rareš und seine Söhne den Athos besucht hätten; bei der Fürstin ist es ausgeschlossen. Auch erscheint es als eher unwahrscheinlich, daß der kretische Maler den Voivoden und seine Familie in der fernen Moldau portraitiert habe. Mithin ist es durchaus zweifelhaft, ob man in diesem Stifterbild auf Autopsie beruhende Portraits sehen darf.

77. Auch in Westgeorgien sind im 16. und 17. Jh. bei biblischen Königen und georgischen Herrschern Kronen mit zahlreichen Zacken nicht bekannt: Šalva Amiranašvili, *Istorija Gruzinskogo Iskusstva*, Moskva 1963, Taf. 189, 191, 193, 204–207, 211; Evgenii Derlemenko, Eduard Gigilašvili, Rusudan Mepisašvili, Tinatini Virsaladze, Gelati, *Architecture mosaic frescoes* (georgisch, russisch, englisch), 1982, Taf. 59, 60, 70; Alibégachvili,⁷⁴ Abb. 40. Zacken (aber anders als bei den Voivoden-Bildern) haben lediglich die Kronen des imeretischen Königs Aleksandre und seiner Frau im Katholikon von Gelati: Alibégachvili,⁷⁴ Abb. 41.

78. Millet, Pargoire, Petit,¹³ S. 158 zu Inscr. 458; vgl. K. D. Kalokyri(s), Ἄθως. Θέματα ἀρχαιολογίας καὶ τέχνης *Themes of Archaeology and Art: Athos*, Athen 1963, 2. Kap., S.53–171 (hier in der Orthographie Ζώρτζης). Προβατάκη,⁴⁰ S. 129, schrieb die Trapeza-Malereien von Philotheou demselben Maler zu (in der Orthographie Τζώρτζης; vgl. Theocharis Provatakis,³⁵ S. 30).

79. Millet,¹² Taf. 204/1.2.

Bezüglich der Kronen gibt es einen vermutlich authentischen Beleg: In der 1535 ausgemalten Klosterkirche von Humor in der Bukovina tragen Elena Branković, die Gattin des Petru Rareș, und ihr Sohn eine im Stirnreifen mit Edelsteinen eingelegte Krone mit acht Zacken, von denen fünf sichtbar sind.⁸⁰ Die Kronen folgen recht genau dem Typ, der durch das ca. 1488–1496 entstandene Stifterbild des Voivoden Stephan des Großen (reg. 1456–1504) nebst Gattin und Sohn im Naos des Katholikons des Klosters Voroneț (unweit von Humor) repräsentiert wird.⁸¹ Sie können als *typisch gotisch* eingeordnet werden⁸² und angesichts der kulturgeographischen Lage der Donaufürstentümer in dieser Form nicht überraschen. Zwar ist die Zahl der Zacken in den moldavischen Beispielen und in Dionysiou dieselbe; in deren Form sind die Unterschiede jedoch erheblich. Es scheint mithin, daß Zorzi zwar über gewisse Angaben, nicht aber über Detailkenntnisse verfügte.

Im Prinzip hätten ihm solche durch transportable Objekte wie Ikonen zugänglich sein können. Auf einer Ikone der Heiligen Simeon und Savvas (von Serbien) vom Jahr 1152 aus der Kathedrale von Argeș im Kunstmuseum in Bukarest sind zu Füßen der stehenden Heiligen kniend die Fürstin Despina und ihre Töchter Roxana und Stanca abgebildet.⁸³ Die beiden Töchter tragen jeweils eine mit Edelsteinen verzierte Krone, von deren acht Zacken fünf sichtbar sind. Eine gleichzeitige Ikone gleicher Provenienz zeigt die Kreuzabnahme und die Fürstin Despina, die ihren toten Sohn Theodosie auf den Armen trägt.⁸⁴ Dieser hat auf dem Kopf die achtzackige Krone.

Gut 20 Jahre nach dem Stifterbild in Dionysiou entstanden die (freilich 1855 überarbeiteten) Wandmalereien im Katholikon von Dochiariou. An der Südwand des Esomarthex steht ein Stifterbild von Petru Rareșs Schwiegersohn, des Voivoden Alexander Lapusneanul, dessen Gemahlin Roxandra und der Söhne Konstantin, Petros und Pogdanos (Bogdan). Alle tragen vielzackige, recht hohe Kronen.⁸⁵ Bei denen Bogdans und Roxandras ist deutlich, daß die Zacken nicht ekliptisch stehen, sondern daß die der hinteren Bildebene zwischen denen der vorderen zu sehen sind. Demnach haben die Kronen Alexanders und Konstantins je zehn, die Bogdans und Roxandras je elf und die Petros' zwölf Zacken – hier wie die Kronen Levans und Aleksandres. Abermals sind die Mäntel durchweg reich bestickt und alle außer dem Konstantins ((der einen Umhang trägt) vom ärmellosen Typ.

Etwa ein Jahrhundert jünger als die Stifterbilder in Philotheou und Dionysiou ist das des Voivoden Johannes Matthaios Basarab und seiner Frau, der Kyria Elena, in Xemophontos.⁸⁶ Die Gewänder sind hier anders; die Kronen stehen denen der Elena Branković (1535) und auf den beiden Ikonen näher. In Rumänien sind solche Kronen, zum Teil mit weniger Zacken,⁸⁷ auch anderswo im 16. und 17. Jh. vertreten und

80. André Grabar, Georges Oprescu, Rumänien. Bemalte Kirchen in der Moldau (UNESCO-Sammlung der Weltkunst), Paris 1962, Taf. VIII.

81. Maria Ana Musicescu, Sorin Ulea, Voroneț, 2. Aufl., Bucarest 1971, Taf. 5–7 (dazu S. 23).

82. Vgl. z. B. zahllose gotische Darstellungen der Jungfrau Maria wie die *Vierge dorée* an der Kathedrale von Amiens (13. Jh., mit achtzackiger Krone): Richard Hamann, Geschichte der Kunst von der altchristlichen Zeit bis zur Gegenwart, München 1932, Abb. 175.

83. Corina Nicolescu, Rumänische Ikonen, București 1976, Abb. 9, 11, S. 38.

84. Nicolescu,⁸³ Abb. 13, S. 38–39; Kurt Weitzmann, Gaiané Alibegašvili, Aneli Volskaja, Manolis Chatzidakis, Gordana Babić, Mihail Alpatov, Teodora Voinescu, The Icon, New York 1987, Abb. S. 390, 391 (dazu S. 375).

85. Millet,¹² Taf. 242/2, 243/1,2.

86. Millet,¹² Taf. 169/6.

dann in der Zeit des Constantin Brîncoveanu, d. h. um 1700, ausgesprochen häufig⁸⁸ (Kapelle des Hospitals des Klosters Cozia, 16. Jh.: Stifter mit Gattin und Kind, mindestens das Ehepaar mit den achtzackigen Kronen, der Stifter im langärmeligen Gewand und dem ärmellosen, vorn offenen Mantel;⁸⁹ Kloster Caluiu: Voivode Mihai Vi-teazul, um 1600;⁹⁰ Brîncoveanu-Zeit: Kloster Horezu, Katholikon, Narthex, Ostwand, 1697;⁹¹ Kloster Surpatele, eine Stiftung von Maria, der Gattin des Constantin Brîncoveanu;⁹² auch in der Kleinkunst: Stickereien: 1680/81 Epitaphion mit Șerban Cantacuzino und Familie,⁹³ Epitrachelion für Horezu;⁹⁴ Silbertreiarbeit: Stifterfiguren am Fuß eines von Șerban Cantacuzino 1685 dem Kloster Cotroceni gestifteten Rhipidions⁹⁵). Zackenkronen wurden so sehr zum Leitmotiv der rumänischen Kunst, daß in den Außenfresken der Moldau-Klöster (Humor 1535, Moldovița 1537, Arbore 1541, Voroneț 1547, Sucevița 1601⁹⁶) auch die antiken Philosophen, Sibyllen, Propheten, in Voroneț der Hl. Gregorios im Bischofsornat⁹⁷ und im Jüngsten Gericht König Salomon und zwei Frauen in der Schar der Märtyrer, in Sucevița König Saul, in Humor und in Moldovița der Kaiser und die Kaiserin in der Belagerung Konstantinopels solche Kopfbedeckungen tragen.⁹⁸ Eine Silbertreiarbeit des (sicher aus der Tradition der gotischen Kunst schöpfenden Siebenbürgener Sachsen) Sebastian Hann aus Hermannstadt, 1709 im Auftrag Constantin Brîncoveanus für das Kloster Horezu hergestellt, zeigt Konstantin und Helena mit solchen Kronen (und slavischen Beischriften).⁹⁹

In wie weit sich diese Kronenform als ›westlicher‹ Einfluß erklärt, sei hier nicht diskutiert; jedenfalls ist sie im orthodoxen Bereich ›typisch rumänisch‹. Es läßt sich also konstatieren, daß sie auf dem Athos als solche erkennbar bleibt, aber in einer Weise abgewandelt wird, die sich nur aus dem Fehlen von Autopsie erklären läßt. Deswegen können auch die Stifterbilder der Voivoden in den Athos-Klöstern nicht als zuverlässige Portraits gelten. Den Vorgang in Philotheou kann man sich so vorstellen: Levan und Aleksandre hielten sich auf der Rückreise von ihrer Pilgerfahrt nach Jerusalem eine Weile auf dem Athos auf. Nach der Heimreise spendeten sie Geld zum Wiederaufbau von Philotheou. Ähnlich wie das spätere Katholikon bereits 1746 erbaut, aber erst sechs Jahre danach ausgemalt wurde, werden sich die Arbeiten im 16.

87. So auch bei gotischen Kronen im katholischen Westen. s. z. B. Kaiser Heinrich II. am Bamberger Dom (Hamann,⁸² Abb. 334).
88. Ein Stifterbild von Constantin Brîncoveanu und seiner Frau Maria in dem 1708 erbauten und ausgemalten Parekklesion des Hl. Konstantin im Athos-Kloster Hagiou Pavlou ist leider nicht erhalten: Millet, Pargoire, Petit,¹³ S. 150, Inscr. 439.
89. I. D. Ștefănescu, *La peinture religieuse en Valachie et Transylvanie depuis les origines jusqu'au XIX^e siècle*, Paris 1930, Taf. 55.
90. Ștefănescu,⁸⁹ Taf. 79.
91. Ștefănescu,⁸⁹ Taf. 89, 90; Vasile Draguț, Nicolae Săndulescu, *Arta Brâncoveneasca*, București 1971, Abb. 99, 100.
92. Ștefănescu,⁸⁹ Taf. 64, 65.
93. Draguț, Săndulescu,⁹¹ Abb. 112.
94. Draguț, Săndulescu,⁹¹ Abb. 115–116.
95. Draguț, Săndulescu,⁹¹ Abb. 120.
96. Musicescu, Ulea,⁸¹ S. 14, 17.
97. Musicescu, Ulea,⁸¹ Taf. 44.
98. Abermals kann sich hier ein Einfluß der Gotik ausdrücken; vgl. z. B. die Tugenden am linken Westportal des Straßburger Münsters (Hamann,⁸² Abb. 367).
99. Draguț, Săndulescu,⁹¹ Abb. 119.

Jh. längere Zeit hingezogen haben. Der zur Ausschmückung der Trapeza schließlich herangezogene Maler hatte zwar das Kloster, nicht aber die Stifter vor Augen und schuf eine realistische Abbildung der Bauten, aber ein Phantasiebild der georgischen Könige, für das er Details der ihm vertrauten Voivoden-Stifterbilder benutzte, den Bildern aller biblischen Gestalten *mutatis mutandis* vergleichbar. Wie zwischen David und Salomon gab er den Altersunterschied zwischen Levan und Aleksandre richtig wieder, nicht aber deren tatsächliches Alter, das ihm nicht bekannt sein mochte. Die großen Unterschiede im Aussehen der Stifter in Neḡresi, Gremi und Axali Šuamta dürften ein solches Verfahren auch mindestens bei zwei der georgischen Dekors wahrscheinlich machen. Ob wir von Levan und Aleksandre *Portraits* besitzen, ist eine offene Frage, die sich kaum beantworten lassen wird.

BERICHT

Ein neues Projekt der Klassischen Archäologie in Jena

Am Lehrstuhl Klassische Archäologie des Instituts für Altertumswissenschaften (Prof. Dr. Angelika Geyer) der Friedrich-Schiller-Universität haben im Herbst 1999 die Arbeiten am Projekt »Kastell Apsaros« begonnen. Das Projekt ist Teil des Schwerpunktprogramms »Formen und Wege der Akkulturation im östlichen Mittelmeerraum und Schwarzmeergebiet in der Antike« der Deutschen Forschungsgemeinschaft und hat eine vorgesehene Laufzeit von sechs Jahren. Es wird in Zusammenarbeit mit georgischen Wissenschaftlern aus Batumi realisiert.

Objekt der Untersuchungen ist das wohl im späten 1. Jh. n. Chr. gegründete römische Kastell Apsaros, gelegen an der Mündung des Çoroxi (türkisch: Goruh nehri, in der Antike: Acampsis) in der sechs Kilometer südlich von Batumi gelegenen Siedlung Gonio in der Republik Georgien. Apsaros war die bedeutendste Festung des »Pontischen Limes«, der aus einer Reihe von Festungen an der östlichen Schwarzmeerküste bestand. Römische Festungen lagen beispielsweise im heutigen Biçvința-Pizunda (Pitiunt), in Soxumi (Dioskurias-Sebastopolis) und in Poti (Phasis). Dieses Grenzsicherungssystem unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht von dem uns besser vertrauten Germanischen Limes mit Kastellen, fortlaufender Mauer und entwickeltem Straßensystem im Hinterland. So wurden die Schwarzmeerkastelle von der Pontischen Flotte versorgt. Der »Pontische Limes« fungierte in unterschiedlicher Intensität vom 1. bis zum 6. Jh. n. Chr. Er sollte Roms Herrschaft über das Schwarze Meer, seine Machtposition gegenüber den Klientelkönigtümern im Kaukasus – darunter das kaukasische Iberien, der Ostteil des heutigen Georgien – sowie die Kontrolle der Kaukasuspässe hin zu den weiten eurasischen Steppengebieten sichern.

In Apsaros standen zur Zeit des Kaisers Hadrian (117–138 n. Chr.) fünf Kohorten, d. h. die Hälfte der 12. Römischen Legion, deren Hauptquartier Melitene (heute Eski Malatya in der Türkei) am oberen Euphrat in der Provinz Kappadokien war. Das Kastell hatte also eine starke Besatzung. In der ersten Hälfte des 6. Jhs. war Apsaros verfallen, die Zentren des römischen Engagements lagen in Sebastopolis (heute Soxumi) und Pitiunt (heute Biçvința) an der Nordküste des Pontos. Doch wurde die Festung wohl noch im späten 6. oder in der ersten Hälfte des 7. Jhs. wieder aufgebaut, sie war noch im 10. Jh. Stützpunkt der Byzantiner. Später war sie in genuesischer Hand. Während der türkischen Herrschaft wurde 1547 die Umfassungsmauer grundlegend erneuert.

Die Größe der Festung und die schriftlichen Nachrichten zu Apsaros weisen auf die besondere Bedeutung des Ortes in der Antike hin. Daher erschien Apsaros für Untersuchungen im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms zu Fragen der Akkulturation, also des Austauschs bzw. der Wechselwirkungen von Kultur, besonders gut geeignet. Zu fragen ist, wie die römische Kultur in der Peripherie des Kastells und im »Hinterland« aufgenommen wurde. Die Römer kamen hier in eine Region, die bereits auf eine reiche Vergangenheit zurückblickte. Erinnerung sei nur an die »Goldreiche Kolchis«. Apsaros beherbergte immerhin ein Grab des Apsyrtos, den dessen Schwester Medea auf ihrer Flucht ins Meer warf!

Am Beginn des Projektes stehen archäologische Arbeiten in der Festung und in ihrer näheren Umgebung; die Prospektion wird in Zusammenarbeit mit den Instituten für Geophysik und für Geographie der Friedrich-Schiller-Universität realisiert. An den Grabungen in Georgien werden Jenaer Archäologie-Studenten beteiligt sein. Das archäologische Material aus Kastell und Umland soll zum einen befragt werden auf die Anfänge des Austauschs zwischen der einheimischen Bevölkerung, die ihrerseits Anregungen aus iranischer und griechischer Kultur aufgenommen hatte, und römischem Militär, zum anderen auf weitere Auswirkungen der römischen Präsenz auf Lebensweise und Bauaktivitäten in der unmittelbaren und weiteren Umgebung des Kastells.

Sollte es der Zeitrahmen erlauben, werden in einer weiteren Phase Untersuchungen entlang der durch das Tal des heutigen Ačarişçqali ins kaukasische Hinterland führenden Magistrale unternommen, um Ausstrahlungen ins »Hinterland«, d. h. nach Iberien und Armenien, zu untersuchen.

Die bisher verfügbaren Daten lassen vielfältige Ergebnisse erwarten. Die Untersuchungen zu Apsaros haben übrigens auch einen ganz aktuellen Aspekt: Direkt neben dem Kastell verläuft die wichtigste Transitstraße von der GUS in die Türkei. Der Dornröschenschlaf, in dem die Festung jahrzehntelang durch ihre Lage im Grenzgebiet ruhte, ist vorbei. Apsaros-Gonio ist wieder einmal Umschlagplatz von Waren und Ideen.

Annegret Plontke-Lüning

VERZEICHNIS DER AUTOREN

| | |
|--------------------------|--|
| Arsenišvili, Irina | Universität Tbilisi |
| Christophe, Barbara | Universität Frankfurt am Main |
| Fährnich, Heinz | Universität Jena |
| Gačėčilaze, Ekaťerine | Universität Tbilisi |
| Goderzišvili, Ketevan | Universität Tbilisi |
| Kaķabaze, Nodar | Universität Tbilisi |
| Ķalandaze, Merab | Universität Tbilisi |
| Ķalandaze, Roland | Universität Tbilisi |
| Mamaiašvili, Nana | Universität Tbilisi |
| Mattissen, Johanna | Universität Zürich |
| Mindaze, Iva | Universität Tbilisi |
| Mindorašvili, Davit | Archäologisches Forschungszentrum, Tbilisi |
| Orthmann, Winfried | Universität Halle |
| Pixelauri, Konstantine | Akademie der Wissenschaften, Tbilisi |
| Plontke-Lüning, Annegret | Universität Jena |
| Qvavaze, Davit | Tbilisi |
| Schiemenz, Günter Paulus | Universität Kiel |
| Soselia, Eter | Universität Tbilisi |